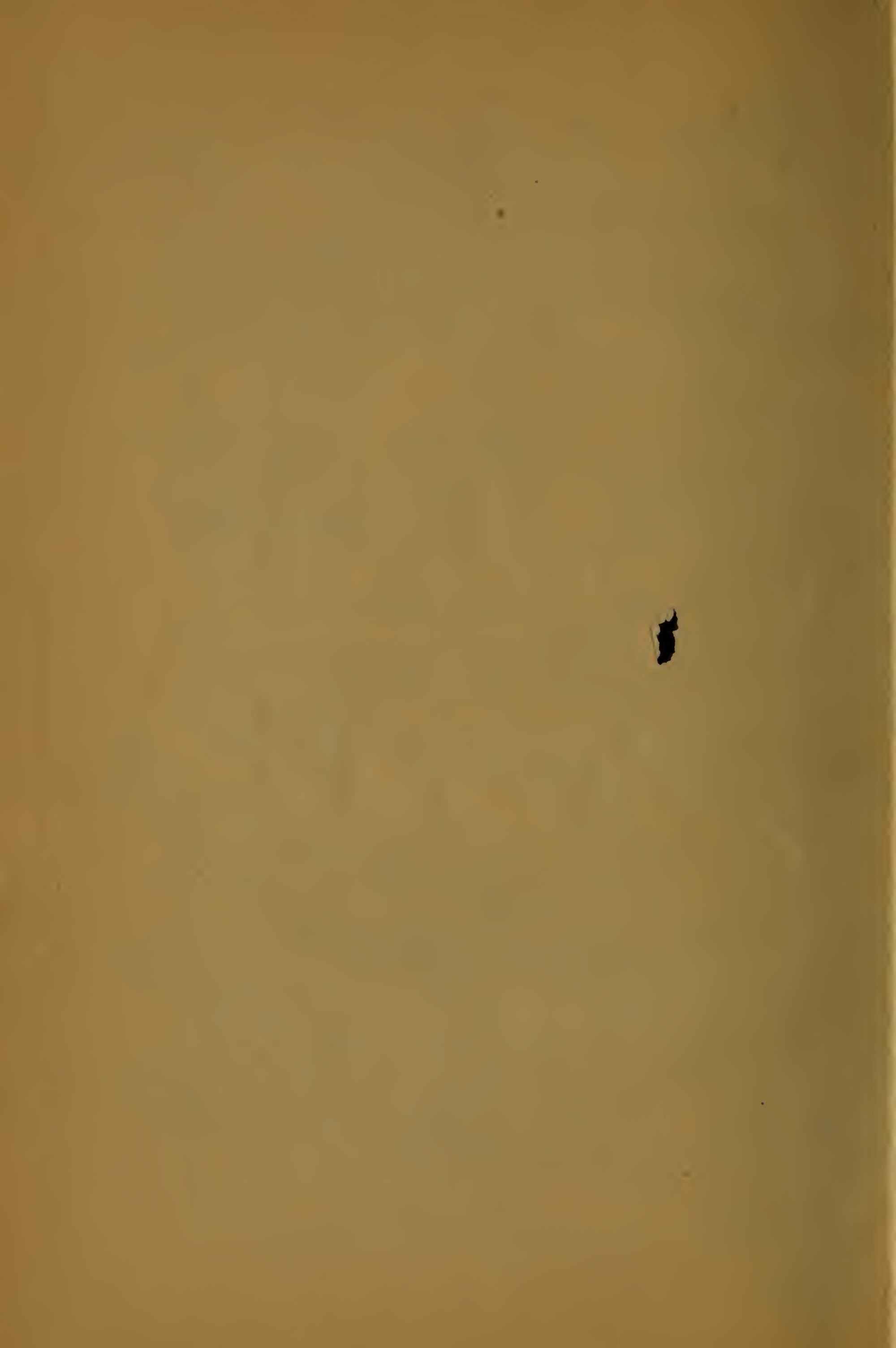
Huldreich Zwingli.

Von Jean Grob.







Huldreich Zwingli.

(Nach Hans Holbein.)

Huldreich Zwingli.

Jubelgabe

— zur —

Feier seines 400jährigen Geburtstages,

auf den 1. Januar 1884.

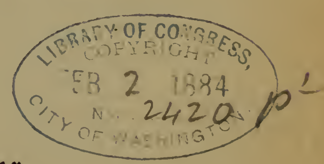
Mit Bildniß Zwingli's.

Für den christlichen Leserkreis

von

Jean Grob,

Ev. Reformirtem Pfarrer.



Milwaukee, Wis.
Verlag von Brunnquell & Rohde.
1883.

Ihren Hochehrwürden

den Herren Geistlichen

Dr. J. Bossard und Dr. H. A. Mühlmeier,

meinen

aufrichtig geliebten und mir ewig theuren Lehrern

an unserm deutschen

Ev. Reformirten Predigerseminar bei Sheboygan, Wis.,

— zum —

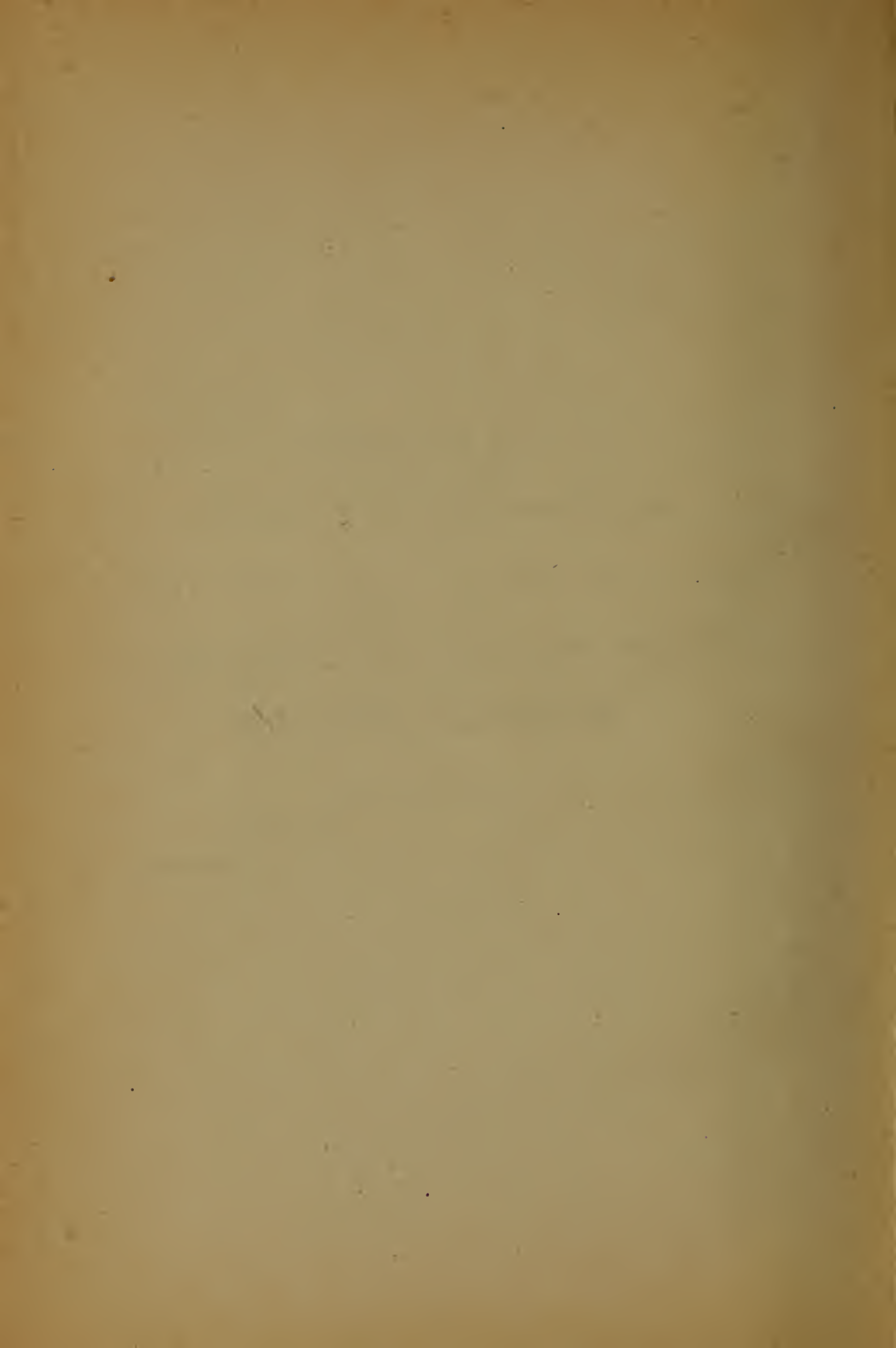
400jährigen Zwinglifest

am

1. Januar 1884,

gewidmet vom

Verfasser.



Vorwortliches.

Jenes von der Ehrw. Milwaukee Klassis auf ihrer Sitzung zu Waukesha, Wis., erhaltene Vertrauen zur Bearbeitung einer Jubelschrift für S. Schulen wird der Verfasser dieser Schrift stets hochschätzen. Zeit und Umstände drängten jedoch davon Abstand zu nehmen, um auf einem andern Wege das jetzt Vorliegende für den christlichen Familienkreis zu bieten. Das Mangelhafte dieser neben vielen Amtsgeschäften und mit unvermeidlichen Unterbrechungen in nur 35 Tagen aus den frühesten Quellen schweizerischer Reformation zusammengestellten Arbeit liegt offen vor. Nichtsdestoweniger fühlte der Verfasser sich begeistert, diese für die Familien geschriebene Biographie Zwingli's und seines Werkes unter der Widmung jener zwei ihm theuren Lehrer in die Welt hinauszusenden. Einmal ist durch die bevorstehende Jubelfeier eine Gelegenheit geboten, auch öffentlich zu bezeigen, wie sehr er Beide, ihrer exakt reformirt tingirten Doktrin wegen, hochschätze. Zum Andern, so kann es beide Lehrer nur freuen, daß ihr Schüler, in den gegenwärtigen Tagen, wo man sich drüben und hüben auf Jubelfeste vorbereitet, sich nicht scheut, nach dem Standpunkte, den er zur bevorstehenden Jubelfeier einnimmt, ein schriftliches Zeugniß abzugeben, wenn selbstverständlich auch nur nach der gewiß bescheidenen Maxime: „Lasset auch kleine Lichtchen brennen, laßt sie leuchten in die Nacht." Das Jubelfest selbst, auf das hin die Arbeit unternommen worden ist, will ihre Mängel nicht aufdecken, vielmehr kleidet es die an sich nur wolgemeinte Jubelgabe festlich und anständig genug, um als kleines Licht neben großen Leuchtern die Billigkeit zu bekunden, mit der die Ev. Reformirte Kirche auf das kommende 1884er Jahr voll dankbarer Rührung, Liebe und Begeisterung Dessen sich erinnert, was Dr. Huldreich Zwingli im Verlauf von nur 13 Jahren Großes geleistet hat, indem er uns das nicht genug zu

schätzende Glück kirchlicher Unabhängigkeit von einem fremden Gebieter gegründet und mit seinem Blute besiegelt hat. In die von ihm gestifteten Segnungen theilen sich Völker und Staaten, Gelehrsamkeit, Wissenschaft, Aufklärung und Volksbildung; würdig also, daß ein feierliches Andenken an diesen gottbegeisterten Held des 16. Jahrhunderts gestiftet werde; auch würdig, daß dasselbe von Allen, welche die köstlichen Früchte seines reformatorischen Kampfes und Sieges genießen, von einem Jahrhundert auf das andere fortgepflanzt werde. Das Richtschwert mit der Inschrift: Cave Calviniane D. N. C., womit der Henker Konrad Pols 1601 dem Pfarrer Nikolaus Crell, weil er ein Reformirter war, den Kopf abschlug, roste für immer in der chursächsischen Rüstkammer zu Dresden! Ja, es roste! Uns aber entfalle es nie und nimmer, daß trotz alledem und alledem der große Huldreich Zwingli mit thränendem Auge Luther'n die Hand geboten hat.

Milwaukee, Wis., im Juli 1883.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Huldreich Zwingli als Knabe.

---

1. Des Knaben Vaterland.

Jede Zeit und Nation hat
ihren eigenen Kampf.

Auf der östlichen Halbkugel der Erde, der alten Welt, gibt es einen Erdtheil, den man Europa nennt. Seine Gestalt gleicht einer sitzenden Jungfrau. Das Herz dieser Jungfrau bildet die schöne Schweiz. Sie ist das Vaterland des Mannes, von dem in dieser Schrift Großes, Erstaunliches, wahrhaft Göttliches erzählt werden soll.

Soweit das Gedächtniß der Geschichte reicht, scheint die Schweiz bewohnt gewesen zu sein. Aber in den Urzeiten siedelten die Menschen sich mehr auf den Höhen an; die Niederungen waren Sumpf und Wald. Doch kennt Niemand die Namen der Geschlechter, welche die Schweiz zuerst zum bleibenden Wohnsitze gewählt. Sechs Jahrhunderte vor Christi Geburt kam Rhätius, Fürst eines etruskischen Stammes, der Italien bis an die Alpen inne hatte, vor den wilden und tapfern Galliern, die jenseit des Jura und Genfersees hausten, und gekommen waren das obere Italien zu überschwemmen und die Etrusker in blutigen Schlachten besiegten, mit vielen Edeln und Kriegern aus Italien über die Alpen geflüchtet, fand friedliche Aufnahme und von jetzt an erhielt ihm zu Ehren das Volk den Namen „Rhätier", das Land den Namen ‚Rhätia". Die Ureinwohner, die er da traf, legten ihm keine Hindernisse in den Weg, sondern nahmen allmälig Sitten und Sprache dieser Flüchtlinge an. So wuchsen die Rhä-

tier nach und nach zu einem zahlreichen und streitbaren Volke heran und breiteten sich erobernd nach allen Seiten aus. Ihre Grenzen reichten auf der Nordseite der Alpen von den Quellen des Rheins bis zum Wallen- und Bodensee und weit in das heutige Tyrol, auf der Südseite bis an den Comersee und die Etsch.

Uebrigens theilten sich die Rhätier in eine Menge kleiner Völkerschaften, die zur Vertheidigung des Vaterlandes in Bundesgenossenschaft zusammentraten. Die Führer des ganzen Volkes hausten in Burgen, die auf schwer zugänglichen Felsen angelegt waren. Ackerbau war den Rhätiern nicht unbekannt; die sonnigen Gelände eigneten sich dazu, wie die grünen Bergfluren von selbst zur Viehzucht einluden. Auch der Weinbau wurde betrieben. Kaiser Augustus, der später die Rhätier bezwang, liebte rhätischen Wein.

Ihre nächsten, westlich gelegenen Nachbaren waren die Helvetier, Stammesgenossen der Gallier, die jenseit des Jura- und des Genfersees hausten. Sie wohnten in 12 Städten und 400 Dörfern, waren etwa 263,000 Köpfe stark, geriethen um 58 vor Christo unter römische Herrschaft, durch die Pflanzstädte und Straßen angelegt wurden und welche römische Sitten, Bildung und Sprache mit sich brachten. Nach 42 Jahren kamen nun auch die Rhätier selbst unter die Herrschaft des römischen Kaisers Augustus und blieben 500 Jahre darin, bis 476 nach Christo der letzte römische Kaiser von seinem Throne steigen mußte, und Helvetien damit theils den noch wilden Allemanen, theils den schon zum Christenthume bekehrten Burgundern zufiel. Der Name der Helvetier erlosch. Sie waren durch das Schwert vertilgt, oder zu Knechten gemacht, und ihre einst blühenden Städte, wie Wiflisburg, Windisch, Augst und so viele andere sanken in Schutt und Asche. So gehen Völker unter. Ueber ihren Gräbern siedeln sich neue Geschlechter an! Fröhlich geht der Pflug des Landmannes über die begrabene, in Schutt und Asche verfallene Vorwelt und stößt hin und wieder auf merkwürdige Denkmale derselben, so bei Knonau, Maschwanden, Mettmenstetten, Affoltern, Windisch.

Aber mitten aus den Trümmern der untergehenden alten Welt strahlt uns siegreich die christliche Kirche als Bewahrerin und Fortpflanzerin der Lehre des gekreuzigten Heilandes entgegen. Auf sie und durch sie ward die neue Welt gegründet! Frühzeitig kam die christliche Lehre nach Rhätien. Der erste Glaubensbote war der heil. Lucius. Andere Glaubensboten folgten nach, unter ihnen der heil. Gaudentius.

Auch in Helvetien breitete sich noch zur Römerzeit das Christenthum

aus. Unter den ersten Glaubensboten daselbst wird der h. Beatus genannt, der, nachdem er an verschiedenen Orten das Evangelium verkündigt, sich zuletzt in eine Höhle am Thunersee zurückzog, die noch von ihm den Namen hat. Ursus und Viktor brachten die Lehre nach Solothurn, Felix und Regula nach Zürich und so Andere an andere Orte. Zu Genf, Martinach im Wallis, Aventikum, Raurika, Windisch entstanden Bischofssitze, die später nach Sitten, Lausanne, Basel und Konstanz verlegt wurden. Durch die furchtbaren Einbrüche der heidnischen Allemanen, welche das Land überschwemmten und die Einwohner vertilgten, gingen diese christlichen Gemeinden großentheils wieder unter. In den Burgundern und diesen Allemanen erhielt Helvetien eine neue Bevölkerung.

Da kamen neue Glaubensboten aus dem benachbarten Frankenland, aus dem fernen England und Irland. So kam der h. Germanus in die Thäler des Jura, welche die Birs durchströmt, der h. Immerius in ein Thal am Fuße des Chasseral, welches von der Süze bewässert wird, Romanus und Lupizinus in eine Wildniß im Jura, nicht weit von Orbe, und wo diese frommen Männer lebten und wirkten, entstanden Klöster und Flecken: Münster, St. Immer, Romainmotier. Vor Allen berühmt ist der heil. Gallus, denn er wurde der Gründer des Klosters St. Gallen, etwa 640 nach Christo. Einer seiner Gefährten, Sigisbert, gründete die Kirche zu Schattdorf im Kt Uri und das Kloster Disentis, wobei ihm der h. Placidus, ein reicher Mann derselben Gegend, beistand. Victor I., Graf von Chur, setzte den frommen Männern allerlei Hindernisse entgegen und ließ dem heil. Placidus das Haupt abschlagen.

Immer waren diese Boten auf der Wanderung, theils um die Gläubigen zu stärken, theils um neue Seelen zu gewinnen, und achteten dabei keine Mühsale, nicht Verfolgung und Tod, stifteten Klöster und Schulen und die Begeisterung, welche sie weckten, wirkte Jahrhunderte fort, und als das Christenthum längst einheimisch geworden in der Schweiz, entstanden noch immer neue Klöster bis in die höchsten Wildnisse. In jenen dunkeln und rohen Zeiten waren die Klöster eine Zeit lang helle Lichtpunkte zur Erhaltung und Verbreitung des Christenthums. Im Verlauf der Zeiten aber, als sie durch Schenkungen und Vergabungen der Gläubigen immer reicher wurden, wich der alte Geist aus ihnen, die Weltlust zog auch bei ihnen ein und entfremdete sie ihrer ursprünglichen Bestimmung.

Nach dem Tode Karl des Großen, der Deutschland, Frankreich und Italien zu einem Reiche vereinigte, wurden Rhätien und Helvetien dem deutschen Reiche einverleibt, Burgund folgte 1032 nach und von jetzt ab war

die ganze Schweiz ein Theil des deutschen Reiches. Es waren harte Zeiten, welche die damaligen Geschlechter erleben mußten. Kein Leben, kein Eigenthum war sicher; weder göttliches noch menschliches Recht ward geachtet; es galt allein das Recht des Stärkeren, das Faustrecht. Es nahm in diesen Zeiten seinen Anfang und dauerte Jahrhunderte. Nur in steter Angst konnte der Schwache das flüchtige Dasein genießen. Mächtige Burgen entstanden in der Höhe, auf Bergen und Felsenrücken, deren Ruinen noch heutzutage trauernd in die Thäler herabschauen. Bei der Anlage der Burgen sah man mehr auf Sicherheit und Festigkeit, oder wenn es ein Raubnest werden sollte, mehr auf Verborgenheit, als auf Bequemlichkeit. Die Haupttheile einer Burg waren: der Rittersaal und die Rüstkammer, das Verließ und die Kapelle. Die Mauern des Erdgeschoßes waren sehr fest und dienten als Wälle. Es waren da keine Fenster nach Außen angebracht, sondern nach Innen, nach dem Hofraume. Hier befanden sich die Stallungen, Keller und Wohnungen für die Knechte. In die Burg und aus der Burg konnte man nur über eine Fallbrücke kommen, die aufgezogen blieb. Daher war bei Tag und Nacht ein Wächter am Thor, wie auf dem Thurme, der Acht auf Alles haben mußte, was in der Nähe und Ferne der Burg vorging. Die Wächter und Knechte in der Burg standen unter dem Burgvogt, der für die Ordnung und Sicherheit derselben zu sorgen hatte. Der schauerlichste Ort in der Burg war das Burgverließ, worin die Gefangenen verwahrt wurden. Selten oder nie fiel ein Strahl der Sonne in diese dunkeln, martervollen Höhlen, in welchen man die Unglücklichen langsam verschmachten ließ.

Das geräumigste Gemach in der Burg war der Rittersaal. Hier hingen die Siegeszeichen, welche der adelige Besitzer aus mancher Fehde davon getragen. Hier bewirthete er seine Gäste und ergötzte sich nach dem wilden Waffenspiel bei Schmaus und vollem Pokal. In der Rüstkammer hingen die Schutz- und Trutzwaffen, Schwerter, Helme, Harnische, Lanzen und dergleichen für Ritter, Knappen und Knechte. Gab es keine Fehde, kein Ritterspiel, war kein Abenteuer, kein Raubzug auszuführen, war auch die Zeit zur Jagd nicht günstig, oder sausten gar die Winterstürme in die einsame Burg, da zog tödtliche Langeweile in dieselbe ein und vergeblich suchte der Ritter sie bei Würfelspiel zu verscheuchen.

Etwa 78 Jahre nach dem Tode Kaiser Friederichs I. hörte die Gewalt der bisherigen Grafen und Schirmvögte auf. Das Geschlecht der Herzoge von Schwaben war erloschen. Der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit fing an, sich in diesen Alpenländern mächtiger zu regen. Da wird

Rudolph von Habsburg am 1. Mai 1218 geboren, dessen Geschlecht noch heutzutage auf dem Thron Oestreichs sitzt, während die Ruinen ihrer Stammburg, der „Habsburg," vom Rande des Wülpelsberges in das schöne Aarthal hinabschauen, als wollten sie sagen: „Als Die, welche einst hier geboten, in der Fremde herrschen gelernt, versuchten sie es auch in der Heimat, in den Stammlanden; da riefen sie den Geist der Freiheit auf: er kam und zertrümmerte die Wiege ihres Hauses." Er war ein tapferer Mann und sein Ruhm erscholl weit über die Grenzen seines schweizerischen Heimatlandes. Anno 1273 ward er Kaiser von Deutschland und erfuhr die Nachricht dieser Wahl grade, als er die Stadt Basel belagerte. Er machte sofort Frieden mit Basel und trat die Reichsregierung an. Sofort schuf er gute Ordnung, wehrte dem Faustrecht, zerstörte die Raubschlösser und ließ die adeligen Räuber aufhängen. Diese Strenge hatte gute Folgen; so lange er lebte, war Frieden im Lande. Im Argau, im Zürich- und Thurgau, im Gaster, in der March, in Glarus, Zug, Luzern und in den drei Waldstätten—Uri, Schwyz und Unterwalden—besaß er viele theils ererbte, theils erkaufte Herrschaften, Güter und Rechte. Städten und Ländern bestätigte und vermehrte er die alten Freiheiten und Rechte. Ihm gehörte Elsaß, auch viele Herrschaften und Städte in Schwaben. Dazu erwarb er mit dem Schwerte Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain. Er starb den 25. Juli 1291.

Anders war sein Sohn, Kaiser Albrecht. Den drei Waldstätten nahm er die alten Rechte und Freiheiten. Auch sandte er ihnen harte Männer zu Landvögten, nach Unterwalden den Beringer von Landenberg, nach Schwyz und Uri den Geßler von Bruneck. Vergebens klagten die drei Kantone bei ihm über den Druck. Es kam keine Hülfe. Da erschlug im gerechten Zorn Konrad Baumgartner den Vogt Wolfenschieß, der auf der Veste Rotzberg saß und flüchtete nach Uri; dahin floh auch Arnold von Melchthal vor der Grausamkeit Beringers von Landenberg, der auf der Burg zu Sarnen saß, und erfuhr später zu seinem bittern Schmerze, daß der Landvogt deßwegen seinem armen Vater beide Augen hatte ausstechen lassen. Da ritt einst Geßler an dem neugebauten, stattlichen Hause Werner Stauffacher's zu Steinen im Kanton Schwyz vorbei und rief ihm zu, als er ihn vor demselben beschäftigt sah: „Ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Bewilligung und thun, als wären sie frei. Ich habe Macht, diesem bösen Sinne zu wehren." Diese Worte des Landvogts gaben dem Werner Stauffacher viel zu denken. Da sprach seine Hausfrau, Margaretha, die seinen Kummer sah, zu ihm: „Geh' nach Uri zu Walther Fürst und den

andern Freunden und Biedermännern und halte Rath mit ihnen, wie der Noth der drei Länder möchte abzuhelfen sein." Werner ging nach Uri, pflog Rath mit den Freunden, und nicht lange darnach kamen die Drei: Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal aus Unterwalden in der Nacht auf dem Rütli, einer einsamen Bergwiese, zusammen, Jeder mit 10 Biedermännern, und schwuren den ewigen Bund: „Treu zusammen zu halten und Gut und Blut daran zu setzen, um die drei Länder von der Tyrannei der Vögte zu erlösen und ewig frei zu halten." Die allgemeine Erhebung des Volkes in den drei Ländern ward auf den 1. Januar 1308 festgesetzt. Inzwischen ließ Geßler zu Altorf in Uri einen Hut auf einer Stange aufpflanzen mit dem strengen Befehl, demselben die gleiche Ehre, wie ihm selber, zu erweisen. Wilhelm Tell, ein Mann aus Bürglen, bückte sein freies Haupt nicht vor dem Hute des Tyrannen und ward verurtheilt, einen Apfel von dem Haupte seines Kindes zu schießen. Tell fehlte den Apfel nicht; da aber Geßler bemerkte, daß er noch einen andern Pfeil in sein Wamms gesteckt hatte, fragte er, in welcher Absicht er dieses gethan, und sicherte ihm das Leben, wenn er die Wahrheit sage. Da sprach Tell: „Dieser Pfeil galt dir, wenn ich des Kindes Haupt getroffen hätte, und dich hätte ich wahrlich nicht gefehlt." Hierauf ließ ihn Geßler in Fesseln legen und auf das Schiff bringen, mit dem er nach Küßnacht fuhr. Ein gewaltiger Sturm erhob sich; das Schiff schien verloren, und nur Tell, der ein ebenso gewandter Steuermann als Schütze war, konnte noch Rettung bringen. Geßler ließ ihm die Bande abnehmen. Sobald Tell frei war und am Steuer saß, lenkte er der Platte zu, die von ihm den Namen hat. Mit einem Sprung war er auf derselben und überließ das Schiff dem Sturme und den Wellen. Nun galt es, das eigne Leben vor der Rache des Landvogts zu retten. In der hohlen Gasse bei Küßnacht harrte er, bis Geßler kam; da traf ihn Tells Pfeil.

Am Neujahrstage 1308 erhob sich das Volk in den drei Ländern, brach die Zwingburgen und entließ die Vögte mit ihrer Habe und ihren Dienern ungekränkt, nachdem sie geschworen, das Land nicht mehr zu betreten und wegen des Geschehenen sich nicht zu rächen. Kaiser Albrecht kam im Frühling des gleichen Jahres nach Baden im Argau. Er war Willens, seiner Gemahlin, die von Rheinfelden nach Brugg kam, entgegen zu reiten. Sein Neffe, Herzog Johann von Oestreich, erfährt es und läßt den Edelleuten, die sich mit ihm wider den Kaiser verschworen hatten, heimlich sagen: „Er reitet nach Brugg". Die Verschworenen hatten des Kaisers Tod beschlossen. Sie begleiten den Kaiser, setzen über die Reuß, indeß das übrige

Gefolge zurückblieb, und ermorden ihn in der Nähe von Windisch, da, wo später das Kloster Königsfelden entstand. Der Fluch folgte der That.

Eine Reihe Freiheitskämpfe erfolgte bei Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels. Dem Rütlibunde traten Luzern, Glarus und Zug bei. Zürich und Bern folgten. Der Bund der acht alten Orte der Eidgenossenschaft war damit vollständig. Von jetzt an redet die Geschichte von der helvetischen oder schweizerischen Eidgenossenschaft. Umsonst folgten die Schlachten bei St. Jakobs an der Birs, bei Granson und Murten, um die eidgenössischen Lande dem östreichischen Hause wieder zu unterwerfen. Mit dem Jahre 1481 hatte sich der Bund der acht alten Orte durch die Aufnahme neuer Glieder erweitert: Freiburg und Solothurn waren hinzugetreten. Zwanzig Jahre später folgten Basel und Schaffhausen. Mit 1513 trat auch Appenzell hinzu und die Eidgenossenschaft der 13 Orte war damit aufgerichtet. Basel freute sich des Bundes so sehr, daß statt zahlreicher Wächter ein altes Weib mit einem Spinnrade an das Stadtthor gesetzt wurde, um anzuzeigen, wie fest und unantastbar die Stadt sich fühle seit ihrer Aufnahme in den Bund der Eidgenossen.

Nach 290 Jahren voll heiterer und trauriger Tage, kamen im Jahre 1803 zu den 13 alten Kantonen noch 6 hinzu: Graubündten, Argau, Thurgau, St. Gallen, Waadt und Tessin. Zwölf Jahre später wurden noch Wallis, Neuenburg und Genf als Bundeskantone aufgenommen und ihre Zahl auf 22 gebracht, deren Bund am 31. August 1815 unter großer Feierlichkeit beschworen wurde als ein ewig eidgenössischer. —

Mit diesen Zügen haben wir einen kurzen Gang durch des Mannes Vaterland gewagt und eine Reihe von Jahrhunderten seines Geschickes an uns vorüber ziehen lassen. In seinen Thaten und Handlungen, in seinen Worten und Werken, wie in einem Spiegel, läßt die Vorsehung ein Volk seine Eigenthümlichkeiten im Guten wie im Bösen, seine Tugenden und Fehler, seine Vorzüge und Gebrechen, Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, seine heitern und traurigen Tage und so viel Anderes durch eine Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter schauen, will es dadurch zur Selbsterkenntniß führen und ruft ihm zu: „Vergebens kämpft, wenn der Herr seine Hand abzieht, auch der Muthigste und Tapferste und räth und beschließt der Klügste und Weiseste.“ Wohl drückte blutige Tyrannei das sonst so schöne Alpenland der Schweiz, bis durch den Rütlibund der erste Grundstein zu der jetzt bereits 575jährigen Schweizerrepublik gelegt worden war. Wohl hat Gott bis 1484 in Zeiten schwerer Bedrängnisse Männer erweckt, welche die Sache des gedrückten Volkes in die Hand nahmen.

Schon waren auch große Freiheiten und Rechte dem Volke erworben. Doch es war erst Freiheit von weltlicher Tyrannei. Ihr höchster Adel war, gute Eidgenossen zu sein. Das machte sie so stark, daß Freundschaft und Recht ihnen über Alles ging. Einen höheren Adel kannten sie noch nicht. Bei aller vaterländischer Freiheit waren sie Knechte der Sünde. Geistliche Tyrannei drückte wie ein Alp ihr Land. Jenen Männern vom Rütlibunde mußten solche folgen, die eine heilige hohe Begeisterung für Freiheit nicht blos vom Joche der Tyrannei weltlicher Beherrscher, sondern auch von dem der Herrschaft der Sünde und des schwersten Sittenverderbens hatten. Sie kamen.

---

2. Des Knaben Elternhaus und Heimatort.

Die alten Schweizer im Gebirge bleiben immerdar
die Väter der Eidgenossenschaft.

Wildhaus, ein kleines Alpendorf am östlichen Ende des etwa 30 Meilen langen Toggenburgerthales, 2010 Fuß überm Zürichersee gelegen, mit den Tyroleralpen im Osten, dem Sentis im Norden und dem Kuhfirsten mit seinen sieben Spitzen im Süden, ist einer historischen Merkwürdigkeit wegen dem Wanderer durch die Alpenwelt ein gern besuchter Ort geblieben bis auf den heutigen Tag. Eine Meile von der Kirche, die in der Mitte des Dorfes steht, links am Wege, der über die Thur führt, und auf grüner Wiese steht einfach gebaut, aus dünnen Mauern, mit runden Fensterscheiben und einem nach damaliger Schweizersitte mit Steinen belegtem Schindeldache, ein freundlich aussehendes Haus, in welchem vor 400 Jahren die Wiege des großen Reformators Dr. Huldreich Zwingli stand, den Gott berufen hatte, ein hervorragender Lehrer der Christenheit und der Erste aus den Vätern und Begründern der Reformirten Kirche zu werden.

In diesem Hause lebte im letzten Viertel des 15. Jahrhundert ein frommes Ehepaar, Gemeindeammann Huldreich Zwingli und sein Weib Margaretha, geborne Meili. Sein Bruder, Bartholomäus, war Pfarrer zu Wildhaus und späterer Dekan von Wesen, wo er unter stets wachsendem Ansehen dieses Amt 25 Jahre lang verwaltete. Auch die Frau des Ammannes hatte einen Bruder, Hans Meili, der 13 Jahre lang Abt des Klosters Fischingen im Kanton Thurgau und zugleich hochangesehener Geistlicher war. Das Geschlecht Zwingli war ein in der ganzen Schweiz „in guter Achtung stehendes gut und ehrlich Geschlecht". Ammann Zwingli war unter der ganzen Bevölkerung hoch geehrt. Er schämte sich keiner ehrlichen Arbeit. An Treue und Fleiß im Berufe ging er den Bewohnern jener Thurgaueralpen rühmlichst voran. Er war ein Hirte. Wenn mit

den ersten Maitagen Thäler und Alpen mit ihrem herrlich grünen Teppich wieder geziert waren, so hielt Huldreich Zwingli, den Gemeindeammann und Patriarchen von Wildhaus, Nichts mehr im Thale drunten. Vom Heini und dem Klaus, seinen zwei Söhnen begleitet, trieb er die Heerden aufwärts in die Region der Alpenfrische. Von Station zu Station immer höher steigend, waren nach üblicher Regel mit dem 1. August die obersten Weideplätze, die höchsten Gipfel erstiegen. Dann ging es langsam wieder bergab. Ende Oktober waren die Heerden wieder im Thale angelangt und standen bereit, um ihre Winterquartiere zu beziehen. Ganz trocken für das Gemüth gingen aber die sechs Weidemonate nie vorbei. An schönen Sommertagen machte sich die ohnehin sanglustige Schuljugend von Wildhaus von Zeit zu Zeit auf, erstieg die Alpen, besuchte ihre Väter, Brüder, Freunde, genoß die herrliche Alpenluft, sang ihre Alpenlieder, trank ihre Alpenmilch und unter wechselndem Gesang und Klang der Alpenhörner freute sie sich ihres Lebens, ergötzte sich mit Spielen, Springen, Pflücken von Alpenröschen und zog dann voll heiteren Sinnes wieder thalabwärts zu den Ihrigen, die häuslichen Arbeiten fortzusetzen, Gärten und Wiesen zu besorgen und dem Vieh für den Winter ein angenehmes Heim zu bereiten. Doch auch die Wintermonate hindurch verstand es Gemeindeammann Zwingli gar trefflich sich selbst, seiner Margaretha, dem Heini und dem Klaus, seinen zwei ältesten Söhnen, und den Wildhausern die langen Abende zu verkürzen. Beinahe aus jedem Hause in Schweizerthälern und auf Alpenhöhen versteht wenigstens Eines irgend ein Instrument zu spielen. So war es zu des Gemeindeammanns Zeiten, so ist es noch heute. Wenn nun die Sonne hinter den Firnen verschwunden war, dunkle Nacht die Alpenwelt belegte, das Vieh in den Ställen besorgt und des Tages Arbeit vollendet war, wol auch hin und wieder grausigkalte Bergwinde mit ihrem nächtlichen Geheule die friedlich stillen Bewohner etwas einschüchterten und Alles, ehe man sich schlafen legen wollte, noch gern ein Stündchen Ruhe in den durch große, prachtvoll grünblau, weiß, röthlich oder aschgrau glasirte Oefen geheizten Stuben genießen wollte: so nahm Gemeindeammann Zwingli seine Zither und erfreute mit seinem Tonspiel Jung und Alt, die sich für ein heiteres, geselliges Abendstündchen in seinem Hause versammelt hatten. Fast Jedes brachte zur Unterhaltung irgend ein musikalisches Instrument mit sich. Dazwischen ertönten Alpenlieder und, wenn es der Gemeindeammann nicht selbst that, so erzählte irgend ein Anderes ein Stück vaterländischer Geschichte aus jenen Jahren öffentlicher Drangsal und Noth, wo Land und Volk unter den Habsburgervögten weit über 200

Jahre lang schmachteten, bis sie endlich nach vielen rühmlichst geführten Schlachten als freies, unabhängiges Land und Volk anerkannt werden mußten, und durch den schweizerisch-eidgenössischen Bund in ihrer Freiheit gesichert worden sind.

Daß durch solche Gespräche die Vaterlandsliebe unter den Bergbewohnern vermehrt werden mußte, daß sich Jedes wieder neu seines schweizerischen Freiheitsblutes freute, inniger an das Vaterland sich anschloß, kindlicher für dasselbe wieder dachte, redete, und sich wie Andere für des Vaterlandes Wolfahrt zu entflammen suchte, liegt auf der Hand. Die Freiheit dieses Bergvolkes hat zu viel und zu edles Blut gekostet, als daß ein Schweizer so leicht die Geschichte seiner Väter vergessen dürfte. Die Geschichte der Vergangenheit gab und gibt zu allen Zeiten Vernünftigen Einsicht, Kraft und Muth, indem sie die alten, leider nur zu sehr in Vergessenheit gerathenen, doch keineswegs ganz aus der Welt verschwundenen Gefahren und die Mittel wider sie in neues, wol zu beherzigendes Licht stellt. Darum geziemt es der schweizerischen Gemüthsart, sich in geselligen Kreisen und schon am Tage vaterländischer Ruhe und des nationalen Friedens der Väter von Morgarten, Laupen, Näfels, Sempach, von St. Jakob an der Birs, Granson und Murten dankbar zu erinnern, einander möglichst anzufeuern für Freiheit, Religion und Vaterland, um dadurch die Kräfte der Einzelnen wie des Ganzen zu prüfen, zu üben und unendlich zu vermehren, damit am kommenden Tage vaterländischer Wirren alle Künste des Feindes durch herzhaften, ächt altschweizerischen Anfall irre gemacht werden. Weder Jugend noch Alter darf je meinen, das Ende sei gekommen. Unter solchen winterabendlichen Betrachtungen, nach abgezogenen Sommer- und Herbsttagen beschloß Huldreich Zwingli mit seiner Margarethe und den beiden Söhnen im Dorfeskreise der Wildhauser das Jahr 1483. Der letzte Tag des Jahres war gekommen. Es war der 31. Dezember, ein Freitag. Dem Tage folgt die Nacht, die letzte. Von Wildhausens Kirchthurme herab ertönt noch in die hehre Stille der Altjahrsnacht hinaus das Glöcklein, denn nach uralter Schweizersitte wird mit der letzten Stunde des Jahres das abgelaufene Jahr ausgeläutet. Ammann Zwingli mit den Seinigen faltet noch fromm die Hände zum Gebet. Das Licht wird gelöscht und—Alles schläft.

---

3. Des Knaben erste 15 Lebensjahre.

Nichts ist nützlicher zur Bildung der Jugend, als häusliche und öffentliche Darstellung aller Zeiten des gemeinen Wesens.

Wie ein altes Jahr pflegt ausgeläutet zu werden, so wird auch in der ersten Stunde eines neuen Jahres das neue Jahr eingeläutet. Eine Sitte, die von mitternächtlicher Stille unterstützt, recht ehrwürdig erscheint, und für das Greisenalter überaus rührend sein mag. Nahe tritt da den Betagten die Frage: „Wird dieses Läuten für mich das letzte Aus- und Eingeläute sein?" Das zum Schlummern sich anschickende Auge füllt sich mit Thränen. Noch einmal wird das verflossene Leben von 60—80 Jahren überblickt. Alte Erinnerungen werden wach. Lebhaft tritt Dies und Das vor die Seele hin: Vergangene Tage häuslicher Freuden, durchgemachter Kummer, Hoffnungssterne, die einen schnellen Schimmer von sich gaben, um ebenso schnell hinterher wieder unterzugehen, Mißverhältnisse im engern Freundeskreise und viel Anderes mehr, dem sich nicht selten noch ein flüchtiger Gang an das Grab eines theuren Verstorbenen anreiht—bis endlich von der Macht des Schlafes überwältigt, das Auge sich schließt. Ob es dem wackeren Ammann in jenen nächtlichen Morgenstunden vom 31. Dezember auf den 1. Januar auch ähnlich ergangen sei, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Als ein Mann, in der Nähe der 40er Jahre angekommen, nahm er grade das sonst rüstigste Mannesalter ein, dem der Erfahrung nach Seufzer und Thränen weniger abzulocken sind als dem Betagten von 70—80 Jahren. Gleichwol mag seinem häuslichen Glücke nebenher Manches sich gerührt haben, das den Tagen der Freude vielen Reiz zu nehmen pflegt und auch den sonst wackersten Biedermann seufzen macht: „Alles Fleisch ist Gras und alle seine Lieblichkeit ist wie die Blume des Feldes. Das Gras wird dürr, die Blume welkt, wenn sie der Hauch des Herrn angeweht hat. Wahrhaftig dieses Volk ist wie Gras! Das Gras verdorret, die Blume welkt; aber das Wort unseres Gottes bleibt in die

Ewigkeit.“ Das übrigens ist klar, während er mit seiner Familie einem süßen Schlummer sich überließ, trat, ohne äußere Spuren, ganz unvermerkt das neue Jahr ein. Es war das Jahr 1484. Mit ihm kam der 1. Januar. Dem Patriarchen der Toggenburgeralpen sollte er ein Tag unaussprechlicher Freude werden. Es war noch nicht vollauf Mittag, so theilte Margaretha Meili, sein treues, wackeres Eheweib, ihrem Huldreich mit, daß sie ihn mit einem allerliebsten Söhnchen beschenkt habe! Wie innig wird sich der Vater gefreut haben, als er dieses holde Knäblein mit langen schwarzen Härchen, hervorstehender Stirne, dunklen klaren Augen, geschlossenem Munde und gut beleibt zum ersten Male an seine Brust drückte. Ungleich inniger wird er sich gefreut haben, als er bald darauf entdeckte, der Kleine berge einen zukünftigen Gelehrten in sich und werde schwerlich einst mit Heini und Klaus auf den Alpen des Sentis seines Vaters Vieh hüten und zur Ermunterung das Alpenhorn blasen und den Kuhreigen singen. Aber am innigsten wird sein Geist sich gefreut haben, wenn er in dem holden Sprößling seine künftige Ehre, seinen Stab, seines Alters Stütze voraussah! Jetzt hatte der glückliche Vater der Söhne drei: Heini, den Erstgebornen, Klaus, den Zweiten, nun den Neugebornen. Später folgten Hans, Wolfgang und Bartholomäus nach, denen später noch 2 Brüder, Jakob und Andreas, ebenso eine Schwester, Anna, hinzugefügt wurden. Jakob starb jedoch schon 1517 und Andreas 1519. Dem Ammann lag nun die Freude und die Pflicht nahe, Vorkehrungen zur Taufe des Kindes zu treffen. Da Bartholomäus, sein Bruder, selbst Geistlicher war, so wurde die Taufe ihm übertragen und von ihm auch vollzogen. Der Name des Vaters wurde vor Freuden, weil das Kind am ersten Jahrestage in den Familienkreis eintrat, auf das Söhnchen übertragen. Es empfing den Namen: Huldreich. Der kleine Huldreich war jetzt die Freude des Hauses. Alles drehte sich nach ihm. Vor Gesundheit strotzte es. Körperlich und geistig sah man es gedeihen. Außer Dem, der ihm das Leben schuf, konnte Niemand ahnen, welche Laufbahn ihm in dieser Welt beschieden war, welch hohen Beruf er hienieden, in dem Zeitraume von nicht ganz 13 Jahren zu erfüllen hatte! Mochte über den geistigen Anlagen, die ungewöhnlich früh und schnell in ihm sich entwickelten, Mancher sich fragen: „Was wird einst wol aus dem Kindlein werden?“—kein Sterblicher erkannte in ihm den von Gott erwählten Reformator des Schweizerlandes, durch den Gott das Licht seines Evangeliums in neuem Glanze über die durch allerlei Irrthümer entstellte und verdunkelte Kirche Europas aufgehen ließ, und der durch das von ihm gestiftete Werk der Reformation einen ewig unausschöpflichen Völ-

kersegen herbeiführte. Mochten seine Eltern im Drang der Freude ihn jetzt sehen, wie er einst neben seinen 2 Vettern als Priester die Messe lesen werde—den Hort, den er von seinem 32 Altersjahre an in staatlichen und kirchlichen Stürmen dem Vaterlande werden sollte, konnten sie jetzt noch nicht in ihm voraussehen. Von seinen Geschwistern, deren er neben Anna und ihrer Schwester noch sieben hatte, berichtet die Geschichte nichts Besonderes. Von ihm dagegen sollten ganze und viele Bücher geschrieben werden. Wie er jetzt an Jahren anfing zuzunehmen, so zeichnete er sich auch sofort vor allen Kindern des Dorfes durch seine geistigen Kräfte aus. Wenn der Ammann in den langen Winterabenden Solchen, die sich für ein Abendstündchen aus dem Dorfe um ihn gesammelt hatten, oder sonst im Familienkreise allerlei eidgenössische Geschichten erzählte, und der kleine Huldreich hörte, wie die Helvetier 1315, 1339, 1386, 1388, 1444 und zwei Mal in 1476 sich durch ihre glücklichen Freiheitskämpfe ewigen Ruhm erworben hatten, so konnte man beobachten, wie solche Erzählungen gleich glühenden Funken in seine innerste Seele fielen, die, wie sein späteres Leben gezeigt hat, nicht wieder erloschen, sondern wesentlich dazu beitrugen, daß er, wie kein Zweiter seiner Zeit, im schönsten Sinne des Wortes ein Mann des Vaterlandes geworden ist, der Kirche und Staat mit gleich flammender Liebe im Herzen trug. War es nicht der Vater, oder Einer aus den Gemeindeältesten, deren Erzählungen er anhörte, so war es seine fromme Großmutter, zu deren Füßen er oft still und ernst, ganz in sich versenkt, zu sitzen pflegte, wenn sie an den langen Abenden und bei schwach glimmendem Talglichte vom heiligen Lucius erzählte, wie er der erste Glaubensbote gewesen sei, der die christliche Lehre in das Land der Rhätier gebracht, oberhalb Chur in einer Felsenhöhle gewohnt, die Botschaft des Heiles verkündet und dem Herrn Jesu viele Seelen zugeführt habe. Oder wenn sie von jener Beatushöhle am Thunersee, von Ursus und Viktor, den Solothurnerboten, von Felix und Regula, die das Wort vom Kreuze nach Zürich und Umgegend brachten, oder davon sprach, wie der heil. Gallus, nachdem er St. Gallen gegründet nach Grabs zum Diakon Johannes gekommen und 6 Tage bei ihm geblieben sei, wie hernach Fridolin und Pirmin im Verein anderer Glaubenshelden die ganze Gegend Rhätiens und Helvetiens aus einer leiblichen und geistlichen Wildniß in ein fruchtbares Land voll Wiesen und Auen und in einen herrlichen Garten Gottes umgewandelt haben, und wie auf diese Weise das Thal Toggenburg mit der übrigen Schweiz ein berühmtes Land geworden sei. Wie in solchen Stunden der Andacht drinnen in der Stube Vater und Großmutter an ihm den eifrigsten Zuhörer hatten, so konnte

draußen im Tempel der Natur die Sprache der großartigen Gebirgswelt keinen ernsteren Belauscher haben, als ihn. „Ich habe oft gedacht," erzählt Oswald Myconius, „daß er auf diesen Höhen in der Nähe des Himmels etwas Himmlisches und Göttliches angenommen habe." Die Heerden seines Vaters weidend, dem Tagesgeräusch der Wildhauserwelt unten im Thale entzogen, hochoben auf den wahrhaft herrlichen Gebirgsweiden, umringt von seiner weidenden Heerde kleinen und großen Viehes und wandelnd unter den erhabendsten Bildern dieser Alpenwelt, empfing der junge Knabe jene ersten hehren Eindrücke von Gottes Größe und Majestät, die Unglaubliches mögen mitgeholfen haben, ihn zu dem großen Manne zu machen, der er später geworden ist, und die ihn von Jugend auf für den großen Kampf, den er im Drange inneren Rufes gegen die staatlichen und kirchlichen Gebrechen seines Vaterlandes unternommen hat, begeistert hielten. Wie frühe sein denkender Geist an den Werken Gottes in dieser Gebirgswelt sich weidete, wie sehr er schon als Knabe auf Betrachtungen über Gottes Regierung, die sich auch in der Thierwelt offenbaret, gern sich einließ, zeigt jene seine Schrift über die Vorsehung Gottes, in der er noch in Mannesjahren das Leben und Treiben des Mäusegeschlechtes, der Igel, der Murmelthiere und der Eichhörnchen in den Bergen auf das lebhafteste schildert und als einen herrlichen Beweis der Vorsehung und Weisheit Gottes aufstellt, dann noch die Erde, diese „Allernährerin,' den Thau, den Regen, die Flüsse bespricht und mit den Bergen diese Schrift beschließt, die in den gesalbtesten Ausdrücken Gottes Macht und Majestät besingt und ein prachtvolles Zeugniß bleibt, wie sehr der junge Knabe auf seinen Bergen droben von der Herrlichkeit Gottes beseelt worden ist. Zugleich zeichnete er sich durch ein überaus zartes Gewissen aus, das ihm vor aller Unaufrichtigkeit und Lüge einen Abscheu einflößte und ihn mit Liebe zur Wahrheit erfüllte. Als 8jähriger Knabe sagte er einst, er habe darüber nachgedacht, ob nicht die Lüge strafbarer sei, als der Diebstahl, denn die Wahrheit sei die Mutter aller Tugenden. Aus solchen Aussprüchen konnte Huldreich, sein Vater, allerdings entnehmen, daß er als Vater den kleinen Huldreich schlecht berathen würde, wollte er ihn blos zu einem Alpenhirten erziehen. Ueber diese schöne Geistesrichtung seines Sohnes freute sich der Vater überaus. Der Gedanke stieg in den Eltern auf, Huldreich möchte für etwas Besseres als Kuhhirt geeignet sein, er sollte studiren, um Geistlicher zu werden.

So geht denn eines Tages der Vater mit seinem jetzt 8 Jahre alten Sohne nach Wesen hinüber, um ihn dem dortigen Pfarrer, der sein Bruder war,

vorzustellen. Dekan Bartholomäus Zwingli sollte seinen jungen Neffen prüfen und, wenn thunlich, auf 2 Jahre zur Erziehung aufnehmen. Was wol unterwegs in der Seele des für Religion und Vaterland schon so jugendlich begeisterten Knaben vorgegangen sein mochte, als er an der Seite seines Vaters über die glänzend grünen Höhen des Ammon dahin wallete, vorbei an jenen unentwegbaren Felsen, die dem Gestade entlang so muthig in den Wallenstadtersee hinausragen—wer will es enträthseln? So weit über die Berge hinweg hatte er bis jetzt noch nie geschaut. Zudem führte ihn der Weg über einen Bergesgipfel, von wo aus er mit einem Blicke das ganze Gebiet überschauen konnte, welches der Schauplatz seiner künftigen Wirksamkeit werden sollte: das Thal von Glarus, die Höhen des Etzels, hinter dem Einsiedeln liegt, die lachenden Prachtufer des Zürichersees. Drei Orte, wo er nachmals so männlich gesetzt, behutsam und planmäßig seinen Kampf für die Rechte des Volkes, für die Wahrheit des Evangeliums und für die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes einleitete, fortsetzte und mit dem Tode vollendete, ohne im Geringsten etwas übereilt zu haben, indem er Alles von der allmähligen Aufklärung der Begriffe zu erwarten gewohnt war, die durch fortgesetzten Unterricht am Ende nothwendig hervorgebracht werden müßte. So gelehrt der Wesener Dekan Zwingli auch sein mochte, er konnte den gottbegeisterten Knaben nicht über 2 Jahre halten. Des Onkels Kenntnisse waren erschöpft und reichten nicht hin, den nach Wissenschaft stets sich mehrenden Durst des jungen Huldreichs, seines Neffen, zu stillen. Darum sorgte der biedere Vetter sofort, daß der Knabe nach Basel in die Theodorschule zu Georg Binzli, einem großen Gelehrten, wie auch freundlichem und sanftmüthigem Manne gebracht wurde, wo er eifrig die lateinische und griechische Sprache erlernte.

Mit dem 10. Altersjahre, Anno 1494, war er nun in Basel. Auch hier wurden seine Kenntnisse so schnell gebildet, daß er in den Disputationen, die von Alters her zwischen den Schülern der verschiedenen Baslerischen Lehranstalten eingeführt waren, immer den Sieg davon trug. Dies zog ihm, besonders von den ältern Knaben, großen Haß zu. In der Musik, die ihn ebenfalls ganz beseelte, machte er weit über sein Alter hinaus auffallende Fortschritte. Als Binzli, der ihn herzlich liebte und ihm ein treuer Lehrer sein wollte, sah, daß seine Schule für den begabten Knaben nicht mehr genüge, sandte er ihn nach Hause und rieth dem Vater, den ungewöhnlich talentvollen Knaben auf eine noch höhere Schule zu senden. Im Jahre 1497, nach nur dreijährigem Lehrkursus in Basel, kam er jetzt, erst 13 Jahre alt,

nach Bern, wo Heinrich Wölflin oder Lupulus, ein guter Lateiner, Dichter und vaterländischer Geschichtsschreiber unlängst eine Schule höheren Ranges eröffnet hatte und seine bereits zahlreichen Schüler in die Schriften der alten Griechen und Römer einführte. Hier studirte der Knabe 2 Jahre lang ebenso eifrig und mit ebenso großem Erfolge wie zu Basel, wurde in das Heiligthum der lateinischen Klassiker eingeführt, in welchem er seine Beurtheilungskraft schärfte, Sachkenntnisse sammelte, seinen Stil bildete, und die Regeln der Dichtkunst so gut faßte, daß er schon als 14jähriger Knabe Gedichte verfertigte und die von Andern verfaßten auffallend genau zu beurtheilen vermochte. Daneben übte er sich eifrig in der Musik, lernte manches Instrument, besonders die Laute spielen und begleitete damit seinen Gesang, in welchem er ebenso gut wie im Spielen der Laute erfahren war. Die Dominikaner gaben sich deshalb viele Mühe, den Knaben für ihren Orden zu gewinnen und zum Eintritt zu bewegen. Doch konnte er sich nicht dazu entschließen, in ein Kloster zu treten, Vater und Oheim waren auch dagegen. Um ihn den Händen der Mönche zu entziehen, berief ihn der Vater schnell nach Hause. Durch diese Heimberufung wurde der erst 15 Jahre alte Knabe einer furchtbar gefährlichen Mönchsschlinge entrissen. Gottes Auge hatte sichtbar über seinem Leben gewacht. Die Jahre nahten, wo er aus der Verborgenheit der Studienzeit in die Oeffentlichkeit eintreten sollte.

Zweiter Abschnitt.

Huldreich Zwingli als Jüngling.

---

1. Auf den Hochschulen zu Wien und Basel.

Die Stimme der Besten ist meistens leise, aber
die Nachwelt spricht sie nach.

Hinlänglich in die Sprachen eingeführt, sollte er jetzt Philosophie studiren. Unter dem Namen Cogentius sandte ihn der Vater nach Wien, wo sich eine berühmte Hochschule befand. Auf dieser Schule standen die Schriften der Römer und Griechen in großem Ansehen, und die Professoren verstanden es, ihre Zöglinge mit den Schönheiten dieser heidnischen Schriften vertraut zu machen und sie dafür zu begeistern. Hier schloß er bald innige Freundschaft mit zwei Studiengenossen, den beiden, später von Maximilian I. mit dem Dichterkranze gekrönten Landsleuten Joachim von Watt, Vadianus genannt, späterem Bürgermeister von St. Gallen, und Heinrich Loriti, Glareanus genannt, aus Mollis im Kanton Glarus, der wie Vadian ein inniger Beförderer der Reformation wurde. Auch mit den Brüdern Konrad und Leopold Grebel aus Zürich trat er in freundschaftliche Beziehungen und machte Bekanntschaft mit den Schwaben Faber und Eck. Im geselligen Umgang mit jenen 4 Eidgenossen verstrichen ihm die zwei Wienerjahre wie Tage, und seine Kenntnisse in allen Theilen der Gelehrsamkeit mehrten sich mit dem schönsten Erfolge. Den bereits gewonnenen klaren und gesunden Blick ließ er sich jedoch von den heidnischen Schriftstellern keineswegs trüben. Wie so oft hörte man ihn unter seinen Freunden darüber klagen, daß so viele Leute lieber den heidnischen Dichtern sich ergeben, als daß sie dem Herrn Christo und seinem Apostel

Paulus anhangen wollen! Da wird der berühmt gewordene Jüngling nach Wildhaus zurück gerufen, merkt aber bald, daß er nicht mehr in die Sphäre des alltäglichen Hirtenlebens passe, und begibt sich, um nicht allzulange von den Studien sich zu entfernen, Anno 1501 wieder nach Basel zurück. Erst 17 Jahre alt, erkannte er doch lebhaft, daß heidnische Weisheit dem Menschen Nichts verleihen könne, das den unsterblichen Geist des Menschen in seinem Streben und Ringen nach Wahrheit, Licht, Ruhe und Frieden leitend, ermunternd, stärkend und tröstend dem Ziele seliger Vollendung nach den tausenderlei Mühen und Arbeiten des Jetztlebens zuführen würde, daß aber auch die christliche Kirche, wie sie damals als römische herrschend war, sich weit von ihrem eigentlichen Berufe entfernt habe und Das nicht mehr auszurichten im Stande sei, was sie in den ersten Jahrhunderten nach Christo zum Heile der Menschheit leistete. In dieser herrlichen Erkenntniß und ernsten Erfahrung sollte der Jüngling einen wichtigen und wol auch entscheidenden Schritt weiter geführt werden. Trotz seines noch jugendlichen Alters ward er bei seiner Ankunft in Basel sofort Lehrer an der Lateinschule zu St. Martin. Mit ungewöhnlichem Fleiße führte er die ihm anvertrauten Schüler in die lateinische und griechische Sprache ein, setzte inzwischen sein eigenes Studium in der Philosophie weiter und genoß hiermit Gelegenheit, der großgesinnte Mann zu werden, der sich bald über die Nebel seines Zeitalters emporschwang und unter den Reformatoren als ein Stern der ersten Größe glänzte. Mit seltenem Geschicke, und gestützt von glücklichem Naturell und geselligen Talenten, verband er seine ernsten Studien mit erheiterndem Scherz und musikalischen Erholungen auf der Laute, der Harfe, der Violine, der Flöte, der Pauke, der Klarinette und dem Jagdhorn—Instrumente, die der heitere und lebensfrohe Jüngling mit bewundrungswürdiger Fertigkeit spielte. Solche den Körper und Geist stärkende Erholungen empfahl er eindringlich auch Andern, die sich dem Studium gewidmet. Auf seinem Zimmer oder im Freundeskreise hörte man ihn oft vaterländische Lieder und die herrlichsten Alpenmelodien singen. An Leo Jud fand er einen treuen Freund, der die Liebe zu den Wissenschaften, zum Gesang und zur Musik vor allen Andern unter seinen Freunden mit ihm theilte.

Indessen mehrte sich der öffentliche Ruhm dieses Jünglings derart, daß ihm auf Grund seiner Gelehrsamkeit die Würde eines „Doktor der schönen Wissenschaften" ertheilt wurde. Welch' ein edler Karakter den noch nicht 22jährigen jungen Mann beseelte, bezeugt seine Handlung, mit der er den ihm von der Universität als schätzbaren Beweis gelehrter Verdienste ertheil-

ten Doktortitel entgegennahm. Dem Drängen seiner Freunde und den Vorurtheilen der Zeit nachgebend, nahm er 1506 die Magisterwürde zwar an, machte aber nie Gebrauch davon, „denn," pflegte er zu sagen: „Einer allein ist unser Meister, Jesus Christus." Durch Philologie und Philosophie tüchtig vorbereitet, widmete er sich nun, der eigentlichen Bestimmung gemäß, der scholastischen Theologie. Allein hier sah er bald, daß die auf dieses verworrene Studium gewandte Zeit verloren, und für die gesunde Lehre des Evangeliums kein Nutzen daraus zu ziehen wäre. Um sich mit den Irrgängen dieses Lehrsystems bekannt zu machen, setzte er es aber doch fort. Mitten unter diesen Beschäftigungen war für seinen weiteren Bildungsgang von höchster Bedeutung, daß Thomas Wyttenbach aus Biel, ein gefeierter Gelehrter, noch sein Lehrer wurde. Frei und offen lehrte dieser fromme Mann, daß das Fegfeuer, die Messe, die Priesterherrschaft und die Anbetung der Heiligen scharf gegen Gottes Wort streiten. Die Zeit sei nicht mehr ferne, daß die scholastische Theologie abgeschafft und die alte Kirchenlehre auf dem Grunde des Wortes Gottes wieder hergestellt werde. Der Ablaß sei ein römischer Betrug, Christi Tod die einzige Bezahlung für unsere Sünden. Diese von Wyttenbach aufgestellte Lehre war gerade Das, was der junge Dr. Huldreich Zwingli suchte. Sein Herz war für diese neue Lehre vorbereitet. Weder der erlangte Doktortitel, noch seine sonstige Gelehrsamkeit genügten ihm, um sein unruhiges Herz zu stillen. Es sehnte sich nach jenem Frieden, den die Welt nicht zu spenden vermag, der auch nicht in Rom zu suchen und zu finden war, der höher ist als alle Weisheit der Weisen und den allein der Gott des Friedens und unser Herr Jesus Christus ins Herz uns legen kann, gleich wie er spricht: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz werde nicht betrübt und verzage nicht." Nach der Gewißheit der Vergebung der Sünden strebte sein Herz. Es fand ihn.

Unter den Jüngern, die zu Wyttenbach's Füßen saßen, war auch jener 23jährige, ebenso milde als unerschrockene Jüngling aus dem Elsaß, den wir unter dem Namen Leo Jud schon kennen lernten. Trefflich verstand er die Pauken zu schlagen. Bald zeigte sich eine überaus innige Geistesgemeinschaft zwischen Leo Jud und dem jugendlichen Magister Zwingli. Mit Singen und Spielen auf ihren Instrumenten verbrachten sie manche edle Stunde zusammen, wo dann Leo Jud einen reinen Diskant zu singen und die Pauke zu schlagen pflegte, Dr. Huldreich Zwingli dagegen mit Geschick und Fertigkeit irgend eines von seinen Instrumenten dem Paukentone accommodirte. Zu dieser Stunde ahnten die zwei Freunde freilich noch nicht,

daß sie von der göttlichen Vorsehung für denselben Kampf, zu demselben Werke der Reformation bestimmt seien. Sie wurden auf 12 Jahre getrennt, um später durch die gute Hand ihres Gottes in Zürich wieder zusammengeführt zu werden, wo sie dann neben den ohnehin schon schweren Amtsarbeiten die h. Schrift aus dem Grundtexte ins Schweizerdeutsche übersetzten, und dadurch die berühmte Zürcherbibel herstellten, welche seitdem nur wenig revidirt, höchstens den damaligen Schweizerdialekt ins Schriftdeutsche übertragend, bis zur Stunde als eine der vorzüglichsten Bibelübersetzungen gilt, die auch in Amerika eine weite Verbreitung gefunden hat. Vollständig übersetzt war sie 1530 unter dem Volke.

---

2. Von Basel nach Glarus.

Die Wissenschaften geben dem Geist jene Unabhängigkeit,
mit welcher er die Völker und ihre Vorsteher richtet,
und erheben über Schmeichelei und Neid.

Der jugendliche Magister artium hatte jetzt sein Studium in Basel vollendet. Das Ziel seines längst gehegten Wunsches winkte ihm. Gehoben von der innerlichen Verfassung: „Ich bekenne mich zwar als einen großen Sünder vor Gott, aber schändlich habe ich nie gelebt, sodaß man mich niemals wegen einer Sünde hat strafen müssen," auch dankbar beseelt für Gottes bisheriges Leiten und Führen: „Gott hat mir vergönnt von meinem Knabenalter an der Erforschung göttlicher und menschlicher Dinge obzuliegen"—durfte er ohne Bangen, ohne das geringste Wanken in die Zukunft blicken. Der große Schatz von den 14 Jahre hindurch unausgesetzt gesammelten Wissenschaften aus den Schriften der Römer und Griechen, vorzüglich aber die unter Wyttenbach geschöpfte Lehre des Heils auf dem Grunde der Apostel und Propheten, davon Jesus Christus der Eckstein bleibt, hatten ihn bereits zu einem so selbständigen Manne gebildet, daß er mit seinem jetzt kaum 22. Jahre vollkommen aufgelegt und bereit war, für das gemeine Wesen der kirchlichen und bürgerlichen Wolfahrt seines Vaterlandes zu leben und zu sterben. Die Vorsehung winkte. Noch ehe er zum Priester geweiht war, kaum daß die Tage seines Studiums ihren Abschluß gefunden hatten, erhielt er, ohne daß man weiß durch welche Veranlaßung, vielleicht durch Glareans Empfehlung, das Pfarramt in Glarus. Die Stelle war vakant. Heinrich Göldli, des Pabstes Stallknecht, der ohnedies schon einige Pfarrstellen hatte, erschien, vom Pabste gesandt, mit einer Pergamentrolle in der Hand und erklärte sich als Inhaber der vakanten Stelle. Im Nu gedachten die Glarner jener Freiheitskämpfe, durch welche die Eidgenossen ein freies Volk geworden sind, und wiesen den von Zürich herbeigeeilten päbstlichen Schmarotzer ab. Da er als des Pabstes Stallknecht unmöglich eine Gemeinde bedienen konnte, so sah die Stadtgemeinde von Gla=

rus klar ein, daß es beim Heinrich Göldli nur auf Geld abgesehen sei. Dem öffentlichen Frieden zu lieb, gaben die biedern Glarner dem Stallmeister schnell einen Sack voll Gold- und Silberthaler, worauf derselbe recht gern wieder abzog.

Der ehrenvolle Ruf des Jünglings von Wildhaus und besonders die Thatsache, daß er zur Würde eines Doktors der Philosophie emporgestiegen sei, waren längst bis in die Glarneralpen vorgedrungen. Der Stolz auf ihr altes Hirtengeschlecht flammte bei den Glarnern neu auf. Absolut wollen sie den jungen Doktor der schönen Künste und Wissenschaften zum Priester haben, wählen und berufen ihn Anno 1506. Doktor Huldreich Zwingli, Kilchherr von Glarus, holt sich die Priesterweihe in Konstanz, hält im Heimwege zu Rapperschwyl am Zürichsee seine erste Predigt, las gleich darauf zum ersten Male die Messe in Wildhaus, seinem Geburtsorte, und trat noch im letzten Viertel des Jahres das ihm anvertraute Amt in Glarus an, wo er in einer 10jährigen Wirksamkeit, frei von Schmeichelei und Neid, Hohen und Niedern zeigte, daß Formen sich ändern dürfen und können, Wahrheit und Recht dagegen ewig seien, ganz Schweizerland somit auf dem uralten Zweck beharren sollte: Bewahrung der durch die Väter erstrittenen Freiheit gegen geistliche und weltliche Gegner. Merklich regt sich in ihm der große Freund und Retter der Kirche wie des Vaterlandes. Die Rekonstruktion der Kirche nach Lehre und Kultus beginnt, während er aus Ueberzeugung, daß der Prediger, welcher in seinem Amte Nutzen stiften will, sehr Vieles wissen müßte, mit unermüdlichem Eifer fortstudirt Er las die alten Klassiker, vorzüglich die Geschichtschreiber. Unter den Griechen liebte er vorzugsweise den Lucian. Besonders lagen ihm zwei Sachen am Herzen: eine vollständige Erkenntniß der Bibellehre, und die Kunst, seine Predigtvorträge allgemein verständlich zu machen. Beides gelang ihm in hohem Maße. Gelehrte und wissenschaftlich erfahrne Männer hielten ihn für einen vollendeten Schriftausleger. Immer rastloser bestrebte er sich die Grundsprachen in seine Gewalt zu bekommen. Er schrieb die Briefe Pauli mit eigener Hand griechisch ab, las dieselben so fleißig, daß er sie wörtlich auswendig wußte, hernach machte er sich auf dieselbe Weise mit den übrigen Schriften des Neuen Testamentes vertraut. Indessen hielt er sich fortwährend weniger an die Ausleger, dagegen immer treuer an die Schrift selbst. Er fand, daß die Kirchenväter sich sehr oft durch die philosophischen Systeme, zu denen sie sich bekannten, hatten verleiten lassen, unrichtige Erklärungen zu geben, welche, wegen des Ansehens ihrer Urheber, in der Kirche gleiche Autorität erlangt hatten, wie die heilige Schrift selbst. Um nicht in einen

ähnlichen Fehler zu fallen, verglich er die Stellen mit einander und suchte den Sinn der dunklen und schwierigen aus den leichten und klaren zu bestimmen. Bald sah er, daß die christliche Lehre keinen Eingang finden könne, so lange die Quellen der sittlichen Unordnungen nicht verstopft wären. Ernstlich griff er die im Schwunge gehenden Laster in seinen Predigten an, besonders die Jahrgelder, welche von fremden Fürsten an angesehene Männer bezahlt wurden, um die Truppenwerbungen zu begünstigen. Seine Predigten gegen die herrschenden Laster, gegen die Pensionen und das Reislaufen, von deren Vertilgung er sich die Wiederherstellung des ehemaligen Glückes der Schweizer versprach, erweckten ihm schon zu Glarus mächtige Gegner unter den Feinden der Aufklärung. Er tröstete sich aber, wenn das Gesumme dieser Hummeln ihm zu Ohren kam, mit der herzlichen Freundschaft aller Rechtschaffenen unter den Vornehmen und Geringen, worunter besonders die älteren Männer und die durch einen unbescholtenen Wandel sich auszeichnenden Priester gehörten. Diese achteten und liebten den eifrigen Sittenprediger gerade deswegen, und versprachen sich von ihm die Erneuerung der alten, glücklichen Zeiten der Unschuld und Sitteneinfalt. Man soll sich gläubig und folgsam an das Wort Gottes halten, das in der heil. Schrift geoffenbaret worden. Was sich darin nicht finde, für überflüssig, und was ihm zuwider sei, für irrig und falsch ansehen. Das war sein Kanon im Predigen und für seine übrigen Amtshandlungen. Schon hier in Glarus war er ein wirklich evangelischer Prediger, nur noch kein öffentlicher Reformator der Kirche. Die Lehre des Evangeliums predigte er gradezu. Irrthümer, die sich eingeschlichen hatten, widerlegte er entweder gar nicht, oder nur mit einigen Worten; denn er traute der Wahrheit so viel Kraft zu, daß sie selbst, sobald man sie erkannt hätte, ohne weitere Nachhülfe, die Irrthümer niederschlagen würde. Unter den gegenwärtigen Umständen, bei der herrschenden Verdorbenheit der ganzen Kirche schien ihm das die einzig sichere Art zu sein, die Wahrheit empor zu bringen. Hätte er schon jetzt die Irrthümer und Mißbräuche geradezu angegriffen, so würde er vor gereifter Zeit alle Welt gegen sich aufgebracht und mehr geschadet als genützt haben.

Näher lernte Zwingli das römische Wesen kennen durch seinen persönlichen und brieflichen Verkehr mit hochstehenden Kirchenfürsten, besonders mit Kardinal Schinner, Bischof in Wallis. Dieser Kardinal bemerkte den großen Einfluß, den Zwingli zusehends gewann, und da er stets bemüht war, durch Geld und andere Mittel die Schweizer für den Pabst zu gewinnen, damit er sie als Kanonenfutter in seinen gewissenlosen Kriegszügen

gegen den König von Frankreich und andere Fürsten gebrauchen könnte, so lag ihm ungeheuer viel daran, auch Zwingli zu gewinnen. Er setzte ihm deshalb im Namen des Pabstes ein Jahrgeld von 50 Gulden aus, um die zu seinen Studien ihm unentbehrlichen Bücher anzuschaffen, welche damals in so hohem Preise standen, daß er, der nicht reich war, sie ohne diese päbstliche Unterstützung nicht hätte kaufen können. Zwingli glaubte auch ehrlich, der Kardinal habe keine andere Absicht mit diesem Jahrgelde, machte deshalb den Bischof auf allerlei Mißbräuche aufmerksam und lebte des frohen Glaubens, der römische Stuhl sei wirklich geneigt, dieselben abzuschaffen. Bald aber sandte ihm der römische Hof ernstliche Ermahnungen zu, gegen die römische Kirche solle er ja Nichts predigen und getrost dem Pabste vertrauen. Schmerzlich erkannte Zwingli, das Jahrgeld sei ihm blos vorgeblich zur Erleichterung seiner Studien, in Wahrheit aber nur, um auch ihn an die Interessen des Pabstes zu fesseln, ausgesetzt worden. Muthig erklärte er, um keinen Preis auch nur ein Haar breit von der erkannten Wahrheit abweichen zu wollen, da er wisse, daß der Schäflein Blut, so sie aus seiner Schuld umkommen, von seiner Hand gefordert werden. Ueberdem rief ihn das Amt weit über die Grenze seiner Gemeinde hinaus in das wilde Gewühl des Heerlagers und auf das Schlachtfeld. Als 1512 und 1513 im Solde des Pabstes Julius II. zwanzigtausend Eidgenossen nach Italien zogen, hatte der junge Pfarrer von Glarus, nach uraltem Gebrauche der Schweizer, die ins Feld ziehenden Truppen des Kantons Glarus zwei Mal in der Eigenschaft eines Feldpredigers zu begleiten. Der Feldzug des Pabstes galt Ludwig XII. von Frankreich. Zwei Jahre später war er bei der blutigen Schlacht bei Marignano zugegen, in die sich die Schweizer gegen die dringende Warnung Zwingli's von dem Kardinal Schinner hatten hetzen lassen. In einer zweitägigen Schlacht mit den Franzosen verloren die Eidgenossen am 13. und 14. September 1515 mehrere Tausend Mann. Zwingli hatte die Arglist des Kardinals durchschaut, daß es dem Pabste nicht um das Heil der Seelen, sondern nur um irdische Macht und Gebietsvergrößerung zu thun sei, für deren Gewinnung er ohne Gewissensbisse das Blut seiner Anhänger wie seiner Gegner auf den Schlachtfeldern vergießen ließ.

Die italienischen Feldzüge, durch die Zwingli wider Willen nach Mailand kam, waren für ihn noch in anderer Beziehung wichtig. Schon früher hatte er sich aus alten Liturgien überzeugt, daß in der alten Zeit Vieles anders gehalten wurde, als es jetzt war, ja daß man den Leuten das heil. Abendmahl hie und da in beiderlei Gestalt gereicht habe. In Mailand be-

merkte er bald, daß das dort gebräuchliche Meßformular von dem sonst üblichen des Pabstes Gregor sehr verschieden sei, daß also früher die einzelnen Kirchen, wie die von Mailand unter Ambrosius, sich eine große Freiheit dem Pabste gegenüber bewahrten. Diese Wahrnehmungen in Verbindung mit dem Verlangen seines eignen Herzens nach Trost und Wahrheit, drängten ihn immer mehr zur heiligen Schrift. Er mußte es an sich schwer erfahren, daß aus dem Herzen arge Gedanken kommen, gegen die der eigene gute Willen machtlos ist und gar nichts vermag. Wenn er auch im Blick auf seine Sünden, Mängel und Gebrechen der Vergebung um des Blutes Christi willen sich getrösten konnte, so war er doch damit noch nicht zufrieden. Er wollte nicht blos Vergebung der Sünden, sondern auch Reinigung von denselben. Um diese Zeit kam ihm auch ein Gedicht des Erasmus zu Gesicht, in welchem sich Jesus beklagte, daß die Menschen bei ihm nicht alles Gute suchen, da er doch die Quelle alles Guten, ja der einzige Trost, Schutz und Heiland der Seelen sei. Diese Klage Jesu ging ihm sehr zu Herzen und er entschloß sich, jetzt noch ernster als je zuvor, bei Christo, als seinem einzigen Mittler, auch allein alles Gute suchen zu wollen, während er alle übrigen Gedichte des Erasmus zu Ehren der Heiligen bei Seite liegen ließ. Ohne Zweifel halfen alle diese hier gemachten Beobachtungen und Erfahrungen mit, daß sein freies Herz einerseits sich empörte gegen die Häupter des arglosen Volkes, dessen geldgierige Armuth von ihnen unaufhörlich durch Versprechungen reicher Leute so gereizt wurde, daß es sich wie Mastvieh zu Tausenden an die Fürsten verhandeln ließ, und anderseits entschiedener den Kampf kämpfte, der in seiner Seele sich ihm entgegenstellte, sich nicht abwenden ließ und schließlich zu der so glänzend von ihm durchgeführten Glaubensverbesserung schweizerischer, deutscher und französischer Lande sich entschied. Eine schöne Gelegenheit, sich die Liebe und Achtung seines Glarnervolkes nicht nur zu bewahren, sondern stets zu mehren, gab ihm sein löblicher Eifer, mit dem er sich auch der reifern Jugend annahm. Wo er unter den jungen Männern und der heranwachsenden Jugend geeignete Talente entdeckte, die suchte er durch entgegenkommende Freundlichkeit, durch Unterricht und Beispiel zu Liebhabern der Wissenschaften und Freunden des Vaterlandes zu bilden. Wie gut ihm das gelang, und mit welcher Herzlichkeit ihm seine Freunde und Zöglinge anhingen, davon enthält das zürcherische Kirchenarchiv noch jetzt manche liebliche Beweise. Ludwig und Peter Tschudi, ihr Bruder Aegidius, der vortreffliche Geschichtsschreiber, Valentin, ihr Neffe, der Zwingli's Amtsnachfolger in Glarus wurde, Jakob Heer, Fridolin und Philipp Brunner, Franz Cervinus Nikolaus Valing und ein

gewisser Taureolus, gehören unter die uns bekannt gewordenen Freunde Zwingli's, die ihm später noch aus der Ferne durch Wort und That ihre Liebe erzeigten.

Die Stellung dieses muthigen Predigers der Wahrheit mit seinem vaterländischen Herzen und offenen Blick fing an bedenklich zu werden. Länger als 10 Jahre sollte er ohnedies nicht in Glarus bleiben. Einsiedeln und Zürich warteten noch auf ihn. Dazu ahnte Niemand, daß nach nur 15 Jahren dieser große Mann der Kirche und des Vaterlandes nicht mehr der Erde angehören würde! Eine mächtige Parthei drängte zum Anschluß an Frankreich. Zwingli warnte sein Vaterland. Auch des Pabstes Parthei sucht Anhang. Umsonst ruft, mahnt und fleht Zwingli seine Glarner. Er kann sich nicht mehr halten. Zu schwere Kränkungen verbitterten ihm alles weitere Wirken. Er sehnt sich weg. Der Herr selbst hatte es also gefügt, damit sein Streiter dem Kampfplatz näher gerückt werde, auf den er ihn stellen wollte. Ein neues Feld winkt ihm. Der Herr ruft seinen Streiter weg. Er folgt.

---

3. Von Glarus nach Einsiedeln.

Ein Mann von Seele will frei sein, auf daß er sich hingeben könne nach der Kraft und Wahl seines Herzens.

Zehn Jahre waren um. Während Zwingli's Feinde in Glarus es mit ihm übel zu machen vorhatten, sorgte Gott durch Freunde dafür, daß sich ihm sogleich eine Zufluchtsstätte aufthat, in der er zunächst von dem zuletzt in Glarus sehr heftig gewordenen Treiben seiner Gegner ausruhen konnte. Administrator des Klosters und Freund der Wissenschaften, Dr. Diebold von Geroldseck, bot ihm die untergeordnete Pfarrhelferstelle im fürstlichen Stifte zu Einsiedeln im Kanton Schwyz an. Mit Freuden willigte Zwingli ein, und schloß den 14. April 1516 zu Pfäffikon am Zürichersee mit dem Administrator ein schriftliches Uebereinkommen betreffs der Pflichten und der Besoldung eines neuen Amtes, während er den Ruf des Rathes zu Winterthur im Kanton Zürich an eine dortige Pfarrei ablehnte. Die Berufung Zwingli's ans Kloster in Einsiedeln geschah ohne Zweifel mit Vorwissen und Bewilligung des Abtes, Konrad von Rechberg, der ein frommer und aufrichtiger Mann war, zwar keine große Gelehrsamkeit besaß, aber treu an der einmal erkannten Wahrheit festhielt. Als einst sein Kloster von den Obern visitirt wurde und man ihm vorhielt, er stehe im Verdacht, daß er von der Messe gering denke, antwortete er einfach: „Ist Christus wirklich in der Hostie, so bin ich armer Mönch nicht würdig, ihn anzuschauen oder gar ihn dem ewigen Gott aufzuopfern. Sollte er aber nicht in der Hostie sein, dann wehe mir, wenn ich Brod für unsern Herrn Gott vor dem Volke aufheben und ihn zur Anbetung vorhalten sollte." Auch sein Administrator D. v. Geroldseck war ein frommer Mann, ein Schwabe, der gern gelehrte und fromme Männer um sich versammelte und sie im Kloster anstellte. Dieser lud Zwingli um so lieber nach Einsiedeln ein, da auch der päpstliche Kaplan Franz Zink, ein einflußreicher Mann, ihm dazu rieth. Einsiedeln, wohin Zwingli im Sommer 1516 übersiedelte,

war die letzte Station der hohen Schule, darin Gott ihn zum Reformator herangezogen hat. Die Gründe, welche ihn reizten, nach Einsiedeln zu gehen, waren theils die gegen ihn gespielten Ränke der Franzosen und jener päbstlichen Parthei, theils die Absicht und Hoffnung, die evangelische Wahrheit, hier, in dem gefeiertsten Wallfahrtsorte für Süddeutschland, die Schweiz und das Elsaß, schneller und weiter auszubreiten, und in diesem Sitze des Aberglaubens denselben zu stürzen. Wie sehr Glarus seinen Wegzug bedauerte, geht aus dem Umstande hervor, daß ihm die Besoldung als Kilchherr von Glarus noch zwei Jahre lang ausbezahlt wurde, in der Hoffnung, er werde zurückkehren. Ebenso leuchtet die alte Liebe der Glarner zu ihrem weggezogenen Seelsorger aus einem Briefe Zwingli's hervor, den er ein volles Jahr nach Antritt seines Amtes in Einsiedeln an den Rath zu Winterthur im Kanton Zürich wegen der ihm dort angetragenen Stadtpfarrei richtete, darin er deutlich erklärt, er könne das Amt nicht annehmen, weil es seinen gnädigen Herren in Glarus nicht gefalle. Er unterzeichnete sich als Kilchherr zu Glarus und Diener zu Einsiedeln. Hier in Einsiedeln war Zwingli bald der geistige Mittelpunkt eines Freundeskreises, zu dem Männer sich zählten wie Franz Zink, Joh. Oechslein, Dr. Michael Sander u. Andere, die sich von ihm weiter in die Erkenntniß des Evangeliums führen ließen. Indem er aber Andere der Wahrheit zuführte, wurde ihm selber die Wahrheit von Christo, als dem alleinigen Seligmacher, so Sache der eigensten Erfahrung, daß er deren offenbare Verleugnung nicht länger mehr ruhig mit ansehen konnte. Nicht nur seine Klosterfreunde wollte er auf die heil. Schrift hinweisen und ihnen vorhersagen, daß bald eine Zeit kommen werde, in der Hieronymus und Andere bei den Christen nicht mehr viel gelten würden, die heilige Schrift aber Alles, sondern er fühlte sich auch gedrungen, dem Volke, welches an dem Wallfahrtsorte in großer Zahl zusammenströmte, das Wort Gottes rein und lauter zu verkündigen. Mit goldenen Buchstaben standen über dem Eingang des Klosters die Worte: „Hic est plena remissio omnium peccatorum a culpa et poena." Diese Schrift fand bei Tausenden um so leichteren Glauben, da mehrere Päbste großen Ablaß von Schuld und Strafe der Sünde versprochen hatten, wenn das hier aufgestellte Bild der Maria angebetet werde. Der krasse Aberglaube des aus der Schweiz, aus Elsaß und Süddeutschland schaarenweise herbeiströmmenden Volkes berichtete nur zu bald eine Wunderthat nach der andern, die durch dieses Marienbild geschehen waren. Man fing an das Bild anzubeten und mit den kostbarsten Gaben zu beschenken. Das Kloster wurde berühmter und reicher.

Diesen Schaaren von Pilgrimen mußte Zwingli nun predigen. Man betrachtete es von jeher als eine besondere Aufgabe des Klosterpredigers, daß er durch seine Predigten das Volk in seinem Glauben an die Wunderkraft des Marienbildes und die Zuverläßigkeit des Ablaßes bestärke. Zwingli jedoch predigte nicht Das, was die abergläubigen Pilgerschaaren erwarteten, sondern das Eine, das Noth thut. Er wies die Leute hin auf Jesum, der sich überall finden lasse, wo man ihn nur ernstlich suche. Es sei thöricht und unchristlich, Gottes Gnade an besondere Orte zu binden. Der Pabst freilich mache es so, und wie Christus selbst es voraus gesagt Matth. 24, 26: „Darum wenn sie euch sagen werden: Siehe, er ist in der Wüste! so gehet nicht hinaus; siehe, er ist in den Kammern! so glaubt es nicht," so habe der Pabst gethan und Christum und seine Grade an Rom und andere Wallfahrtsorte gebunden. Wer vollends dem Menschen die Macht, Sünden zu vergeben, zuschreibe, der schmähe Gott. Auch bezeugte er den Wallfahrern, wie die Anbetung der Maria dem Gebote Gottes und gewiß ihr selber vollkommen zuwider sei. Konnte er hier schon gleich keine eigentliche Reformation bewirken, wie später in Zürich, so war er dennoch augenscheinlich Reformator, der furchtlos und im Innersten seiner Seele dazu aufgefordert die Irrthümer des Kirchenglaubens geradezu angriff, was er besonders an hohen Festtagen zu thun pflegte, an welchen von Nah und Fern sich Tausende im Kloster versammelten. Er war jetzt in das 33. Lebensjahr eingerückt, aus den vergangenen 10 Jahren in Glarus an Erfahrungen bereichert und auf dem eingenommenen Standpunkte, daß Christus unser einziges Heil sei, nicht mehr zu erschüttern. Am großen Fest der Engelweihe 1517, dem Tage, an dem das Kloster von Wallfahrern überfüllt zu werden pflegte, predigte er freimüthig: die Verzeihung der Sünden und das ewige Leben seien nicht bei der heil. Jungfrau, sondern bei Christo zu suchen; der Ablaß, die Wallfahrten und Gelübde, die Geschenke, die man den Heiligen mache, haben keinen Werth. Gottes Gnade und Hülfe sei aller Orten gleich nahe, und er erhöre das Gebet anderswo nicht weniger, als zu Einsiedeln; die übermäßige Verehrung der hl. Jungfrau sei der Ehre Gottes nachtheilig; da es kein Fegfeuer gebe, so seien auch die Seelenmessen unnütz; das Verdienst, welches man durch Annahme des Mönchstandes zu erwerben glaube, sei reine Einbildung. Nicht Maria, sondern Christus sei unser einziges Heil.

Solche glaubensvolle Zeugnisse des kühnen, jugendlichen Lehrers drangen durch Städte und Dörfer der Schweiz, hinab ins Elsaß, hinaus nach Deutschland, wo sie überall die Herzen, welche sie hörten und trafen, für

das Werk auch der deutschen Reformation vorbereiteten. Zugleich sind sie ewige Zeugnisse der Wahrheit, daß Zwingli schon ein Jahr und über sechs Monate vor dem Auftreten Luthers in Deutschland den Kampf gegen Rom eröffnete und das Evangelium zu predigen angefangen hatte, als man in der Schweiz Luthern nicht einmal dem Namen nach kannte. Er war früher als Luther zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Rom Nichts zu erwarten sei. Deshalb ging er auch gesetzter und mit mehr Anstand zu Werke. Die Folgen solcher in Einsiedeln bisher noch nie gehörter Lehren blieben nicht aus. Geschichtschreiber Hartmann von Einsiedeln meldet, die Wallfahrten seien durch solche evangelische Predigten sichtbarlich in Abnahme gekommen, und mehrere Pilger hätten die Geschenke, welche sie dem Marienbilde zu schenken beabsichtigten, wieder nach Hause getragen. Zwingli jedoch beruhigte den etwas ängstlich gewordenen Administrator und sagte: „Einmal muß man sich entscheiden, daß man unzertrennlich auch mit Verlust des Vermögens und des Lebens an Recht, Wahrheit und Gott hänge, einmal muß man's wagen und der Gefahr des Todes für die Wahrheit sich unterziehen und das Gemüth stärken gegen alle Anfälle des Fleisches, der Welt und des Satans." Dieses Wort beruhigte den edlen Geroldseck vollkommen. Er staunte über Zwingli's Edelmuth, welcher bei der Abnahme des Aberglaubens mehr einbüßte als er, denn Zwingli erhielt als Jahresgehalt blos 80 Gulden und was sonst die Altargeschenke und Todtenmessen einbrachten. Er ließ darum den jugendlichen und doch so gottbegeisterten Pfarrer ungehindert fortfahren. Das bisher so abgöttisch verehrte Marienbild nahmen sie weg und vergruben es. Auch entfernten sie die goldene Schrift vom Ablaß über dem Thore der Abtei. Statt lateinischer Gesänge wurde das neue Testament in deutscher Sprache vorgelesen, eine Ordnung, die Zwingli im Auftrage des Administrators für das zu Einsiedeln gehörige Kloster Fahr schon 1516 eingeführt hatte! Dieser kühnen Festpredigt am Tage der Engelweihe 1517 folgte eine ähnliche am Pfingsttage 1518 über die Heilung des Gichtbrüchigen nach Lukas 5,24. Groß war der Eindruck, den solche Festpredigten auf die Pilger ausübten, und reichte weit über die Grenzen der Schweiz hinaus. Einen solchen kühnen, gründlich-gelehrten und gottbegeisterten Redner sah Einsiedeln nie zuvor in seiner Mitte. Viele Pilgrime vernahmen das Wort der Wahrheit mit Schrecken, Andere vernahmen es mit Freuden und breiteten es unterwegs aus, daß man nicht mehr nach Einsiedeln zu ziehen brauche, um Vergebung der Sünden zu erlangen, sondern daß Gott dieselbe durch Christum und umsonst überall ertheile, wo man ihn darum bitte. Solche erstaunliche, fast wie eine Fabe

klingende Nachrichten lockten wieder andere heilssuchende Seelen nach Einsiedeln, die mehr von solchen trostreichen Lehren hören wollten. Selbst gelehrte Männer reisten nach Einsiedeln, um das Zeugniß von dem Gekreuzigten aus dem Munde Zwingli's zu vernehmen. So befand sich am Pfingstfeste 1517 in jener Versammlung aus Basel ein Prediger mit Namen Dr. Hedio, der so entzückt wurde, daß er in den dringendsten Ausdrücken Zwingli bat, ihn in seine Freundschaft aufzunehmen oder doch zu gestatten, der Schatten eines Freundes zu sein. Von der gehörten Predigt selbst urtheilte er: „sie war trefflich, gründlich, voll Würde, umfassend, eindringlich, ächt evangelisch, so daß sie mich an die Kraft der Sprache und an den Geist der alten Kirchenväter erinnerte."

Nicht blos auf das Volk suchte Zwingli während seines Aufenthaltes zu Einsiedeln zu wirken, sondern, wo immer er Eingang zu finden hoffte, auch auf die Geistlichen und Würdenträger der Kirche. Als der Kardinal Bischof von Sitten im Wallis, Matthäus Schinner, sich einst in dem Stifte befand, führte Zwingli das Gespräch auf die Menschensatzungen und das große Gepränge bei dem Gottesdienste. Er warnte den Kardinal vor den Folgen, die diese so oft und so lange schon vergeblich gerügten Uebelstände haben würden, und ermahnte ihn, selbst an der Kirchenverbesserung zu arbeiten, da das Pabstthum einen schlechten Grund habe, welches er ihm klar und unwidersprechlich aus der heiligen Schrift nachwies. Auch mit dem päbstlichen Legaten in der Schweiz, Antonius Puccius, verhandelte er über die schon angestrebte Reform der Kirche. Er verlangte freie, ungehinderte Predigt des Evangeliums. Wie bisher, so werde er auch fernerhin, unbeirrt durch Menschensatzungen dem Volke das reine Evangelium verkünden, wodurch das Pabstthum nicht wenig erschüttert werden würde! Solche treu gemeinten Mahnstimmen blieben jedoch fruchtlos, obschon beide geistliche Würdenträger den verdorbenen Zustand der Kirche eingestanden. Zwar lief eine Antwort auf solche Beschwerden aus Rom an Zwingli ein. Zwingli verachtete sie. Christi Schmach und Dornenkrone schätzte er höher als die ihm plötzlich unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken angebotene Ehrenstelle eines „Akolythenkaplan's des Pabstes.' Anstatt von Rom sich kaufen zu lassen, wandte er sich jetzt an den Bischof von Konstanz, Hugo von Landenberg, der an die Geistlichen seiner Diözese einen Hirtenbrief erlassen und gegen die zunehmende Entartung der Kirche ernste Worte geschrieben hatte. Aber auch von Konstanz konnte Zwingli keine Unterstützung in seinen reformatorischen Bestrebungen finden. Die hohen Würdenträger des Pabstes waren zusehends nicht die Männer, welche Gott zur Rekonstruktion

der so tief entarteten Kirche bestimmt hatte. Längst war ja Zwingli darüber im Reinen, daß von Rom Nichts zu hoffen sei, blieb bei seiner Ueberzeugung, daß das Pabstthum fallen müsse und reformirte ruhig und besonnen weiter.

Zu eben der Zeit, als Zwingli noch in Einsiedeln stand, zog Bernhardin Samson, ein Barfüßermönch, im August 1518 über den Gotthardt nach der Schweiz, brachte päbstliche Ablaßbriefe und verkaufte um Geld die Vergebung der Sünden. Er hatte vom Pabste Leo X. die Vollmacht, für Geld nicht blos begangene Sünden zu vergeben, sondern auch solche, die erst in Zukunft gethan würden. Besonders habe er Gewalt, die Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen. Er rühmte sich: „wenn das Geld in seiner Schüssel klinge, die Seele aus dem Fegfeuer springe.“ Sobald Zwingli von diesem Betrug Samson's hörte, predigte er ernst gegen den Ablaß, ohne daß ihn Jemand gehindert hätte. Die Folge war, daß der päbstliche Betrüger sich eilends aus den zwei Kantonen Uri und Schwyz flüchten mußte. Er kam nach Zug, wo er sein Wesen 3 Tage lang trieb und ganze Wagenladungen Geld einnahm. Arme und Reiche drängten sich herzu. Als eines Tages die Armen zudringlicher als die Reichen waren, wies er sie mit den Worten zurück: „Liebe Leute, dränget euch doch nicht so heftig herbei; lasset zuerst Solche hervortreten, welche Geld haben; man wird nachher Denen, die kein Geld haben, auch guten Bescheid geben.“ Von hier aus besuchte er die Kantone Unterwalden und Luzern und, nachdem er vorher mehrere Wagen voll Geld an Christoph von Forli, der des Pabstes Generalagent für die Schweiz war, abgesandt hatte, so ging jetzt die sehr ergiebige Reise nach Bern. Zuerst wiesen ihn die Berner ab, allein so schnell ließ sich Samson nicht erschrecken. Es gelang ihm auch hier ganze Säcke mit Geld zu füllen, und er zog dann bis zum Anfange des Jahres 1519 das Argau hinab gegen Zürich, wo wir ihn dann wieder finden werden.

Mit jedem Tage stieg das öffentliche Ansehen des unerschrockenen Predigers zu Einsiedeln. Im In- und Auslande mehrten sich seine Verehrer; täglich traten neue hinzu und die alten schloßen sich inniger an ihn an. Auch ganze Städte richteten ihr Auge auf ihn: Winterthur sendet ihm einen Ruf, Glarus bittet ihn zurück zu kommen, Einsiedeln sucht ihn zu halten. Alles umsonst. Zürich wartete auf ihn. Dahin sollte er nach Gottes Rath und Willen. Daselbst wartete auf ihn sein eigentliches und letztes Arbeitsfeld, auf welches hin Glarus und Einsiedeln nur Vorschulen sein durften, um ihn durch eine zwölfjährige Erfahrung im Amte der Seelsorge zu dem Manne zu machen, dessen Zürich in ihm bedurfte. Merwürdige Fügung Gottes: Als gegen das Ende des Jahres 1518, die Stelle eines

Leutpredigers am Groß-Münster in Zürich vakant wurde, so dachten sofort Viele daran, Zwingli für dieselbe zu gewinnen. Mykonius, seit etlichen Jahren Vorsteher der Großmünsterschule, wendet sich brieflich an ihn und fordert Zwingli ernstlich auf, die Sache zu überlegen. Zwingli selbst zeigte Lust die Stelle anzunehmen, um so mehr, da Mykonius ihm zurück schrieb: „Du hast Freunde hier, aber auch bittere Tadler, doch diese in geringerer Zahl; zu jenen gehören viele wackere Männer. Beide Partheien stimmen indessen im Lob deiner Gelehrsamkeit überein. Auch habe ich bei Laien mehrere Besuche gemacht. Sie sagen, du werdest der Evangelist ihrer Vaterstadt sein, ich weiß auch, daß einige Chorherren das sagen, aber heimlich." Obwol Zwingli seine Lage in Einsiedeln eine glückliche nennen durfte, und der Herr von Geroldseck ihn durch große Verheißungen verpflichtete, die er indessen noch nicht beantwortet hatte, so stand sein Entschluß doch fest, die Wahl, wenn sie auf ihn fallen sollte, anzunehmen, weil er mit vielem Grunde hoffen durfte, zu Zürich noch fruchtbarer wirken zu können als in Einsiedeln. Denn Zürich war nicht blos der Mittelpunkt aller Angelegenheiten der Schweiz, die immer eine Menge angesehener Staatsmänner dahin zogen, sondern auch wegen seiner vielen Gelehrten, die es in sich barg, der bequemste Ort ins Große zu wirken, und den Samen des Wortes Gottes über ganz Helvetien zu verbreiten. Auch fand er hier bleibende Zuhörer, während in Einsiedeln seine Zuhörer aus Pilgern bestanden, die keinen festen Wohnort hatten. Am 11. Dezember 1518 fand die Wahl statt. Mit großer Mehrheit wurde Zwingli erwählt, indem 17 Chorherren für und nur 7 gegen ihn stimmten, was sehr zu verwundern war, da sie Alle wußten, daß es um das Pabstthum, also auch um ihre Würden, die sie von Rom hatten, gethan sei, wenn Zwingli's Predigt durchgreifen werde, woran schon im Voraus nicht zu zweifeln war. Zu Einsiedeln verlor man ihn ungern. Er war nicht blos bei dem Administrator, sondern auch bei dem Volke und selbst bei der Regierung des Kantons Schwyz sehr beliebt gewesen. Im In- und Auslande, wo immer Zwingli's Name schon bekannt war, hatte man die größte Freude über die Nachricht von dieser Wahl. So schrieb am 19. Januar 1519 Glarean aus Paris: „Alle jungen Schweizer hier freuen sich und jauchzen, besonders die Züricher."

Bevor er jedoch Einsiedeln verließ, sorgte er noch für einen gleichgesinnten Nachfolger, der in Leo Jud gefunden wurde. Die Gemeinde in Glarus wählte auf seine Empfehlung hin Valentin Tschudi, und den Winterthurern schlug er seinen Freund Dingauer vor, den sie auch wählten. Ob-

schon Einsiedeln im Schooße der römischen Kirche verblieben ist, so war doch seine zweijährige evangelisch reformirende Predigt keineswegs vergeblich. Ruhig und getrost konnte er jetzt Ende Dezember seine Schritte nach Zürich lenken. Er that es.

Dritter Abschnitt.

Dr. Huldreich Zwingli als Reformator.

1. Verbindung mit Rom. Traurige Folgen.

Ein unschuldiges Volk wird von listigen Anführern
mit redlich scheinenden Worten leicht verführt.

Durch den glücklichen Ausgang des Burgunder- und des mit dem Kaiser und dem schwäbischen Ritterbunde von St. Georgens Schild geführten Krieges hatte die eidgenössische Schweiz nicht nur ihre Freiheit und Unabhängigkeit gerettet und befestiget und damit ein verstärktes Selbstgefühl erlangt, sondern sie war dadurch auch auf eine Zeit zu einer politischen Wichtigkeit erhoben worden, welche sie mit den sie umgebenden Staaten in Verbindungen setzte, und dem Volk der Eidgenossen nicht blos Vortheile, sondern auch schmerzliche Schädigungen bereitete. Wahr ist es, manches alte Vorurtheil verlor sich dadurch, man lernte auch staatliche und nationale Bedürfnisse richtiger beurtheilen. Daß aber auch manche fromme Sitte der alten Väter, die dem Glauben der Freiheit und Unabhängigkeit Alles aufopferten und sich darin so stark fühlten, daß Freundschaft und Recht ihnen über Alles ging, durch importirte ausländische Gebräuche verloren ging, lehrten die nachfolgenden Kämpfe und Geschicke dieser so ehrwürdigen Republik! Doch für jetzt verstärkte die erlangte politische Freiheit den alten Unwillen gegen die tyrannische Herrschaft der Priester und den Glaubenszwang, der den Geist des freien Volkes in Fesseln legte. Schon vor 400 Jahren war es Haurich im westlichen Helvetien und Arnold von Brescia in dem östlichen Theile des Landes, die sich gegen die römische Priesterherrschaft, ihren Kultus, ihre Lehre und Dogmatik aufgelehnt hatten. Ihre Stimmen hatten viele Anhänger gefunden, die im Verborgenen mit Sehn-

sucht eine bessere Zeit herbei wünschten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts traten die Schweizer in politische Verbindungen mit dem Pabste, dessen listigen Vorstellungen sie zu bereitwillig glaubten, und der unter den Fürsten, die sich um ihre Truppen bewarben, sich nicht die letzte Stelle zu verschaffen wußte. Dennoch waren die einzelnen Kantone nicht blind gegen die Mißbräuche und Anmaßungen des päbstlichen Hofes, den sie durch wiederholte Treulosigkeiten gegen die harmlose Schweiz nicht mehr so zu verehren vermochten, wie das früher der Fall war. Die zu schnell mit demselben eingegangene Verbindung und die dadurch entstandene nähere Bekanntschaft mit dem Hofe öffnete Denen das Auge, welchen die altgewohnte Verehrung noch nicht alle Sinne geblendet hatte. So sehr er und seine Legaten sich auch Mühe gaben, sie zu vermögen, daß sie ihm auch in politischen Verhandlungen als dem unfehlbaren Oberhaupte der ganzen Christenheit blindlings gehorsamten, so konnte er dies doch nie erhalten. Im Jahre 1517 ertheilte Leo X. die durch den Tod des Gardehauptmannes, Kaspar von Silenen, erledigte Stelle dem Bürgermeister von Zürich, Marx Roust, um durch diesen angesehenen Mann die Schweizer zu beeinflussen. Man fand aber in der ganzen Eidgenossenschaft diese Stelle für das Bundeshaupt weder sehr ehrenvoll, noch vereinbar mit seinem Amte, und der Bürgermeister selbst machte Schwierigkeiten wegen seines hohen Alters. Allein Ennius, der Legat des Pabstes, wußte allen Einwendungen listig zu begegnen. Er behauptete, die Bewachung des Statthalters Christi sei die größte Ehre für die Schweizer. Viele hätten sich um diese Stelle beworben, die er aber Niemandem, als seinen herzliebsten Söhnen, den Zürchern, übertragen wolle. Um das Schweizerland der Dienste dieses vortrefflichen Mannes nicht auf gar zu lange Zeit zu berauben, werde der Pabst ihn bald wieder entlassen, und seinen Sohn als Vertreter annehmen. Seine Gesundheit werde nicht Gefahr laufen, da Gott nicht zugeben werde, daß ein in dem Dienste seines Statthalters auf Erden Reisender wegen seines Gehorsames gegen den göttlichen Ruf Schaden leide. Das war genug. Der Bürgermeister durfte gehen. Indessen gewann der Pabst durch dieses Mittel nicht viel. Denn als er die Eidgenossen zum Kriege gegen die Türken auffordern ließ, seine Waffen aber gegen den Herzog von Urbino kehrte, und durch den Kardinalbischof von Sitten, Matthäus Schinner, ohne Erlaubniß der Obrigkeiten mehrere Tausend Schweizer anwerben ließ, verboten die eidgenössischen Kantone diese Werbung. Leo kam zum zweiten Mal. Er bat um 6000 Mann. Sie wurden ihm abgeschlagen. Da verschafft er sich auf Abwegen 7000 Mann, bringt sie unter 7 Fahnen nach Italien und bricht damit den

Allianzvertrag. Zum dritten Male sendet Leo einen Legaten und bittet um 12,000 Mann, da der Pabst gegen die Türken ziehen wolle. Dieses Mal ist es nicht Ennius, den der Pabst an die Schweiz sandte, sondern Antonius Pucci. Im Namen seines Herrn versprach er, er werde die ganze Mannschaft, weil er ihre Tapferkeit und Treue kenne, zu seiner Leibwache machen und sich persönlich an ihre Spitze stellen. Umsonst. Einige Monate später, Anno 1518, bittet er wieder unter demselben Vorwande um jene Mannschaft. Die Schweiz versprach ihm 10,000 Mann, sobald die ganze Christenheit unter Waffen stehen würde. Die fehlenden 2000 Mann zu ersetzen, wollten sie ihm so viele Priester schicken. Doch der Pabst ließ sich nicht einschüchtern, sondern sendet ein Jahr später den Nuntius Pucci an die eidgenössische Tagsatzung zu Glarus mit dem Begehren, die Schweiz solle sich mit Niemandem in ein Bündniß einlassen, damit der Pabst sich ihrer Truppen im Fall der Noth gegen die Türken bedienen könnte. Die Schweiz erwiderte ihm mit einer Beschwerde: „der Pabst bezahle die Jahrgelder sehr saumselig und ohnedies in schlechten Geldsorten. Die geistlichen Stellen würden um Geld an Regimentssoldaten verkauft, welche sie nachher wieder verkauften. Priester, die des Mordes angeklagt seien, Ketzereien und der rohesten Verbrechen überführt wären, nehme der Bischof in Schutz und spreche sie los.“ Pucci versprach Alles und hielt Nichts. Da die Kantone sahen, daß von dem römischen Hofe keine Abstellung der Beschwerden zu erwarten sei, so halfen sie sich selbst und beschlossen einstimmig, Jeden, der wieder eine Pfarrstelle kaufe, in einen Sack zu stecken und ins Wasser zu werfen. Der Pabst schwieg dazu. Im Oktober desselben Jahres sandte er den Legaten mit größerer Vollmacht als andere Legaten an die Eidgenossen zurück und forderte von der Tagsatzung, daß die Schweizer den heiligen Stuhl mit den Waffen vertheidigten, die neue Lehre vertilgen und alle Bücher darüber verbrennen sollten. Ueber diese Forderung wäre beinahe ein bisher unter der Asche nur glimmendes Feuer in hellen Flammen ausgebrochen; denn die Einen billigten diese Forderung, Andere verwarfen sie. Die geforderten Truppen zur Vertheidigung des heiligen Stuhles wurden zuerst abgeschlagen. Man wollte zuerst wissen, gegen wen die Schweizertruppen gebraucht werden sollten. Nach längerer Weigerung sagte Pucci: „Vielleicht gegen den Herzog von Ferrara, auch gegen die Franzosen.“ Um dieses Herzogthum an sich zu bringen, hatte der Pabst einen Versuch gemacht, den Herzog ermorden zu lassen. Im Mai desselben Jahres hatte er auch mit den Franzosen gebrochen und mit dem Kaiser ein Bündniß gemacht. Man gab ihm dann zuletzt 6000 Mann.

Im folgenden Jahre ließ der König von Frankreich von den Eidgenossen auf der am 3. Mai zu Luzern versammelten Tagsatzung eine Truppenaushebung fordern und bestach dazu die Abgeordneten der Kantone. Es gelang ihm. Zwei Monate später sandte der Pabst wieder den Legaten Ennius und forderte durch ihn wenigstens 6000 Mann, die gegen Frankreich dienen sollten. Sie wurden verweigert, da die Schweiz kurz zuvor mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte. Ennius drohte: entweder schleunigst Soldaten; oder in und außer der Schweiz würden Eidgenossen angeworben. Umsonst wird das Verbot der Werbung verstärkt. Zur Zeit der Ernte liefen an einigen Orten die Schnitter haufenweise über die Grenzen in die päbstliche Armee. Geld blendete sie. Es war umsonst auf der am 17. August zu Zürich gehaltenen Tagsatzung alles Geldnehmen und alle Pensionen fremder Fürsten zu verbieten. Wie ernstlich der Wunsch auch war, so hatte er doch keine Folgen.

Auch auf dieser Tagsatzung erschien des Pabstes Legat Ennius und legte die Frage vor, ob die Schweizer dem Pabste Truppen geben wollten, oder nicht. Umsonst predigte und warnte Zwingli dagegen. Zürich allein gab wieder 2,700 Mann und der Pabst fuhr fort zu schmeicheln, was dem Pabste wieder 11,700 Mann sicherte. Alle Orte, Zug ausgenommen, verboten bei Lebensstrafe dem Pabste zuzulaufen, konnten aber dadurch nicht verhindern, daß nicht eine Menge der Ihrigen heimlich dem Kardinal zuliefen, weil er eine beinahe doppelte Löhnung versprach. Auf die Anzeige, daß der Kardinal die Schweizertruppen gegen Frankreich führe, ließ die Schweiz es ihm eilends untersagen. Die Truppen wurden neu beeidigt, nichts gegen ihre Brüder zu thun. Der Pabst war stärker, als der Eid. Drunten in Mailand wurden sie aus dem Eide ausgeschirrt und es gelang dem Pabste Mailand ohne Schwertschlag einzunehmen. Indessen setzte das nur eine kurze Freude ab. Parma und Piacenza wurden von den Zürchern eingenommen. Der Pabst starb. Die zwei Städte werden den Zürchern als Unterpfand für den rückständigen Sold übergeben, so daß sie bei nicht erfolgter Bezahlung ihr Eigenthum seien. Die Zürcher wurden heimberufen. Frankreich findet Theilnahme, die Parthei des Pabstes Widerstand. Während der Vakanz des päbstlichen Stuhles verlangte Ennius im Namen des Kardinalcollegium, daß die Schweiz ihr Bündniß mit Frankreich wieder löse und dem Bündnisse zwischen Kaiser und Pabst zur Beschützung Mailands beitrete, und 10,000 Mann Truppen stellen solle. Beides wurde abgeschlagen. Dagegen erhielt jetzt Frankreich 16,000 Mann, von denen 3000 nie mehr zurückkehrten, sondern bei Bicocca be-

graben wurden. Dieser Verlust erregte Ekel gegen die fremden Jahrgelder und veranlaßte Zug, den fremden Diensten auf 25 Jahre zu entsagen. Mit Januar 1522 ward Adrian VI. auf den päbstlichen Stuhl erhoben und seine Wahl den Schweizern bekannt gemacht. Er trägt den Zürchern ein Bündniß an. Umsonst. Adrian stirbt noch in demselben Jahre und Clemens VII. wird sein Nachfolger 1523. Er fängt sofort an, die Zürcher gewaltig zu rühmen, welche treue Dienste sie dem päbstlichen Stuhle stets erzeigt hätten, entschuldigt die mehrere Jahre hindurch ausgebliebene Bezahlung der Jahrgelder und verspricht Berichtigung der Schuld, sofern die Zürcher sich in der Religion den übrigen Kantonen gleichstellen würden. Allein das Geld ließ sich nie sehen. Da sandte Zürich 1524 zwei angesehene Männer nach Rom, den Sekelmeister Jakob Werdmüller und Hans Rudolph Lavater. Der Erstere küßte des Pabstes Pantoffel. Lavater dagegen weigert sich dem Pabste näher zu treten, und sprach: Es sei ihm leid genug, daß er ihm so nahe sein müßte. Clemens empfing die zwei Gesandten sehr ungnädig, beschuldigte sie der Ketzerei und forderte sie auf, davon abzustehen und die Ketzer aus dem Lande auszurotten. Das Gesuch wurde abgeschlagen. Darauf wandten die Zürcher sich nach Konstanz, allein auch hier wurden sie abgewiesen.

In demselben Jahre 1524 hatten die Eidgenossen Frankreich vier Truppenwerbungen bewilligt, wodurch Mailand ohne Schwertschlag wieder in französische Hände fiel. Zürich fuhr fort die rückständigen Jahrgelder zu fordern. Vergeblich. Joachim Am Grüt wird im Oktober nach Rom gesandt, aber auch er empfängt den Bescheid, es werde keine Auszahlung folgen, wenn Zürich nicht in den Schooß der Kirche zurückkehre. Am Grüt spielte den Falschen. Er kam von Rom zurück und wußte eine reiche Fluth römischer Vorwürfe über die unternommene Reformation zu ergießen. Der Pabst selbst sandte ein Schreiben an die Züricher: „Wenn ihr euern neuen, gottlosen Irrthümern nicht entsaget, wie könnten wir eure Geldforderungen, so rechtmäßig sie sein mögen, ohne Verletzung der Gerechtigkeit und Gottesfurcht befriedigen, da man Irrgläubigen mit Recht selbst Das nicht lassen kann, was sie von ihren Voreltern ererbt haben!" Zürich antwortete zurück, aber alle Vorstellungen halfen nichts. Der päbstliche Hof sah es gern, wenn die Feinde des Glaubens in Verlegenheit geriethen. Man wollte ihnen keine Mittel geben, sich aus denselben zu befreien. Den innern Frieden wieder herzustellen, waren die Züricher genöthigt, nach der für sie unglücklichen Kappelerschlacht sich nachgiebig zu zeigen, was das absichtlich ausgestreute Gerücht, Zürich werde die Messe wieder einführen, zu bestäti-

gen schien. Um den Feinden diese Hoffnung, den Freunden des Evangeliums die Furcht zu benehmen, machte der Rath zu Zürich im Mai 1532 eine Erklärung durch den Druck bekannt, worin er die bisher gestattete Freiheit, die Messe zu besuchen, aufhob. Er versicherte, daß man trotz der erlittenen Unfälle bei der erkannten Wahrheit bleiben, und die Messe nirgends mehr in seinem Gebiete dulden werde. Diese bündige Erklärung, welche die Freunde des Evangeliums aller Orten und selbst auf dem grade zu Regensburg versammelten Reichstage bekannt machten, brachten den Legaten Ennius, den der Pabst wieder in die Schweiz gesandt hatte, so auf, daß er Alles versuchte, Zwingli's treuen Gehülfen, Leo Jud, und seinen Amtsnachfolger, Bullinger, weil sie in ihren Predigten den gesunkenen Muth und Eifer wieder entflammt hatten, verhaßt zu machen und zu vertreiben. Durch allerlei Mittel suchte er die katholisch gebliebenen Kantone gegen die reformirt gewordenen aufzuhetzen.

In dem folgenden Jahre 1533 schloß Klemens VII. einen Bund mit den katholisch gebliebenen Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg gegen die reformirten Kantone. Zürich forderte die Aufhebung desselben, weil er den eidgenössischen Verträgen widerspreche und weil es selbst neulich eine dem Pabste nachtheilige Verbindung mit Frankreich abgelehnt hätte. Ennius verspricht jene Schulden des Pabstes bezahlen zu wollen, wenn Zürich zurückkehre. Allein Zürich zog vor, lieber seine Forderungen an den Pabst fahren zu lassen und der Reformation treu zu bleiben. Damit war die Schweiz auf immer getheilt in reformirte und katholische Kantone. Das waren das Ende und die traurigen Folgen der Verbindung Zürich's und der jetzt reformirten Kantone insgesammt mit Rom. Schon damals befolgte Rom den nachher laut gepredigten Grundsatz, man müsse Ketzern nicht Wort halten, leistete damit freilich aber auch der Reformation großen Vorschub, größern, als wie es selbst ahnte, und entflammte alle rechtlich gesinnten Gemüther mit dem heiligsten Unwillen gegen sein Vorgehen. Eine Reformation durfte nicht mehr ausbleiben. Sie kam.

---

2. Andere vorbereitende Umstände.

Die größten Dinge geschehen so oft aus unvorhergesehenen Ursachen, auf daß die Nationen gewahr werden, die Wage ihres Glückes werde nicht gehalten von sterblicher Hand.

Wenn 200 Jahre früher die älteren Schweizer Kriege führten, so geschah es zur Behauptung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Jetzt dagegen führte man Krieg aus Geld- und Ehrsucht. Die unseligen Folgen der italienischen Kriege trugen Vieles bei, den Lehren der schweizerischen Reformatoren Eingang zu verschaffen. Mit unerschrockenem Muthe hielten sie den Eidgenossen diese Folgen vor Augen. Aller Orten, wo der Eigennutz die Großen noch nicht blind für das Wohl des Vaterlandes gemacht hatte, schlugen die Vorstellungen ein. Es war auffallend, wie die Sucht der Schweizer, in fremde Kriegsdienste zu treten, das sogenannte „Reislaufen," die Grundlage aller bürgerlichen und moralischen Ordnung den Gehorsam der Unterthanen gegen die Befehle der Obrigkeiten, den Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, den Hausfrieden, die allgemeine Wolfahrt und die häusliche und öffentliche Erziehung vernichtete und dagegen Uneinigkeit zwischen Bürgern und Bundesgenossen, Empörung, Entvölkerung, Vernachläßigung des Landbaues, Luxus, Armuth und Bettelei erzeugte. Weil die Großen und Reichen selbst die Verbote der Pensionen, Geschenke und des Reislaufens übertraten, so wurde das gewöhnliche Volk recht an die Verachtung der Gesetze gewöhnt. Der Sohn pflegte, wenn der Vater ihm nicht in Allem nachgab, sofort in den Krieg zu laufen, und wie sehr mußte dadurch das Band der Liebe zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern zerrissen werden, besonders wenn der entlaufene Sohn als ein alter Soldat, als ein aller Arbeit entwöhnter Taugenichts, mit keinem andern Reichthum, als einigen ausländischen Flüchen, der venerischen Krankheit, und einer unverschämten Anmaßung nach Hause kam. Der liederliche Ehemann und Vater, welcher zum Arbeiten zu faul und zum Betteln zu stolz war, verließ, sobald ihm seine Gattin nicht Alles zum Dank machte, oder

nicht mehr schön genug war, Weib und Kinder, und zog in den Krieg. Man klagte bitterlich, daß die unerzogenen Kinder, ihrer Väter beraubt, ohne Zucht, in Schmutz und Armuth aufwachsen, ihren Anverwandten zur Last fallen, und selbst dann, wann der Vater das Leben nicht einbüßte, von ihm, während seiner Abwesenheit, keine Unterstützung bekämen, weil er Alles für sich brauchte, und wann er heimkehrte, durch sein Beispiel nichts als Fluchen und Zanken, Müßiggehen, Zechen und Spielen, Stehlen oder Betteln lernten. Die Partheien des Pabstes und der Franzosen, die in jedem Kanton ihre Anhänger hatten, störten absichtlich den Frieden zwischen den Bürgern sowohl als den Kantonen, und verursachten auf Tagsatzungen und den Rathsversammlungen oft die betrübendsten Auftritte. Ein solcher fiel 1520 zu Bern vor. Als der Venner Kaspar Wyler, welcher diese Würde bereits im Jahre 1488 erlangt hatte, plötzlich in der Rathsversammlung an einem Schlagflusse gestorben war, griff die Parthei der Franzosen, an deren Spitze sich der Venner Benedikt von Weingarten befand, die Ehre dieses rechtschaffenen Mannes, welcher der kaiserlichen und päbstlichen Parthei unerschütterlich treu geblieben war, und seinen Gegnern oft einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, noch im Grabe an, indem sie ihn beschuldigten, er, der ihnen oft das französische Geld vorgeworfen, habe selbst von dem Pabste 28,400 Franken empfangen. Sie drangen darauf, daß sein Leichnam aus dem Münster genommen und auf den Schindanger gebracht werde. Die Beschimpfung unterblieb zwar, aber seine Erben mußten die angegebene Summe in die Staatskasse legen, bis sie erweisen könnten, daß er das Geld nicht für sich empfangen hätte. Noch größeres Unheil stiftete der Partheigeist zu Freiburg, wo schon 1511 der Schultheiß Franz Arsent durch Anstiftung der östreichischen Parthei enthauptet wurde! Aehnliche Ausfälle kamen in Zug vor. Zürich selbst, weil es dem Bündnisse der andern Kantone mit Frankreich nicht beitreten wollte, sondern auf Seite des Pabstes stand, zog sich den Haß beinahe aller übrigen Stände zu.

Allerdings kamen durch diese Kriege Summen in die Schweiz. Mailand büßte seinen Wankelmuth nach der Schlacht bei Navarra mit baaren 200,000 Dukaten. Franz I. ließ 4 Millionen 800,000 Frk nach Bern bringen; zu Freiburg schüttete sein Gesandter einen Haufen Sonnenkronen auf das Straßenpflaster, um den Reichthum und die Freigebigkeit seines Königs darzuthun; sein Schatzmeister rechnete den Schweizern vor, sie hätten, außer dem Solde der Truppen, in 19 Jahren nur an Jahrgeldern und Geschenken 23,110,840 Franken erhalten. Hierzu rechne man, was die gemachten Beuten betrugen. Ein einziger schweizerischer Schneiderbursche

erhaschte einst zwei Beutel Geld, von denen jeder 6000 Kronen oder 120,-000 Frk. enthielt! Aber dadurch wurden nur Wenige reich. „Die Andern sind arme Züttel, kommen Etliche davon, die sitzend krumm, lahm und unnütz den Vätern uff der Gutschen. Daran gibt der Künig nüt." Die leer Heimgekommenen haßten ihre glücklichen Brüder, und diese reizten die Galle der Aermern so sehr, daß Eintracht und Sinn für das Gemeinsame immer seltener wurden. Selbst Denen, welche sich durch dieses Geld bereicherten, schlüpfte dasselbe wegen des einreißenden Luxus in Kleidern und an Aufwand oft bald wieder aus der Hand. Die Freunde der alten Sitteneinfalt klagten laut, daß die heimgekommenen Anführer Städte und Kantone mit fremden Kleidertrachten, mit kostbarem Hausgeräthe, mit theuren Speisen und Getränken bekannt machten. Die Pracht der Spanier, die wandelnden Moden der Franzosen und die italienischen Stickereien rissen immer tiefer ein. Man kenne die Schweizer nicht mehr. Bern belegte, um diesem Unfuge zu steuern, das Zerschneiden der Kleider, welches das seidene Futter durchscheinen ließ, mit einer Buße von fünf Franken. Jakob von Stein, der Kleine genannt, ein Reisläufer aus dem Kanton Bern, stürzte sich in kurzer Zeit in unzahlbare Schulden durch den Aufwand, den er in kostbaren Hosenbändern machte. Lombardische Hals- und Hemdenkragen feinster Arbeit; spanische Mützen; Hüte und andere Kopfbedeckungen von Sammet; bunte Schuhe, und solche, die kaum die Zehen verbargen, und doch doppelt soviel als die landesüblichen kosteten; lange Kreuzmesser, welsche Degen, köstlich vergoldete Dolche; beschnittene und gekräuselte Haare und Bärte: waren die Tracht der in fremden Staaten gebildeten Männer. Auch die Weiber erhielten vom Auslande Kragenröcke, mailändische Stickereien an Kopftüchern, an Hauben, an Aermeln und Vortüchern, die weit mehr kosteten als der Stoff. Diese Prachtliebe erzeugte in dem einst so stolzen Volke der Schweizer einen verächtlichen Bettelgeist nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Weibern und selbst der reifern Jugend. Die französischen Unterhändler besonders weckten denselben durch Geschenke. Sie ordneten Mahlzeiten an, und bezahlten für die nach den Städten kommenden Landleute in den Wirthschaften die Zeche; in Luzern zahlten sie einst auf einmal für 800, zu Bern für 1100 derselben. Bald verlor sich die alte Ehrliebe, und Mancher, der in seiner Jugend sich geschämt hätte, von Fremden sich füttern zu lassen, drängte sich als Mann ohne Bedenken zu diesen ehrlosen Saufgelagen.

Welchen Verlust an Menschen und zwar an der kraftvollsten Jugend die italienischen Kriege der Schweiz verursachten, ist fast nicht zu glauben! So

kehrten aus dem Neapolitanerzug allein von 8000 Eidgenossen nur 1500 zurück, die bei ihrer Ankunft wegstarben. Etwa 5000 Mann blieben in den lombardischen Kriegen in französischem Solde. Die Schlacht bei Marignano kostete allein andere 5000 Mann!! Die bei Bicocca fraß 3000 Mann auf. Die bei Pavia kostete wieder 3000 Mann. Viele Tausende verloren ihr Leben neben den Angeführten durch Hunger und Pest. Diese schreckliche Entvölkerung und die Neigung zum müßigen Leben entzogen dem Ackerbau so viele Hände, daß die einst schönsten Felder unangebaut lagen und mit Gesträuchen und Waldungen bewachsen wurden. Im Jahre 1513 entstanden sogar Empörungen zu Bern, Solothurn und Luzern. Die unseligen Kriegszüge fremder Herren, die von den Schweizern die Truppen bezogen und die Partheien, welche durch die Agenten dieser fremder Fürsten unter dem Volke angestiftet wurden, brachten das Land an den Rand des Ruines. Die Anhänger Frankreichs arbeiteten gegen die Parthei des Pabstes und des Kaisers. Diese Letztern thaten dasselbe gegen die Ersteren. Zwischen ihnen lag die arme Schweiz und wurde von beiden Partheien gerupft und ausgesogen. Ueberall entstanden Unruhen und Volksaufstände. Im Kanton Bern machten sich 300 Bauern auf, zogen nach Bern und forderten die französischen Aufwiegler heraus, die nicht abließen, dem Volke für ihre Interessen Geld auszutheilen. Auf den Seckelmeister Konrad Glaser, der das Geld unter das Volk zu werfen pflegte, waren sie besonders erbost. Da sie ihn nicht fanden, weil er das Weite erhascht hatte, so packen sie den Keller und erstürmen von unten herauf das Haus des Altvenners, Kaspar Hetzel von Lindach. Er war aber nicht zu Hause. Man kann sich denken, wie die erzürnten Bauern gehaust haben, da sie aus dem Keller ins Haus hinaufkamen. Die ganze Stadt war durch die Landstürmler in Besorgniß gerathen. Peter Dittlinger, der Venner, der ihren Einmarsch hindern sollte, rettete mit Mühe sein Leben. Altschultheiß Wilhelm von Dießbach konnte die Plünderung seines Hauses nur durch Wein und gute Worte verhüten. Schon waren auch die Oberländer bis nach Wabern, eine halbe Stunde von der Stadt, gekommen, wo Boten aus dem Haslithal sie besänftigten. Der Schultheiß von Wattenwyl ließ die Thore schließen und die Sturmglocken läuten. Der Auflauf legte sich zwar hier, an andern Orten dagegen brach er wieder aus. Im Kanton Luzern und Solothurn dauerte er ein ganzes Jahr und forderte manches Opfer. Aus- und inländische Verräther beängstigten das Land und störten das nationale Gedeihen.

Solche Zeitverhältnisse und Volkszustände riefen laut nach einem Manne, dem es an Gottvertrauen, Muth und Ausdauer nicht fehlen durfte, um Land

und Volk, Staat und Kirche auf eine neue Bahn zu leiten. Dieser Mann ist durch die Vorsehung Gottes der Schweiz und mit ihr der gesammten Christenheit geschenkt worden. Hat er auch blos 13 Jahre als eigentlicher Reformator des Vaterlandes von da an, als er Einsiedeln verließ, um sein letztes und Hauptarbeitsfeld zu betreten, noch wirken dürfen, bis der Tod ihn von der Arbeit wegrief, so verbreiten diese Zeitverhältnisse und Volkszustände über seine Predigten und reformatorischen Bestrebungen doch ein so klares und überaus wichtiges Licht, daß sein Werk schweizerischer Reformation als ein höchst bewundrungswürdiges, wahrhaft göttliches erscheint.

---

3. Stiller Anfang.

In stiller Würde, mit Freiheit des Gewissens, in bürgerlichen und kirchlichen Rechten zu leben, oder für dieselben zu sterben, mehr und Anderes wollten unsere eidgenössischen Väter absolut nicht.

An der Hand der bisher gesehenen staatlichen Zerwürfnisse durch jene päbstlichen und französischen Intriguen ging auch eine schwere Zerfahrenheit im Geistlichenstande. Als einst, nicht lange vor 1516, alle Dekane der schweizerischen Ruralkapitel versammelt waren, fanden sich unter ihnen kaum Drei, welche in der Bibel belesen waren. Die Uebrigen gestanden offen, sie hätten noch nicht einmal das N. T. ganz durchgelesen. Hieraus kann man schließen, wie die übrige Priesterschaft beschaffen war. Bei ihr stand es noch schlimmer. Vom Studium war keine Rede. Spielen und Schmausen war ihre Hauptbeschäftigung. Wer im Aeußern etwas ernsthafter war, versündigte sich mit Heuchelei. Scholastische Theologie und päbstliches Recht wurden etwa von Einzelnen gelesen. Der größere Theil las blos die Sermoiogos oder geistlichen Schwätzer, lernte der Mönche geschriebene oder gedruckte Predigten auswendig, und sagte sie dem Volke vor. Andere, die man für vorzügliche Prediger hielt, vermischten den Aristoteles mit ihrer Theologie, und predigten aus dem Magister Thomas von Aquinum, dem berühmten Prediger des Dominikanerordens im XV. Jahrhundert, den man den Doktor Angelikus nannte.

Der Sitten und des Studirens gewöhnlicher Priester nahmen sich die Bischöfe nicht an. Es war ihnen lieber, wenn Priester und Volk oft zu strafen waren, weil dieses ihre Einkünfte vermehrte. Sie bekümmerten sich einzig darum, von der niedern Geistlichkeit ihre Bischofssteuer einzutreiben, und wo möglich zu vergrößern. Zwar setzten sich die Eidgenossen und ihre Priester diesen Anmaßungen der Bischöfe öfters entgegen, jedoch ohne Erfolg. Als die Eidgenossen der Unsittlichkeit der höhern und niedern Geistlichkeit einen Zaum anlegten, so ertheilte ihnen der Pabst, weil er weder

sein Recht des Oberhirtenamts vergeben, noch die Freundschaft der Schweizer einbüßen wollte, im Jahre 1522 die geforderte Befugniß, die Verbrecher geistlichen Standes wie die Laien durch den weltlichen Arm zu bestrafen. Kaum 3 Wochen nach Ankunft der päbstlichen Bewilligung und ihrer Bekanntmachung zu Baden, ließen die Berner einen Verbrecher aus den Priestern, Namens Schufelhauser, enthaupten. Dieses öffentliche Bestrafen der bisher ungeahndet gebliebenen Laster der Priester gab Denen unter den Schweizern, die über Glaubenssachen anders dachten, als die päbstliche Kirche, die starke Hoffnung baldiger Aenderung, und weckte ihren Muth, die verhaßte Priesterherrschaft baldigst zu stürzen. Die Züricher waren unter Diesen nicht die Letzten. Der Generalvikar Faber nennt sie in einem Schreiben an einen Freund ein Volk, das nicht mit sich scherzen lasse. Faber hatte das erfahren. Auch gestanden die Chorherren in der christlichen Ordnung, die sie den 29. Sept. 1523 gemeinschaftlich mit dem Rath machten, offen ein: „Sie spürten und fänden, daß der gemeine Mann, reich und arm, der die Geistlichen mit seiner sauren Arbeit, mit Zinsen und Zehnten ernähre, an den Mißbräuchen ganz und gar keinen Gefallen, sondern großen Unwillen habe.“ Und weiter unten: „Da sich allerlei Unruhen erhoben, und sich der gemeine Mann beklagte, mit Zehnten, Belohnungen und andern Beschwerden von den Priestern überladen zu sein, so haben Probst und Kapitel beschlossen, diese Beschwerden allen ihren Kirchengenossen abzunehmen. Auch die Presse erhob sich gegen den klerikalen Unfug. So befindet sich auf der Stadtbibliotheck zu Zürich noch heute ein Holzschnitt, auf welchem Moses, Paulus, Petrus und die vier Evangelisten als Jäger dargestellt sind, welche verschiedene, mit Bischofsmützen und Schafspelzen versehene Thiere ins Garn jagen. Bei Diesen sitzt Jesaias. Darüber stehen noch folgende Worte:

„Daß jetzt viel Verrahts ist im Land,
Das thuen die Wölf im Geistes Gwand.
Und ouch verwildet sind die Schaf,
Darum so folgt die göttlich Straf.“

Die schon längst in der Schweiz blühende Buchdruckerei fing jetzt an für die gute Sache zu arbeiten, und durch Kolportöre rüstig ihre Schriften ins Weite tragen zu lassen. Mit 1519 erscheint ein Baier, Christoph Froschauer, und legt in Zürich eine Buchdruckerei an, durch die alle Schriften der schweizerischen Reformatoren sofort gedruckt wurden. Dasselbe geschah in Basel und später in Genf. Diese am Südost- Nordende wie auch im Mittel der Schweiz angelegten drei Druckereien anzuführen ist der Mühe

werth. Mit unglaublicher Schnelligkeit kamen Zwingli's Schriften und damit unsere Lehre nach Italien, Frankreich, Spanien, Süddeutschland, sogar nach Sachsen, und hinüber nach England. Begierig wurden sie überall vom Volke gekauft und gelesen. Ein Beweis, daß die Reformation der Kirche nicht das Werk einiger Männer war, sondern daß das Volk dieselbe wünschte und wollte. Ohne Dieses würden unsere Väter vergebens gepredigt, und die Buchdrucker ihre Reformationsschriften nicht so glücklich abgesetzt haben.

Freilich mußten Männer in der Schweiz vorhanden sein, welche durch ihre Gelehrsamkeit und einen würdigen Charakter fähig waren, das Licht der Aufklärung zu erhalten, das Volk zu leiten und seiner Unzufriedenheit Gehör zu verschaffen. Aber wenn die Vorsehung beschlossen hat, der Welt eine Wolthat zu schenken, so findet sich auch gewöhnlich das Zufällige wie vorbereitet zusammen. Rom hatte groß gethan, Helvetien habe keinen Mann, der ihm widerstehen könnte. Allein Helvetien's römische Feinde wurden nach diesem Großthun bald und höchst unliebsam inne, daß es sich in seiner vorgefaßten Meinung selbst verstrickte. In ihrem Schooße barg die Schweiz treffliche Männer, welche in stiller Verborgenheit ihre erste Bildung erhielten, von Gott polirt und dann berufen wurden, an die Oeffentlichkeit zu treten. Neben Huldreich Zwingli, der seiner Gelehrsamkeit wegen schon als Jüngling den Doktortitel erhalten hatte, zeichnen sich vortheilhaft aus: Heinrich Loriti oder Glarean, vier Jahre jünger als Zwingli, Michael Rubellus, Johannes Zimmermann, Chorherr des Leodogariusstiftes zu Luzern und zu Münster im Argau, Rudolph Collin oder Am Bühl aus Grundelfingen im Kt. Luzern, Oswald Mykonius, vier Jahre jünger als Zwingli, ebenfalls ein Luzerner, Johannes Müller von Rellikon, Kt. Zürich, nahe bei dem Greifensee, Jakob Wiesendanger, Melchior Makrinus aus Solothurn, Georg Stäheli aus Galgenen, Kt. Schwyz, Werner Steiner von Zug, Heinrich Lüti von Wädensschwyl, Kt. Zürich, Benedikt Burgauer, Johannes Dorfmann, der besonders in Rhätien wirkte, Erasmus Schmid von Stein am Rhein, Sebastian Wagner aus Schaffhausen, Johannes Haller von Wyl im Kt. Thurgau.

An diese schweizerischen Jünglinge schlossen sich alsbald ausländische an, die mit der schweizerischen Reformation Hand in Hand arbeiteten. Aus Vielen seien hier blos genannt: Johannes Oekolampadius von Weinsberg in Frankreich, W. F. Capito von Hagenau, Elsaß, Kaspar Hedio von Ettlingen, im Badischen, Konrad Pellikan aus dem Elsaß, Leo Jud, Sebastian Münster von Ingelheim in der Pfalz, Simon Grynäus aus Vehringen,

Pfalz, Martin Keller aus Stuttgart, Beat Rhenanus von Schlettstadt, Ambrosius Blarer aus Konstanz, Berchtold Haller von Aldingen im Rothweilergebiet, Sebastian Meier von Neuenburg, Wilhelm Farell von Gap, Frankreich.

Diesen schweizerischen und ausländischen Namen noch mehr und ebenso hervorragende hinzuzufügen ist schon deshalb überflüßig, weil diese angeführten hinlänglich beweisen, daß eine allgemeine Sehnsucht nach bessern Zuständen in der östlichen und nördlichen Schweiz und den an dieselbe grenzenden französischen und deutschen Provinzen entstanden war, die unmöglich ohne große Folgen bleiben konnte. Daß die westliche und südliche Schweiz hieran wenig Antheil nahm, rührte daher, daß dieser Theil des Landes keine Schule höheren Ranges hatte, wie die Universitäten zu Basel, Tübingen, Freiburg im Breisgau und Heidelberg waren, und nicht so mit ihnen in Verbindung stand, wie Zürich, welches der Brennpunkt der Reformation in der Schweiz wurde, weil die hier von Alters her freiere Denkart das Volk darauf vorbereitete und für die Wahrheit empfänglicher gemacht hatte.

Allein warum brachte diese freiere Denkart der Züricher, die sie schon in früheren Zeiten gezeigt hatten, bisher keine Reformation hervor? Warum weckte die jetzt neu angefachte Liebe zu den Wissenschaften weder zu Zürich, noch zu Basel, oder in einer anderen Stadt Helvetiens einen Mann, der Das unternahm und ausführte, was Tausende lange schon gedacht, gewünscht, vorhergesagt hatten? Warum blieben Alle beim Denken, Wünschen und Vorhersagen stehen? Darum, weil Keiner von ihnen den Geist, den Muth, die Standhaftigkeit hatte, das ungeheuere Werk anzugreifen und zu vollenden. Keiner von den bisher Genannten, obschon sie sonst treffliche Männer waren, hatte die Kraft, welche allein den Beruf und den Willen gibt, für ein großes und edles Werk zu leben; die Kraft, welche Den, der sie in sich fühlt, auf der einmal betretenen Bahn nicht mehr zurückgehen läßt; welche alles Andere nicht achtend nur auf das Ziel sieht und unaufhaltbar demselben entgegenstrebt; welche, wenn sie auch diesseit des Zieles erliegt, noch mit der festen Gewißheit die Augen schließt, das Werk könne, werde, müsse vollendet werden. Alle bisher Genannten waren nicht geeignet, sich an die Spitze zu stellen; aber als Gehülfen des Mannes, den sein Herz und Muth dahin stellte, waren sie Alle unentbehrlich; ohne den Anführer hätten sie nicht begonnen, oder wären ermattet abgestanden; ohne sie hätte er nicht vollendet. In der schweizerischen Reformation bilden sie einen großen Kranz. Er in ihrer Mitte.

4. Von Einsiedeln nach Zürich.

Das ist sicher daß, wer das Vaterland liebt, es in seinen Krankheiten nicht verläßt.

Nach einer zweijährigen Wirksamkeit in Einsiedeln kam Dr. Huldreich Zwingli den 27. Dez. 1518 in Zürich an. Es war Montag. Sofort wurde er vor den Probst und das Kapitel beschieden. Nach abgelegtem Gruße meldete er demselben, daß er den Entschluß gefaßt habe und auch ausführen werde, nicht über die Perikopen zu predigen, sondern das Evangelium des Matthäus der Ordnung nach zu erklären, und sich dabei einzig an die heilige Schrift, nicht an menschliche Lehrer zu halten. Einige der anwesenden Chorherren bezeugten ihre Freude darüber; Andere aus ihnen tadelten es als eine Neuerung. Allein Zwingli bewies ihnen aus den Predigten des Augustins und Chrysostomus, daß das die alte Uebung gewesen, und daß die Vorträge über die evangelischen Perikopen erst durch Karl den Großen seien eingeführt worden. Damit gaben sie sich für dieses Mal zufrieden. Noch ehe er sein Amt öffentlich antrat, den 31. Dezember, Freitags, schrieb er dem Rathe zu Glarus, da die Frist von zwei Jahren, welche man ihm gegönnt hatte, wieder nach Glarus in sein Amt zurückzukehren, verflossen sei, so lege er dasselbe mit Dank für den geneigten Willen in den Schooß seiner Herren ab. Zugleich beschloß er an jenem Freitage sein 35. Lebensjahr. Am nächsten Morgen, Samstag den 1. Januar 1519, trat er sein Amt in Zürich öffentlich mit einer Predigt an, worin er ankündigte, daß er am nächsten Tage, Sonntags den 2. Januar, das Evangelium Matthäi zu erklären anfangen werde. Das geschah denn unter großem Zulauf des Volkes, mit Lobpreisung Gottes, und mit Hinweisung auf Christum als die einzige Quelle des Heiles. Zugleich ermahnte er zu christlicher Liebe und gottseligem Wandel, den Aberglauben in der Lehre und im Gottesdienste, den Müßiggang, die Unmäßigkeit und die Kleiderpracht zu fliehen und durch wahre Besserung des Lebens der Gnade Gottes würdig zu werden. Ernstlich redete er auch gegen die Unterdrückung der

Armen, gegen die Kriegszüge und Pensionen, empfahl dem Rath die Handhabung der Gerechtigkeit, die Sorge für Wittwen und Waisen, für die Erhaltung der eidgenössischen Freiheit, und daß man das Gesuch der fremden Fürsten ausschlage. Das war ein schöne, zeitgemäße Antrittspredigt! Im rühmlichsten Lichte zeigt sie uns den ganzen Mann, der gekommen war, Zürich groß zu machen Verschiedenen Zuhörern gefiel eine solche Antrittspredigt nicht; sie sagten, Zwingli werde durch solche Predigten große Unruhen in Zürich erwecken. Andere dagegen priesen Gott, daß er ihnen einen solchen herzhaften Prediger geschenkt habe. Zwei angesehene Männer, der Rathsherr und Seckelmeister Heinrich Räuchli, ein fleißiger Bibelleser, Feind des Aberglaubens und der Zuchtlosigkeit der Geistlichen, der einst gesagt hatte, man habe zu Konstanz den frömmsten Mann auf dem dortigen Konzilium verbrannt, und der Zeugherr Hanns Füßli, Verfasser einer eidgenössischen Chronik, die bis zum Jahr 1519 reicht, hatten vorher laut erklärt, daß sie keine Predigt mehr von einem Pfaffen hören wollten. Allein sobald ihnen Zwingli's Vorhaben bekannt wurde, empfanden sie Lust ihn zu hören. Gleich nach dieser Eröffnungspredigt lobten sie Gott und sprachen: Dies ist nun einmal ein Prediger der Wahrheit, der uns sagen wird, wie die Sachen stehen, der unser Moses sein, und uns aus Egypten führen wird.

Je stärker der Zulauf zu Zwingli's Predigten, und je größer der Beifall war, den dieselben besonders bei dem gewöhnlichen Volke fanden, desto weniger wagten es anfänglich die Unzufriedenen, ihr Mißfallen außerhalb ihrer Kreise laut werden zu lassen. Als sie aber allmählig fanden, daß doch nicht Jeder, der Zwingli hörte, ihm Beifall gab, so bedachten sie sich nicht länger, wenigstens diesen Leuten ihr Herz zu öffnen und, durch ihren Beifall kühner gemacht, mit Klagen und Beschuldigungen hervorzutreten. Zwingli ließ sich dadurch um so weniger irre machen, weil er es erwartet hatte, und seine Freunde ließen es an Ermahnungen zur Standhaftigkeit so wenig ermangeln, als wenn er derselben bedurft hätte. Es verging fast keine Stunde, die nicht von Weltlichen und Geistlichen benutzt wurde, um gegen den Vertheidiger des Rechtes und der Wahrheit Schlingen zu legen, heimliche Versammlungen zu halten und Feinde zu erwecken. Nach Zürich kam er aber mit der festen Ueberzeugung, daß Trübsale seiner hier warten würden. In den Mönchen fand er seine ersten und hitzigsten Gegner. Von Paris schrieb Glarean unterm 7. Juni 1519 an Zwingli: „Ich höre, daß du, ich weiß nicht was für Händel mit den Mönchen hast; Leute, vor denen du dich mehr als vor Schlangengift hüten mußt. Sie können schaden, und wollen wenig nützen.— Ich bin deinetwegen in Sorgen.“

Rhenan schrieb ihm den 7. Mai 1519 von Basel: „Unser Simon hat mir mündlich gemeldet, du fahrest fort, das wahre Christenthum zu predigen, welches theils durch offenbare Gottlosigkeit, theils durch verführerischen Aberglauben nicht blos hier, sondern aller Orten auf die unwürdigste Weise verunstaltet war. Ungeachtet Einige dagegen sich auflehnen, weil das Gute immer Mißgunst erweckt, so konnte dich dennoch bisher Nichts bewegen, das Ziel, nach welchem du unabläßig strebst, aus den Augen zu verlieren. Ich bewundere deine Entschlossenheit, die uns in dir einen Mann aus jenen Zeiten der Apostel vor Augen stellt. Einige widerbelfern, lachen, drohen und greifen dich mit Schmähungen an; aber du duldest dies Alles mit wahrhaft christlicher Gelassenheit. Dieser Weg, den du gehest, lieber Zwingli, ist der richtige; wer verdorbene Menschen Christo gewinnen will, muß Vieles nicht zu achten scheinen. Unser Herr zog auch die Juden durch Wolthaten an sich, nicht durch Scheltworte." „Ich lobe dich," schrieb er ihm den 24. desselben Monats, „daß du eine so gute Sache mit Klugheit angefangen hast; aber noch mehr Lob verdienst du, daß du so unverrückt fortgehst und dich durch Diejenigen nicht einen Augenblick aufhalten lässest, welche es kränkt, daß die christliche Frömmigkeit wieder aufwacht und daß die reine Lehre Jesu dem Volke verkündigt wird." Diese schönen Zeugnisse zeigen, wie ernstlich Zwingli es sich angelegen sein ließ, die Seelen Jesu zuzuführen und Jedem das zu werden, was er brauchte, und bekräftigen sein späteres Wort: „In Winterstürmen pflügt man keinen Acker, noch säet man ihn an. Dafür ist der Frühling die rechte Zeit. So gab ich Anfangs den Schwachen viel zu; Alles jedoch zur Erbauung, was ich verkündigte und was ich zurückhielt. Ich wollte nicht zur Unzeit starke Speisen geben, noch die Perlen vor die Säue werfen. Jesum Christum, das wahre Heil, habe ich klar verkündigt und fest gelehrt, wie man von ihm alles Gute erwarten, zu ihm in jeder Noth sich wenden müsse. Ich verkündigte den Menschen die freundliche Gnade Gottes und machte sie ihnen lieblich, da ich ja wol wußte, was Gott durch sein Wort wirken werde. Viele, die mir Anfangs zuwider waren, sind dadurch allmählig inne geworden, wie süß der Herr ist, und daß Jeder, der ihn recht kennen lernt, mit den Jüngern spricht: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des Lebens! Ich habe dich ergriffen, ich werde dich nicht mehr lassen."

Als Zwingli seiner Bekanntmachung gemäß das Evangelium Matthäus erklärte, und seine Zuhörer mit den Lehren, Thaten und Schicksalen Jesu bekannt gemacht hatte, so zeigte er ihnen aus der Apostelgeschichte, wie das Christenthum gepflanzt worden sei. Nachher lehrte er sie aus dem ersten

Briefe an Timotheus die Pflichten; aus dem Briefe an die Galater den ächten, unverfälschten Glauben der Christen, aus dem zweiten Briefe an Timotheus die Pflicht des christlichen Predigers, sich den Irrlehren zu widersetzen, und das Evangelium in seiner Reinheit zu erhalten und zu verbreiten. Weil aber Einige von seinen Gegnern den Petrus weit über den Paulus erhoben, und das Ansehen des Pauli mit allerlei Scheingründen bekämpften, so bewies er aus den Briefen des Petrus die Uebereinstimmung desselben mit Paulus; und zeigte endlich aus dem Brief an die Hebräer, daß Christus durch Aufopferung seines Lebens alle andern Opfer überflüßig gemacht und aufgehoben habe. Die Erklärung dieser Bücher des Neuen Testaments vollendete er in seinen sonntäglichen Predigten während der ersten vier Jahre. Nebenbei fing er im Dezember 1520 noch an, für das Landvolk, welches den Wochenmarkt in der Stadt an den Freitagen besuchte, die Psalmen zu erklären, und bereitete sich darauf vor, indem er das Studium der hebräischen Sprache rüstig pflegte. Er war der Meinung, eine gründliche Kenntniß der christlichen Lehre aus der heil. Schrift müsse der Abschaffung der Mißbräuche in der Religion vorangehen, dann würden dieselben von selbst fallen; und der Erfolg hat überraschend gezeigt, daß er sich in dieser Erwartung nicht täuschte. Die einfache und doch so gesalbte Weise, in welcher Zwingli das Wort Gottes auszulegen pflegte, leuchtet aus folgenden Zeilen wahrhaft erbaulich hervor, die einer Predigt aus dem Jahre 1519 entnommen sind: „Wenn wir alle Menschen betrachten, finden wir gewiß, daß Keiner überall so gerecht ist in der ganzen Menge, der nur für sich selbst könnte der Gerechtigkeit Gottes genug thun. Da wir nun Alle dieselben Gebrechen und dieselbe Krankheit an uns haben, so können wir niemals Gott Genüge thun, denn wir sind Alle selbst Schuldner, Schächer und strafwürdig. Darum hat Gott aus der Tiefe seiner Weisheit angesehen unser Elend und beschlossen, unsern Schaden zu ersetzen, und da er unter uns Keinen fand, der seiner Gerechtigkeit für sich und Andere Genüge thun könnte, hat er seinen Sohn zum Opfer und zur Bezahlung für unsere Sünden verordnet, damit er, wie er denn ein wahrer Mensch und unser Bruder ist, unsere Gerechtigkeit und unsere Begnadigung in Ewigkeit vor Gott für uns sei; darum, daß er gerecht und unschuldig alle unsere Schuld hat an sich genommen und sie vor Gott gut gemacht und gebüßet. Sieh, das ist ein gnädiger Handel Gottes, eine freundliche, frohe Botschaft, eine gewisse Führung der trostlosen Seele, daß sie gefunden hat Den, durch den sie Gott versöhnt wurde, durch den sie allweg einen Zugang zu Gott hätte.“

5. Großes Ansehen in der Schweiz und im Auslande.

Schätze und Ehre sind Monarchen gegeben; wir Schweizer haben, was in uns ist.

Bis jetzt hatte Zwingli den Pabst öffentlich noch nicht angegriffen. Allein die bestimmte Aussicht, daß jener Samson bald mit seinen Ablaßzetteln nach Zürich kommen werde, zwang ihn, bald nach Antritt seines Amtes die Zürcher von der Kanzel ernstlich gegen dieselben zu warnen, und ihnen vorzustellen, daß die Seligkeit uns durch Christi Tod erworben und daß der Glaube an ihn, nicht Geld, das Mittel sei, dieselbe zu erlangen. Samson hatte zu Bern große Reichthümer gesammelt. Arme und Reiche drängten sich zu. Jene kauften um zwei Batzen (etwa 20 Cents) wohlfeilere Ablaßbriefe auf Papier, Diese um eine Krone (etwa fünf Dollars) die theuern auf Pergament. Noch theurer bezahlte man den Ablaß für ganze Städte und Bezirke. Jakob von Stein, Herr zu Belp und Utzingen, welcher in päbstlichen Diensten Hauptmann über eine Kompagnie von 500 Mann war, kaufte gegen einen apfelgrauen Hengst vollkommene Vergebung der Sünden für sich und seine Voreltern, für seine Soldaten und für seine Herrschaftsleute zu Belp. Die Einwohner des Städtchens Aarberg, welche seit einigen Jahren Feuer- und Wasserschaden gelitten hatten, und welche dieses dem Bannfluche eines von ihnen beschimpften päbstlichen Boten zuschrieben, erlangten durch obrigkeitliche Vermittelung für baares Geld Absolution für Todte und Lebende, die aber die gehoffte Wirkung nicht hatte.

Auf dem Wege nach Zürich war Samson schon in Lenzburg angekommen, fand aber keine Aufnahme und beeilte sich Baden zu erreichen. Um hier nicht auch abgewiesen zu werden, rühmte er bei dem Pfarrer daselbst, mit beigemischten Drohungen, die Ehre, die ihm von den Oberherren Badens zu Luzern, zu Bern, und an anderen Orten wäre erwiesen worden. Das schreckte den guten Mann so, daß er gegen den bischöflichen Befehl dem

Mönch den Verkauf der Ablaßzettel gestattete. Samson gab durch die Frechheit, womit er dem thörichten Volke die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer versprach, Anlaß zu einem Spaß, der geeignet war den Ablaß um seinen Kredit zu bringen. Samson, der auf dem Kirchhof seinen Kram auslegte, schrie bei jedem Zettel, den er verkaufte: Ecce volant! (Siehe, wie sie, die Seelen, fliegen!) Ein anwesender Spaßvogel eilte in den Kirchthurm hinauf, schüttete durch das Glockenfenster hinaus die Bettfedern eines Kopfkissens auf die Leute herab, indem er ebenfalls rief: Ecce volant! Ecce volant! Samson nahm diesen Einfall, der großes Gelächter erregte, sehr übel, und hätte beinahe Rache genommen. Von da ging er nach Bremgarten. Allein der Pfarrer und Dekan, Heinrich Bullinger, widersetzte sich mit festem Muthe. „Und sollte es mich das Leben kosten, so werde ich euch meine Kirche nicht öffnen," war Bullingers Antwort. Im heftigsten Zorne nannte ihn der Mönch eine Bestie, belegte ihn mit dem höchsten Banne, und schwur, ihn nicht wieder los zu lassen, bis er für seine unerhörte Frechheit, den Ablaßverkauf verweigert zu haben, 300 Dukaten bezahlt habe. Bullinger nahm jedoch den Bannfluch sehr kühl. Samson nahm die Sache ernster. „Ich werde bald nach Zürich kommen, du freche Bestie," schrie der Mönch den Bullinger an, „und werde dich vor den Eidgenossen verklagen. Ein solcher Schimpf ist mir in der ganzen Schweiz nirgends vorgekommen." Der Dekan erwiderte: „Ich darf so gut wie du vor die Eidgenossen kommen, und werde gewiß nicht ausbleiben."

Zwingli's Ansehen war jedoch unterdessen fortwährend gestiegen. Seine Predigten hatten schon so viel gewirkt, daß man überall anfing, die römische Büberei mit dem Ablaß zu merken. Mit dem innigsten Dank gegen Gott durfte er sehen und hören, wie das Werk des Herrn in seiner Hand glückte. Stadt- und Landvolk wurde von seinen Predigten ergriffen. Sein Name erscholl weit und breit. Auf spezielle Seelsorge legte er ein großes Gewicht. Daß große Haufen seine Predigten hörten, genügte ihm nicht. Er suchte mit Gottes Hülfe auch bei den Einzelnen, wo er sie erreichen konnte, die Gewißheit zu gründen, daß das Wort vom Kreuze für Jeden aus ihnen besonders bestimmt sei. Wie genau er es in diesem Stücke nahm, zeigt jenes sein Wort an Mykonius, dem er Ende 1519 schon schreiben durfte, er habe jetzt bereits mehr als 2000 Seelen, die soweit mit der Milch des Evangeliums genährt und gestärkt seien, daß sie nun nach stärkerer Speise verlangen, und er ihnen dieselbe auch mit guter Zuversicht reichen könne. Um so muthiger durfte er fortfahren und den Ablaßhandel bloslegen, da sich grade zu der Zeit, als Samson auf Zürich lossteuerte, Abgeordnete des

Bischofs von Konstanz in Zürich aufhielten, welche bei der Tagsatzung, die in Zürich tagte, Beschwerden gegen Samson vorbringen sollten. Ende Februar stand Samson vor Zürich. Bullinger war ihm zuvorgekommen und hatte bereits bei der eidgenössischen Tagsatzung eine Klage gegen Samson eingereicht. Die Abgeordneten des Bischofs, denen er die ganze Sache erzählte, und die vielen Freunde, die er unter den Großen zu Zürich und den Gesandten der übrigen Kantone hatte, unterstützten ihn kräftig. Der Rath beschloß dem Samson den Eintritt in die Stadt zu verweigern. In der Vorstadt, wo er in einem Gasthause abgestiegen war, überreichte ihm ein Abgeordneter der Tagsatzung den Rathsbeschluß. Auf sein Vorgeben, er habe der Tagsatzung im Namen seines Herrn etwas zu sagen, wurde er gleichwol eingelassen. Er wurde genöthigt, den Bann des Dekans unentgeltlich aufzuheben, und dann ließ man ihn friedlich abreisen, nachdem man ihm den weiteren Verkauf seiner Waare streng verboten hatte. Voll Unwillen zog er mit dem zusammengerafften Gelde fort. Der Pabst selbst war gezwungen, ihn nach Rom zurückzurufen. Zwingli's Einfluß war selbst in Rom bekannt und vorläufig stillschweigend geduldet. Zwar hatte Samson, noch ehe er nach Zürich gekommen war, laut gesagt, Zwingli werde sich ihm widersetzen, er wollte ihm aber den Mund schon stopfen. Man hätte folglich erwarten sollen, ihn als Verführer des Volks in dem Breve genannt zu sehen. Aber es enthält nicht einmal eine leise Andeutung. Offenbar hatte der Schluß der Tagsatzung den Pabst erschreckt. Auf den Beistand der Großen in der Schweiz konnte er jetzt noch nicht rechnen, die freilich bald genug sich mit den Mönchen verbanden, Zwingli und seine Lehre zu unterdrücken, wenn er mit seinen weit aussehenden Verbesserungsvorschlägen durchdringen sollte. Noch gewisser mußte Zwingli's bereits erlangtes Ansehen in Rom bekannt sein, da er den Muth gehabt hatte, sich über den Ablaßhandel oft mit dem päbstlichen Legaten, Anton Pucci, zu unterreden. Vergeblich suchte ihn der Legat zum Schweigen zu bereden; vergeblich waren die glänzenden Versprechungen, die er dem Zwingli machte. Dieser sagte dem Prälaten frei in's Antlitz, wenn er und die übrigen Obern des Pabstes ihre Pflicht nicht thun würden, so werde ihn wenigstens Nichts abhalten, mit aller Kraft, die Gott ihm verleihen werde, an der Abschaffung des Aberglaubens und der Betrügereien zu arbeiten, bis das Licht über die Finsterniß gesiegt haben werde. Auch an den Bischof zu Konstanz ließ er durch die Abgeordneten des Pabstes ein Schreiben abgehen, worin er ihn zu herzhaftem Widerstande gegen des Pabstes Betrügereien ermahnte und versicherte, daß das Wort Gottes und die Wahrheit des Evangeliums gewiß

die Oberhand behalten würden; er bat ihn, dem edlen Hause von Landenberg die Ehre zu verschaffen, daß er unter den Bischöfen der Erste wäre, welcher die gereinigte Lehre Christi annehme und befördere. Bullinger sagt mit Recht, Zwingli sei nicht unüberlegt und gegen die gute Ordnung verfahren, sondern habe gehörig gewarnt, und erst Alles versucht, ehe er vollen Ernst machte. Diese muthigen Schritte vermehrten den Ruhm und die Achtung, die er sich schon zu Einsiedeln in so hohem Grade erworben hatte, und trugen sie weit über die Grenzen der Schweiz hinaus. In Süddeutschland, zu Nürnberg, in Schwaben, besonders in Augsburg, hatte er einen großen Freundeskreis, der mit ihm in Verbindung stand, selbst aus dem Innern Frankreichs wandten sich die Prediger des Evangeliums an ihn und baten um Rath und Trost. Die Freunde der Reformation in Konstanz waren ihm so sehr ergeben, daß die Zürcher in vielen Dingen ihr Vorbild waren. Von Mainz aus erinnerte Hedio sich der alten Freundschaft. Durch seine Schriften hatte sich dort Zwingli viele Freunde erworben, die Alles begierig lasen, was er herausgab, und hofften, das Beispiel der Zürcher werde den Eifer der deutschen Städte entflammen. Nach Durchlesung der Acten des ersten Zürchergespräches wurde dem Hedio und vielen Andern klar, die Wahrheit sei unüberwindlich, schwach die Lüge. Des Bedauerns oder des Spottes würdig seien die Verblendeten, welche das helle Licht des Evangeliums nicht sehen wollen. Auch in seiner Nähe gebe es Leute, die nur darum das Evangelium hassen, weil dasselbe gegen ihre Leidenschaften streite. Er ermuntert den Zwingli getrost weiter zu arbeiten, das Panier zu erheben, zu predigen, Nichts zu verschweigen. Die Zeit sei gekommen, in der man den Unwissenden und Heuchlern die Larve herunterziehen müsse. Der Rechtsgelehrte Nikolaus Gerbellius in Straßburg hatte ein so großes Vertrauen zu der Freundschaft Zwingli's und dem Schutze der Zürcher, daß er ihm einen verfolgten Freund empfahl, der den römischen Aberglauben aufgegeben hatte, und, um sich zu ernähren, mit Weib und Kindern einen sichern Aufenthalt suchte. Ebenso bittet Johannes Sapidus den Zwingli um die gütige Aufnahme eines jungen Gelehrten, der aus Liebe zur evangelischen Wahrheit bewogen wurde aus dem Johanniterorden auszutreten. „Empfange ihn so", schreibt Sapidus, ‚daß er inne wird, er sei von einem Christen einem christlichen Freund als Christ empfohlen worden." Auch Unbekannte bezeugten Zwingli ihre hohe Achtung. Durch seinen stets steigenden Ruf bewogen und voll Verlangen, die Auslegung der 67 Artikel bald zu erhalten, schreibt ihm Adam Weiß, Pfarrer zu Creilsheim in Frankreich, dem die Art und Weise, wie Zwingli den Faber bekämpft hatte, so überaus

gut gefiel: „Glücklich bist du zu preisen, in einem solchen Lande und unter einem solchen Volke zu wohnen.“ Von Zwingli's hoher Gelehrsamkeit und seinem trefflichen Charakter legte Wilhelm Nesenus selbst in Wittenberg die besten Zeugnisse ab. So finden wir unter Denen, die ihn ermunterten muthig und getrost seinen Weg fortzusetzen, auch seinen ehemaligen Lehrer Dr. Wyttenbach, der seit 1515 in Biel das Predigtamt bekleidete. Die schönen Zeugnisse eines Capito, Hedio, Rhenan, Glarean und vieler Anderer sind weltbekannt. Selbst in denjenigen Gegenden der Schweiz, wo er bald hernach geächtet und verwünscht wurde, genoß er in dem ersten Jahre seines Lehramtes in Zürich ein achtungsvolles Zutrauen. Der Landschreiber zu Uri, Jost Schmid, dankte ihm in einem Schreiben, Mitte August 1519, auf das Herzlichste für die große Mühe und Arbeit, und für den ernstlichen Fleiß, den er vor Jahren zu Basel auf ihn verwandt habe, und empfiehlt ihm seinen Bruder.

Selbst in den zeitlichen Angelegenheiten der Stadt machte sich sein öffentliches Ansehen geltend. Da die Eidgenossen nach dem im Anfang des Jahres 1519 erfolgten Absterben des Kaisers Maximilian sich durch den Kardinalbischof von Sitten, M. Schinner, bereden ließen, zu Gunsten des Enkels des Verstorbenen, an den Pabst, der Karls Mitbewerber um die Kaiserkrone, den König von Frankreich, begünstigte, und an die Kurfürsten zu schreiben und sie zu ermahnen, die deutsche Nation, zu der auch die Schweizer gehörten, nicht durch die Wahl eines fremden Oberhauptes zu beschimpfen, und in Gefahr zu bringen, so war Zwingli der Meinung, daß die Schweiz sich nicht in die Kaiserwahl mischen sollte. Keinen der beiden Fürsten solle sie begünstigen, sondern einzig für ihre Freiheit sorgen, und sich nicht zu tief mit dem Reich einlassen. Karl, der Spanier, sei ein junger Mann und könnte Lust bekommen, die Deutschen eigenmächtig zu beherrschen. Als Kaiser Karl der V. werde er nur darauf ausgehen, die deutsche Nation zu unterdrücken und des göttlichen Wortes zu berauben. Er meinte, die Deutschen hätten es nicht nöthig, aus der Ferne sich einen Kaiser zu holen und fremde Herrschaft sich auf den Hals zu laden. Deshalb war er auch gegen den König von Frankreich, den Viele zum deutschen Kaiser machen wollten. Noch lange nach seinem Tode zeigte der Erfolg, wie richtig er auch hierin gesehen hatte. Die Zürcher beschlossen, forthin sich fremder Herren zu erwehren, und zogen sich auch von der Unterstützung des Pabstes immer mehr zurück. Zwingli überzeugte sie deutlich, daß der Pabst ihre Heere nicht brauche, um etwa die Kirche oder den Kirchenstaat zu schützen, wol aber, um Eroberungen zu machen. Man erkannte, daß es

wahr sei, was Zwingli von den Kardinälen sagte, die, wie Schinner, mit Geld die Leute bestachen, für päbstliche Zwecke kauften und sie dann in blutigen Kämpfen hinschlachten ließen. „Die Kardinäle," sagte er, „tragen mit Recht rothe Hüte und rothe Mäntel; denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten heraus; windet man sie aber, so rinnt das Blut der Söhne, der Brüder, Freunde und Väter heraus."

Auch in Schwyz machte sich die hohe Achtung, in der Zwingli überall stand, in jenem Beschluß der Landgemeinde in rühmlichster Weise geltend, durch den der Kanton auf 25 Jahre aller fremden Bündnisse und Jahrgelder sich enthielt. Der Schweizer Befreiung von fremden Kriegsdiensten lag ihm nicht weniger am Herzen als die Befreiung der Kirche vom Joche des Pabstes, weil nach seiner Ueberzeugung von diesen zwei Stücken das Heil des Vaterlandes abhing. Den 21. Mai 1522 sandte er an die Eidgenossen von Schwyz ein Schreiben mit der dringenden Bitte, sich doch vor den fremden Herren zu hüten und sich derselben endlich einmal zu entledigen. In der Zuschrift an dieselben, die der Ermahnung vorgedruckt ist, sagt Zwingli: die große Liebe, welche er von Kindheit auf zu ihnen gehabt, habe ihn zu diesem Schritte gezwungen, besonders da er, als ein geborner Toggenburger, ihnen zum Theil gewärtig zu sein schuldig wäre. Er erinnert sie hierauf in der Ermahnung, daß ihre Voreltern einzig für die Freiheit Kriege geführt, und nicht um den Lohn Christen todt geschlagen haben. Darum habe ihnen Gott am Morgarten 1315, bei Laupen 1339, bei Sempach 1386, bei Näfels 1388 und an anderen Orten den Sieg gegeben. Nachher seien sie übermüthig geworden, und haben sich durch das Gold und die Schmeicheleien der Fürsten bethören lassen, für dieselben mehr zu thun und zu sorgen, als für die Heimath, Weib und Kinder. Dazu seien sie von Leuten verleitet worden, denen ihr Eigenthum mehr am Herzen gelegen, als das Vaterland. Aber der größte Schaden und die größten Gefahren fallen auf das öffentliche Wesen. Diese Gefahren führt er ausführlich an, und rechnet darunter die Strafen Gottes, welche in der heiligen Schrift der Habsucht und der Unmenschlichkeit der Krieger gedroht werden. Micha. 2, Jes. 5, Matth. 18, Ezech. 29, Jerem. 51. Ferner das Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit und Gewaltthat, der Prachtliebe und Schwelgerei, der Unzucht und Weichlichkeit, des Neides und der Untreue am Vaterland, endlich die Gefahr, die Freiheit zu verlieren, entweder durch Feinde oder Freunde unter den auswärtigen Fürsten. Ebenso widerlegt er, was zu Gunsten fremder Kriegsdienste gesagt wurde, und gibt eine ernste Beschreibung der Drangsale des Krieges, und legt den Eidgenossen

die Frage des Gewissens vor, was wir sagen würden, wenn ein fremdes Volk bei uns so hausete, wie die Schweizer im Feindeslande. Der große Verlust, den die Eidgenossen, besonders der Kanton Schwyz, in der Schlacht bei Bicocca erlitten hatten, drängte den großen Wolthäter des Vaterlandes zu dieser Schrift, die in drei Tagen verfaßt und gedruckt worden war. Die segensreiche Frucht dieser edlen That ließ nicht auf sich warten.

---

6. Tödtliches Erkranken.

Die Freiheit, wie das Leben, ist voll Unruhe.

Im Sommer 1519 brach in Zürich eine Pest aus, an der innerhalb sechs Monaten 2500 Menschen starben. Zwingli selbst blieb anfänglich verschont, ungeachtet er die Pestkranken täglich besuchte. Ein Freund, Konrad Brunner, schrieb ihm im September von Basel: So löblich seine Amtstreue auch wäre, so sollte er doch nicht vergessen, daß er auch für sein eigenes Leben zu sorgen habe. Leider kam diese Warnung zu spät. Zwingli erkrankte im September und kam an den Rand des Grabes. Dr. Hedio aus Basel schrieb an ihn: „Wir waren tief betrübt, als jene mörderische Seuche dich ergriff, denn wer trauert nicht, wenn das Heil des Vaterlandes hinsinkt, wenn die Posaune des Evangeliums, der muthige Verkündiger der Wahrheit im blühendsten, ja noch hoffnungsvollsten Alter verstummt." Die Gefahr, welche seinem Leben drohte, war so groß, daß man alle Hoffnung aufgab, und das Gerücht seines Todes sich in der Schweiz und in Deutschland verbreitete. Schon jubelten die Mönche, der Teufel habe den Ketzer geholt; doch verstummte ihr Jubel gar bald wieder.

Während der Krankheit dichtete er drei Lieder, welche Zeugen seiner herzlichen Frömmigkeit, seines kindlichen Vertrauens, daß Gott, auch wenn er sterben sollte, das von ihm begonnene Werk nicht werde fallen lassen, und der demüthigen Ergebung in seinen Willen sind. Die Sprache des Herzens ist darin eine herrliche. Bullinger hat sie in der Reformationsgeschichte aufbewahrt. In dem ersten Liede, welches er im Anfange der Krankheit verfertigte, bittet er Gott um Rettung, wenn es sein Wille sei; wenn er ihn aber in der Mitte seiner Tage wolle sterben lassen, so soll es willig geschehen; er sei sein Geschöpf, das er erhalten oder zerbrechen könne. Das zweite Lied schrieb er mitten in der Krankheit, als sie am heftigsten war. Das dritte Lied dichtete er, als er in der Genesung war. Er drückt die Freude aus, ferner im Dienste Gottes wirksam sein zu können.

Erstes Lied:

Herr! Höre meine Worte,
Hilf mir in dieser Noth!
Es klopft an meine Pforte
Mit schwerer Hand der Tod.
Du, der du ihm im Streite
Die Macht genommen hast,
Steh, Christe, mir zur Seite
Und lindre mir die Last.

Mein Vater! kanns geschehen,
So lasse mir dein Rath
Den Kelch vorübergehen,
Der mehr und mehr sich naht;
So zeuch mir aus der Wunde
Den Pfeil, der schmerzlich brennt
Und auch nicht eine Stunde
Mir Ruh und Rast vergönnt!

Doch sollen meine Tage
Früh eilen hin zur Gruft,
So geh' sie ohne Klage,
Wohin dein Wink mich ruft.
Du willst dann dieser Erde
Früh meinen Geist entziehn,
Daß er nicht böser werde,
Nicht Fromme bös durch ihn.

Du bist ja, Herr, mein Schöpfer,
Und dein Geschöpf bin ich,
Zum Thone spricht der Töpfer
Bald: bleibe ganz! bald: brich!
Dir bleibt in frommer Stille
Mein Loos anheimgestellt;
Dein Wille sei mein Wille,
Thu mir's, wie dir's gefällt!

Zweites Lied:

Trost, o mein Gott, such' ich bei dir!
Es mehren sich die Schmerzen;
Die Macht der Krankheit bringet mir
Mit Weh und Angst zum Herzen.
Drum, du mein Tröster, such' ich dich,
Und flehe: stärk', o stärke mich
Mit Trost aus Christi Wunden!

Ja, Heiland, deine Gegenwart
Kommt hülfreich dem zu gute,
Der still im Glauben deiner harrt
Mit festem Christenmuthe,
Auf dich allein die Hoffnung setzt
Und klein um deinetwillen schätzt
Der Welt Gewinn und Schaden.

Mir ist die Zunge welk und stumm
Und jeder Sinn gebunden,
Ist denn mein Lauf hienieden um,
Die Lebensfrist entschwunden,
Dann, großer Kämpfer, ist es Zeit,
Daß du nun selber führst den Streit,
Den ich um dich begonnen.

Zwar sah ich wol mit kühner Hand
Den Teufel auf mich dringen,
Und bin zu schwach zum Widerstand,
Doch soll's ihm nicht gelingen.
Dieweil mein Glaube steif und fest
Sich, Herr, auf deine Macht verläßt,
So mag die Hölle wüthen.

Drittes Lied:

Gesund—durch deine Güte,
Mein Gott, werd' ich gesund!
Dich preise mein Gemüthe,
Laut singe dir mein Mund.
Ja, nun du mich empor
Gebracht zu längerm Leben,
Muß dich mein Geist erheben
Noch mehr, denn je zuvor.

Zwar zog in seinen Banden
Der Tod mich jetzt von hier:
So hätt' ichs überstanden
Und wäre, Herr, bei dir.
Nun muß ich doch einmal
Aus diesem Leben scheiden,
Vielleicht nach herbren Leiden,
Vielleicht mit größrer Qual.

Jedoch, es ist dein Wille:
Drum trag ich freudig noch,
Dir treu und kindlich stille,
Des Pilgerlebens Joch,
Und führe fort den Streit;
Und du, o Herr der Welten,
Wirst droben mir vergelten
Mit Himmelsseligkeit.

Ehe die Pest ausgebrochen war, befand sich Zwingli in der Felsenschlucht des seiner Heimat nahen und daher ihm vertrauten Bades Pfäfers, wo er sich im Kampfe mit dem von Osten heranrückenden Feinde, der Pest, zu stärken suchte. Als er nun hörte, daß die Pest nach Zürich vorgedrungen sei, eilte er im August auf seinen Posten, ohne bei seinem Verwandten, dem Abte Christoph von St. Johann im Toggenburg, einzukehren, welcher ihn erwartet hatte. Er stellte sich nach dem Vorbilde des guten Hirten, welcher das Leben läßt für seine Schafe, treu seiner Predigt, mitten unter seine Pfarrkinder hinein, und setzte sich täglich von Neuem der Gefahr der Ansteckung aus, indem er unerschrocken die Pestkranken besuchte und ihnen den Trost des Evangeliums brachte. Mehrere Wochen lang war es dem kräftigen, gottvertrauenden Manne vergönnt, seine Pflicht zu thun. Während die Seuche immer schrecklicher in Zürich wüthete und etwa Mitte des Septembers den höchsten Grad erreichte, blickten die Freunde aus der Nähe und Ferne mit Theilnahme und Bewunderung auf den tapfern Streiter Gottes hin, mahnend und bittend, daß er sein theures Leben schonen möge. Er konnte und wollte nicht an seine eigne Erhaltung denken, und so ergriff denn auch ihn die Pest. Dem Tode nahe, richtete er seine Seele empor zu Gott und fand in seinem Heilande Trost und Frieden. Die hier mitgetheilten drei Lieder genügen, um uns den völlig gereiften, vom Geiste des Evangeliums erleuchteten und gehobenen Christen vor Augen zu stellen. In der kürzesten Form, kein Wort zu viel oder zu wenig, bietet uns hier Zwingli drei deutsche Gebetslieder, welche älter sind, als die sämmtlichen Lieder Luthers. Ging es auch sehr langsam, so genas er doch wieder. Mit Ende des Jahres war seine Gesundheit völlig hergestellt, so daß er am 31. Dezember schreiben konnte: „Gestern habe ich endlich das letzte Pflaster vom Pestgeschwür auf die Seite gelegt.“ Durch Gottes Gnade war er vom Tode errettet worden; darum ist er jetzt desto entschlossener, für die Sache des Herrn sein Leben einzusetzen. Er hielt Wort.

7. Zwei feindliche Pläne.

Wenn edelgesinnten Männern in einer billigen Sache
Drohungen geschehen, so stählt sich ihr Sinn.

Kaum hatte sich Zwingli von seiner Krankheit erholt, so fingen seine Gegner auch schon an öffentlich gegen ihn zu handeln. Es reiste ein Mönch nach Basel, um dort gegen ihn vier Predigten zur Unterdrückung und Widerlegung der neuen Lehre drucken zu lassen. Wie bisher, so wollte Zwingli sein Reformationswerk auch fernerhin im Stillen fortsetzen und einen durchaus unnützen Federkrieg vermeiden. Deshalb wendete er sich an Hedio und bat denselben, den Kardinalbischof Schinner von Sitten, der sich mit dem Probste Felix Frei grade zu Basel befand, in seinem Namen zu ersuchen, daß er den Druck hindern möchte. Auf des Probstes Vorstellungen wirkte der Kardinal bei dem Bischofe und dem Rathe zu Basel das verlangte Verbot aus. „Der Kardinal liebt dich", schrieb Hedio an Zwingli, „und zwar aufrichtig, aus vielen Gründen, besonders aber deswegen, weil du das Evangelium predigst, und den Muth hast, Leuten die Wahrheit zu sagen, deren zarte Ohren dieselbe nicht hören mögen. Er gedachte deiner bei diesem Anlasse mit großen Lobsprüchen. Laß dich deshalb die schnöde Handlung dieses Mönches nicht anfechten, fahre muthig fort, kümmere dich um den unverschämten Kerl nicht; er hat sich die Ruthe selbst gebunden, die ihn züchtigen soll. Ich kenne einen Maler, der dieses reißende Thier mit lebendigen Farben zeichnen wird. Capito wird zu Straßburg dafür sorgen, daß die dortigen Pressen von dem Gifte des Mönches nicht befleckt werden." Der Generalvikar Faber, dem das Alles nicht unbekannt bleiben konnte, war noch immer Zwingli's Freund geblieben. Den 17. Dezember bezeugte er ihm brieflich große Freude über seine Genesung: „Ich liebe dich so herzlich und aufrichtig, daß mir nichts Traurigeres begegnen könnte, als wenn ich, welches Gott verhüten wolle, hören müßte, es wäre dir ein Unglück zugestoßen, und daß ich hingegen keine größere

Freude haben kann, als wenn ich vernähme, du seiest ganz gesund und glücklich. Ich denke, diese Gesinnungen gegen dich seien der Gerechtigkeit gemäß. Denn du arbeitest so unermüdet im Werke des Herrn, daß ich sehen muß, die Sache des Christenthums würde, wenn du in Gefahr kommen solltest, nicht geringen Schaden leiden." Aus Luzern schrieb am 28. Dezember 1519 Myconius an Zwingli: „Unsere Freunde hier sagen, wir Beide seien allein nicht im Stande, der Religion Christi aufzuhelfen; wir sollten also schweigen, weil unsere Arbeit doch größtentheils vergeblich sein werde. Dann heißt es von unsern Feinden wieder, unsere Lehre sei vom Teufel, nicht von Gott." Zwingli antwortete ihm: „Du mußt immer besser lernen auf dich Achtung zu geben, um dich durch dergleichen Einwürfe nicht in die Hitze bringen zu lassen. Wie viel der Unwille dir schaden muß, sehe ich an mir selbst. Was du ihnen geantwortet hast, hat meinen Beifall. Aber ich wünschte doch, daß diese eigensinnigen Köpfe mehr durch Wohlwollen und schonendes Nachgeben angezogen, als durch heftiges Streiten hingerissen werden. Zu Zürich gibt es sehr viele Leute, mehr als 2000, denen ich zwar jetzt noch Milch gebe, die aber bald, weil sie heftigen Hunger haben, feste Speise vertragen werden. Ich habe unaufhörlich mit boshaften Leuten zu kämpfen, nicht weil mein Charakter an den ihrigen anstößt, sondern weil sie darauf ausgehen, das Evangelium und Christum zu verfolgen. Ich fürchte sehr für den Frieden und für das Vaterland, obgleich ich immer mehr Hoffnung habe, die jetzige Unordnung werde einst einer weit bessern Ordnung Platz machen."

Als jener Anschlag des Mönchs, in vier Predigten eine Widerlegung der von Zwingli verkündeten neuen Lehre drucken zu lassen, mißlungen war, so suchten seine Gegner ihm von einer anderen Seite beizukommen. Das Zürcher Kirchenarchiv enthält eine Originalhandschrift ohne Datum, welche, im Namen einiger Chorherren, Zwingli übergeben wurde, und worin 21 Punkte gerügt werden, die er auf und neben der Kanzel sollte gesagt haben, und durch die er einen Verweis verdiene. Sie ist in wahrem Mönchslatein abgefaßt und strotzt von Lügen und Verdrehungen. Sie halten ihm vor, daß er die zu Gottes und der Heiligen Ehre veranstalteten Kirchengebräuche unterdrücke; daß er nicht wie seine Amtsvorfahren das Volk fleißig zur Entrichtung des Zehnten ermahne; er behaupte gegen die Wahrheit, das Fest des Johannes, des Paulus und der 10,000 Märtyrer sei eine Erfindung der Priester; er verachte das Frohnleichnamsfest, die Prozessionen an demselben, und andere Umzüge nach der Messe; den Ablaß an diesem Feste; die Feier der Messe selbst; gegen die Meinung der Rechts-

gelehrten behaupte er, der Pabst, der doch neben dem Kaiser allein für den Oberherrn gehalten werde, sei kein Oberherr. Geheimnisse, die man ihm anvertraue, schwatze er auf der Kanzel bei ihren Namen aus; daher müsse man ihm Stillschweigen gebieten. Zu gleicher Zeit überschickte ihm der Probst Felix Frei eine Schrift ähnlichen Inhaltes, nur, wie es scheint, weitläufiger und mit Gründen unterstützt. Man kann sich leicht denken, was Zwingli bei dem Durchlesen der zwei Aufsätze dachte und empfand. In einem Briefe an Mykonius vom 20 Februar 1520 sagt er darüber: „Der Probst habe einen Theil seines Unwillens gegen ihn ausgelassen, und zwar, damit es desto weniger vergessen werde, schriftlich, in einem Briefe an ihn, worin Jener behaupte, die Zehnten an die Priester seien von Gott befohlen, welche Behauptung Zwingli öffentlich in lateinischer Sprache widerlegt habe; er belehre ihn darin weiter, man müsse nicht immer die Wahrheit sagen, indem er der Meinung sei, man müsse Priestern nichts Böses nachreden; er komme hernach auf Rechtssachen und ermahne ihn, den Laien keine Waffen gegen die Geistlichen in die Hand zu geben. Und dieses Alles schreibt mir das feine Männchen, wie es sagt, als eine freundliche Warnung. Ich ging, da selbst Utingers Ermahnung zur Ruhe nichts bei ihm half, persönlich zu ihm, legte ihm die ganze Sache und die Gründe meines Unwillens klar vor die Augen und bat ihn, mir in Zukunft etwas, das er mir mündlich sagen könnte, nicht mehr schriftlich zu melden, besonders so schwache Gründe, die mich wahrlich nicht auf seine Seite bringen würden. Diese waren meistens aus dem päbstlichen Recht hergenommen, und die heilige Schrift hatte er so verdreht, daß die Autoren sie nicht mehr gekannt hätten.“ Es war natürlich, daß die Päbstlichen anfingen Zwingli als ihren Feind zu betrachten, der es mit seiner Trennung von Rom ernsthaft meine. Ebenso glaubten sie ihren Feind in seinen Bestrebungen gegen die römische Geistlichkeit hindern, und wenn nöthig, nicht nur unterdrücken, sondern auf immer unschädlich machen zu müssen. Doch gestattete für jetzt die Rücksicht auf die mächtige Stadt und die Schweiz überhaupt noch kein schnelles Zugreifen. Verketzerung seiner Person nnd der von ihm verkündigten neuen Lehre war vorläufig Alles, was theils mit Hülfe der Presse, theils mündlich geboten zu sein schien. Dabei setzten sie es heimlich aber durch, daß der Rath an einen vorausgegangenen Beschluß, die Leutpriester und Prediger zu Stadt und Land sollten frei und überall die heiligen Evangelien und die Sendbriefe der Apostel predigen, nachträglich noch die Verordnung knüpfte, es dürfe Nichts gegen die Mönche gepredigt werden. Dann ließ der Rath Zwingli in die Probstei kommen, wo der Bürgermeister in Gegenwart der

Klosterherren befahl, es solle forthin Nichts, was den Frieden störe, gepredigt werden. Zwingli jedoch trat vor ihn hin und sprach: „Ich kann dieses Gebot nicht annehmen, ich will das Evangelium frei und ungehindert predigen, wie es früher beschlossen worden." Da mußte der Rath trotz der Mönche nachgeben, da er durch seinen eignen Beschluß gebunden war. Um so mehr wütheten jetzt die Mönche, und die Klöster waren die Sammelplätze Aller, die Zwingli und das Evangelium haßten. Dennoch ging Zwingli muthig, aber in Allem vorsichtig, seinen Berufsweg voran, dem Ziele zu.

---

8. Erstlingsfrucht seiner Arbeit.

Alles gelingt dem um sich selbst unbekümmerten Manne, weil er einzig das Glück der Sache und nie seinen eigenen Vortheil sucht.

Als Zwingli die Pfarrhelfer, welche er bei seinem Amtsantritte in Zürich vorfand, als sehr ungeschickte Leute kennen lernen mußte, die sich weigerten, ihm an die Hand zu gehen, so nahm er zwei wackere junge Männer, Georg Stäheli und Heinrich Lüti, zu Helfern an. Ein Beweis des Eifers, mit dem er die Sache des Evangeliums zu fördern suchte, und der Gewißheit, mit der er seinem vorgesteckten Ziele immer näher zu rücken bestrebt war, und des Muthes, mit dem seine Seele für das Wohl des Vaterlandes erfüllt war. Diese zwei Helfer nahm er in seine Wohnung und an seinen Tisch, um sie zu jeder Zeit im Dienste des Evangeliums befördern und verwenden zu können. Sie halfen ihm, da er die ersten zwei Jahre noch die Messe las, und allen übrigen Amtsverrichtungen nach bisheriger Uebung fleißig oblag, die mühsamen Geschäfte der großen Pfarrgemeinde, welche die größere Hälfte der Stadt und die umliegenden Dörfer begriff, verrichten, wodurch er desto mehr Zeit gewann seine Predigten auszuarbeiten, welche desto unentbehrlicher waren, da er bis ins Jahr 1521 der einzige Prediger zu Zürich und in der Schweiz war, welcher die reine Lehre verkündigte. Er drang in allen Predigten darauf, daß man sich einzig an das geschriebene Wort Gottes halten, nur, was diesem gemäß wäre, glauben und alles Uebrige verwerfen sollte. Dies sagte er mit solcher Kraft, Klarheit und Ueberzeugung, daß der Rath an die Pfarrer seines Gebiets den Befehl ergehen ließ, daß Alle gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten. Daß Zwingli sich mit gehobenem Muthe, mit tiefer Dankbarkeit gegen Gott und mit unausgesetzter Treue an den Wortlaut dieses Beschlusses hielt, dabei seinem Grundsatze gemäß, nach welchem die Irrthümer von selbst fallen werden, wenn die

nöthige Erkenntniß des Wortes Gottes erlangt ist, jedes gewaltsame Eingreifen vermied, konnte um so mehr nur mit den besten Früchten für ihn selbst, sowie für Kirche und Vaterland begleitet sein, da schon sein bisheriges Verfahren mit den höchst unwirthschaftlichen Zuständen den Mann in ihm zeigte, der für dieses Unternehmen nicht aus sich nach Zürich gekommen, sondern von Gott gesandt worden war. Mit diesem Beschlusse des Rathes, der nur durch Zwingli erwirkt worden war, hatte Zürich, auf welches in der Schweiz aller Derer Augen gerichtet waren, welche dem Worte Gottes die Ehre gaben, weil sie von hier aus unmittelbar die neue Lehre erhielten und mit dieser Stadt in Verbindung standen, nicht nur einen wichtigen, sondern einen Hauptschritt in der Rekonstruktion der Kirche, ihrer Lehre und Gebräuche gethan, ungeachtet Zwingli nicht viel über ein Jahr daselbst erst gepredigt hatte! Einen so bewunderungswürdigen Erfolg in so kurzer Zeit hatte Luther noch nicht einmal aufzuweisen, nachdem er schon drei volle Jahre öffentlich gewirkt hatte, dessen Landesherr sich blos begnügte, ihn gegen die Folgen des päbstlichen Bannes in Schutz zu nehmen, und die angefangene Sache nicht zu hindern, ohne sie öffentlich durch einen ähnlichen Befehl an die Priesterschaft seines Landes zu unterstützen. Ueber diesen Rathsbeschluß und das rasche, unerschrockene Vorangehen Zwingli's freute man sich weit und breit. Das Beispiel, welches Zürich damit der übrigen Schweiz gab, wirkte höchst segensreich selbst über die Grenzen der Schweiz hinaus. Aus Paris schrieb Glarean den 7. Juli: „Ich ahne, daß Zürich bald mancher Universität gleich kommen werde; dies hat es einzig dir und deiner unermüdlichen Arbeitsamkeit zu danken." Aus Konstanz schrieb unterm 17. September Sebastian Hofmeister an Zwingli: „Ich vernehme, daß du fortfährst die Wahrheit zu predigen. Ich lobe deine Standhaftigkeit und Unbestechlichkeit. Wollte Gott, ich könnte dein Gehülfe sein, besonders zu Zürich, damit, wenn einmal der Vorort unseres gesegneten Vaterlandes geheilt sein wird, dieses Glück auch den übrigen Gliedern desselben zu Theil werden möchte." Kaum war jener weittragende Befehl des Rathes an die Prediger und Leutpriester zu Stadt und Land erlassen, so folgte den 17. Juni ein zweiter Beschluß, der ohne Zwingli's gesegnetes Wirken ebenso wenig geschehen wäre, als er an fremden Orten geschah, wo Zwingli noch keinen Einfluß hatte. Das Kapitel der Chorherren beschloß einstimmig, das alte, Anno 1260 verfertigte Chorbrevier, welches, wie die Urkunde sagt, wegen der Menge der Festtage und Fasten, die seither und bis auf unsere Zeiten von unsern Vorfahren und uns eingeführt und angenommen worden, durchaus nicht mehr vollständig befolgt werden könne, mit einem ver-

besserten zu vertauschen! Ein Beschluß, der wieder ein herrliches Zeugniß ist, daß Zwingli Nichts übereilte, sondern die gewünschten verbesserten Zustände nur allmählich herbei führen wollte. Es war wieder etwas Wichtiges gewonnen, indem die Stiftsherren nicht nur einsahen, sondern auch eingestanden, daß durch die ungeheuere Menge von Feiertagen dem Volke eine unerträgliche Last aufgelegt worden; und noch wichtiger war es, daß sie ohne Anfrage bei den geistlichen Obern, aus eigenem Entschlusse den Muth faßten, grade jetzt diese Last zu erleichtern, welche allerdings ganz wegzuwerfen die Zeit noch nicht gekommen war. Doch mußte das überaus ermunternd auf Zwingli wirken, daß die Herren Geistlichen in seine Ideen eingetreten waren; unter denen Heinrich Utinger der vornehmste und am wenigsten zaghafte war, der auch in Briefen an ihre gemeinschaftlichen Freunde Zwingli's Standhaftigkeit und Entschlossenheit ungemein lobte. Solche Erstlingsfrüchte haben um so köstlicheren Werth, da er die beiden, von ihm mit gleichem Eifer angegriffenen Partheien der Pensionäre fremder Fürsten und der niedern und höhern Geistlichkeit als Feinde gegen sich hatte, die mit ihren Absichten immer deutlicher hervortraten. Natürlich mußte Zwingli sehr wünschen, Männer um sich zu sehen, welche durch gleichen Muth und gleiche Gesinnungen mit ihm verbunden, ihm die immer schwerer werdende Last der Arbeit tragen und die täglich sich häufenden Hindernisse bekämpfen, wie auch das bereits Errungene erhalten und befördern hälfen. Wohin er seine Augen auch wenden mochte, nirgends fand er einen Mann, der so ganz tüchtig dazu war, wie sein Jugendfreund und Nachfolger zu Einsiedeln, Leo Jud. Ohne ihm seine Absicht zu melden, schrieb er ihm etwa zwei Jahre später, am 22. Mai 1522: „Künftigen Sonntag wird ein Mönch von Rüti bei St. Peter die erste Messe lesen. Es scheint mir gerathen, daß du die Predigt haltest. Komm also am Samstag zu mir, damit du am folgenden Morgen vor dem Volke predigen kannst. Dies wird unsere Absichten trefflich befördern. Wir müssen bisweilen Etwas thun, das uns durchaus nicht gefällt, um nachher Das zu erlangen, was wir sehnlichst wünschen. Wenn du kommst, so werden wir Vieles zu reden haben." Leo kam, predigte mehrere Male und gefiel der Gemeinde, die nach ihrem unbeschränkten Wahlrechte ihn am nächsten Sonntage vor Pfingsten zu ihrem Pfarrer wählte. Was Zwingli von diesem neuen Gehülfen erwartete, sagt er in einem Schreiben an Mykonius vom 26. August: „Bald wird auch der Löwe mit der gewaltigen Stimme und dem für das Recht entbrannten Herzen hier sein, der zwar klein von Statur, aber voll unerschrockenen Muthes ist." Etwa acht Monate später siedelte Leo Jud nach Zürich über, und

erfüllte Zwingli's Hoffnung so vollkommen, daß seinem treuen Eifer und seiner beständigen Arbeitsamkeit ein großer Theil des Gelingens im Erhalten und Weiterbefördern der bis jetzt errungenen Reformationsbestrebungen zugeschrieben werden darf. Was Zwingli für seinen Herrn erstreben wollte, gelang ihm. Die Furcht des Herrn beseelte ihn, darum begleitete ihn überall hin der Segen des Herrn. Der Rathschlag des Herrn glückte in seinen Händen. Auf ihn sahen und hörten, von ihm erhielten Muth und Stärke, Rath und Trost Alle, die in der Nähe und Ferne nach Zürichs Segnungen sich sehnten. Wo immer die Reformation nach langen Kämpfen durchdrang, oder wo sie durch die vereinigten Bemühungen der Priester und Pensionäre unterdrückt wurde, überall wurde Zwingli von Freunden und Feinden für das Haupt und den vornehmsten Stützpunkt der Reformation angesehen.

---

9. Große Zürcher Gespräche. Folgen.

Der Unerschrockene läuft am wenigsten Gefahr; seine innere Größe imponirt dem tollen Volkshaufen.

Das stets wachsende Ansehen, das Zwingli's reformatorisches Wirken begleitete, ließ den rohen Mönchshaufen nicht mehr ruhen. Sie suchten, um zu finden. Als daher Zwingli in einer Predigt über 1. Timotheus 4, 1—5 gezeigt hatte, daß Fastengebote, wie sie von der Kirche vorgeschrieben wurden, keinen Grund in der heil. Schrift hätten, und, ohne etwa näher mit Zwingli sich zu berathen, Einige in der Fastenzeit 1522 Fleisch aßen, so meinten jetzt die Mönche, sie hätten endlich den längst ersehnten Anlaß gefunden, um Zwingli unschädlich zu machen. Zwingli's Predigt über Menschensatzungen und das dadurch veranlaßte Fleischessen wurden an den Bischof nach Konstanz berichtet, der auf diesen Bericht hin eine Gesandtschaft von Dreien an den Rath von Zürich abgehen ließ. Bei ihrer Ankunft war unter den Feinden Zwingli's großer Jubel, und manche Freunde des muthigen Zeugen fürchteten für ihn ein schlimmes Ende. Der Rath empfing die Gesandtschaft höchst feierlich; nur mit Mühe hatten Zürich's Bürger es durchsetzen können, daß Zwingli mit zwei Amtsgenossen bei den Verhandlungen anwesend sein solle. Der Weihbischof brachte in allgemeinen Phrasen, ohne Zwingli dabei zu nennen, seine Klagen vor und wollte sich ohne Weiteres wieder entfernen. Allein Zwingli zwang ihn seine Rechtfertigung anzuhören, und bewies jetzt auf Grund der heil. Schrift und deutlich, daß man in den Fastengeboten kein göttliches Gesetz zu ehren habe, das Aufgeben dieser Satzung sei absolut keine Auflehnung gegen die Obrigkeit, wie der Weihbischof behauptet hatte, Zürich sei seit der Annahme der neuen Lehre die ruhigste Stadt der Schweiz! „Auch muß ich mich billig wundern, daß ich nun schon 16 Jahre in der Diözese Konstanz Pfarrer bin, und der Bischof noch nicht ein einziges Mal eine Gesandtschaft geschickt hat, um zu sehen, wie es um den Glauben und die Gottesfurcht in

der Gemeinde bestellt sei. Nun aber in der äußern Ordnung eine Kleinigkeit verletzt ist, nun erfüllen sie die Welt mit Klagen und Schreien, Zürich sei von der Gemeinde der Gläubigen abgefallen.“ Zum Schluße erklärte er, er wolle nicht, daß man das Fasten verbiete, sondern daß man das Essen erlaube; faste aber Jemand wirklich aus dem Glauben, so wolle er lieber, daß es das ganze Jahr hindurch, als gar nicht geschehe! Diese ritterliche Sprache und unerschrockene Haltung des treuen Zeugen imponirte der Gesandtschaft des Bischofs von Konstanz so gewaltig, daß sie schweigend davon zog. Noch mehr: Domprediger Wanner, ein Glied aus den Dreien des Bischofs, wurde so von der Wahrheit überzeugt, daß er nachher ein treuer Diener des Evangeliums wurde. Ueber diese drei Abgeordnete theilt Zwingli in einem Ende Mai an Mykonius gerichtetem Schreiben Folgendes mit: „Der Bischof hatte seinen Suffragan, Melchior Battli, Doktor der Theologie, den Johannes Wanner und den Doktor Brendli nach Zürich geschickt. Das Beste war auch hier in der Mitte; denn die beiden Extremen waren sehr wurmstichig.“ Zwingli selbst verfertigte einen umständlichen Bericht von dem für ihn entscheidend glücklichen Erfolg dieser Gesandtschaft in einem Schreiben an seinen Freund Erasmus Fabrizius, der sich damals in seiner Vaterstadt, Stein am Rheine, befand. Dieser Bericht beweist, daß Weihbischof Battli, der hier die Hauptperson spielte, Zwingli hinterlistig zu stürzen suchte, weil er einen offenen Angriff zu wagen sich scheute. Die drei Abgeordneten des Bischofs waren den 7. April Nachmittags bei guter Zeit in Zürich angekommen. Erst am späten Abend vernahm Zwingli, der Nachricht gehabt hatte, daß sie kommen würden, und neugierig war zu erfahren, was sie vornehmen wollten, durch seinen Helfer Lüti, daß ein Notar alle Priester auf den folgenden Morgen frühe eingeladen habe, sich in der Kapitelsstube der Chorherren einzufinden. Hier hielt der Weihbischof Battli den 8. April einen Vortrag, dessen Inhalt aus Zwingli's Beantwortung leicht zu ersehen ist. Er redete sehr heftig, stolz und aufgebracht, doch ohne Zwingli's Namen zu nennen, obschon die ganze Rede nur ihm galt. Als er geendigt hatte, trat Zwingli hervor, weil er es für schimpflich hielt, diese Rede, die so viel Unheil stiften konnte, unbeantwortet zu lassen, besonders da er aus den bleichen Gesichtern und den Seufzern einiger Priester, die er kürzlich dem Evangelium gewonnen hatte, sah, daß sie ganz erschrocken waren. Die Abgeordneten des Bischofs, welche sahen, daß sie hier Nichts ausgerichtet hätten, wandten sich sofort an den Kleinen Rath, vor welchem der Suffragan, zum zweiten Male ohne Zwingli's Namen zu nennen, denselben Vortrag hielt. Anfangs bewirkten sie,

daß die Sache abgethan werden sollte, ohne Zwingli vorzuladen, weil sie mit demselben nichts zu schaffen hätten. Da in allen übrigen Kantonen Zwingli's heftigste Feinde unter den Mitgliedern des Kleinen Rathes waren, so scheint es auch hier so gewesen zu sein. Die Freunde Zwingli's im Kleinen Rathe setzten es jedoch durch, daß die Sache am nächsten Tage vor den Großen Rath gebracht wurde; aber Zwingli und seine zwei Leutpriester erhielten kein Recht zur Vorladung. Er gab sich alle Mühe, sich und seinen zwei Amtsgenossen Zutritt zu verschaffen, doch umsonst. Er ergab sich darein und überließ Alles Gott. Den 9. April versammelte sich der Große Rath, bezeugte aber sofort seine Unzufriedenheit darüber, daß die Pfarrer nicht gehört werden sollten. Der Kleine Rath wollte seinen gestrigen Beschluß behaupten, wurde aber genöthigt, eine Umfrage ergehen zu lassen. Da wurde beschlossen, daß die drei Stadtpfarrer zugegen seien, die in der Fastenfrage anderer Meinung seien! Zwingli, Engelhardt und Röschli traten also auch in die Rathsstube. Der Weihbischof ergriff das Wort. Zwingli hatte seine Schreibtafel in der Hand, und zeichnete die Hauptpunkte auf, jeden derselben beantworten zu können. Der Sieg fiel, wie schon oben angedeutet ist, auf Zwingli's Seite. Der Bischof und der alte Glauben hatten bei diesem Auftritte mehr verloren als gewonnen. Allgemein sagte man zu Zürich, die Deputirten würden ihre geschlagenen Truppen nie wieder versammeln oder sich mit Glück in einen Kampf einlassen; zwar heiße es dagegen auch, schrieb Zwingli an Mykonius, sie rüsten sich von neuem; aber er fürchte sich nicht. Da nun die Sache des Fastens einmal öffentlich verhandelt worden war, so erließ er den 16. April die erste, unter seinem Namen gedruckte Schrift über das Fasten, worin er zeigte, daß kein Mensch durch des Gesetzes Werk selig werde. Gott selbst habe das Gesetz nur gegeben, damit wir daran unsere Untüchtigkeit erkennen und bei Christo allein Gnade suchen, und nachdem uns Christus mit seinem Tode von aller Sünde befreit habe, seien wir auch in der Taufe von allen menschlichen Satzungen erlöst. „Summa willst du fasten, so thue es, lasse mir aber dabei den Christenmenschen frei, denn das Fleischessen ist nach keinem göttlichen Gesetz verboten. Wo aber dein Nächster durch dein Fleischessen verletzt oder geärgert wird, sollst du es nicht ohne Noth essen, bis der Kleingläubige zuvor im Glauben erstarkt ist.“ Ungeachtet der Schnelligkeit, womit er diese, wie die meisten, seiner Gelegenheitsschriften niederschrieb, ist sie dennoch mit solcher Beredsamkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, mit solcher Mäßigung und Klugheit abgefaßt, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen konnte, die Gemüther zu beruhigen und zu überzeugen, daß ein be-

scheidener Gebrauch der Freiheit weder von Gott noch von vernünftigen Menschen könne mißbilligt werden. Diese herrliche Schrift Zwingli's fand durch das ganze Zürichgebiet und an andern Orten eine überaus günstige Aufnahme. Der Eindruck, den sie hervorrief, muß ein gewaltiger gewesen sein, denn der Bischof von Konstanz fand es für höchst nöthig, einen Hirtenbrief an alle Priester und Laien seines Kirchsprengels zu erlassen. Er ist vom 2. Mai datirt und ergeht sich in einem giftigen Tone und in gehässigen Insinuationen über die neue Lehre durch 20 aufgestellte Sätze, die der Bischof besser nicht aufgestellt hätte. Gegen Ende des Jahres erschien von Zwingli eine gedruckte Abfertigung dieses Hirtenbriefes, indem er des Bischofs 20 Sätze mit Anmerkungen versehen, für das Volk herausgab. Inzwischen war die Delegation in Konstanz wieder von Zürich her angekommen und übergab dem Bischof des Rathes Antwort; allein sie fand sein Wolgefallen nicht. So richtet der Bischof ein neues lateinisches Schreiben an den Probst und das Kapitel zu Zürich, worin er sie aufforderte, sich vor dem Gifte der neuen Lehre zu hüten, und gab sich dabei der Hoffnung hin, man werde in Zürich das räudige Schaf endlich ausstoßen. Als dieses Schreiben in der Versammlung des Kapitels verlesen wurde, blickten die Chorherren alle schweigend auf Zwingli, der sich sogleich erhob und sagte: „Ich sehe aus euren Mienen, daß ihr Alle glaubet, diese Schrift sei gegen mich gerichtet. Ich bin selbst der Meinung; darum begehre ich, daß sie mir zugestellt werde. Mit Gottes Hülfe will ich sie so beantworten, daß Jedermann den Betrug dieser Leute und die eigentliche Wahrheit sehen soll." Man übergab ihm das Schreiben, und er beantwortete es, ebenfalls lateinisch, in einer 9½ Bogen starken Druckschrift, welcher er den Titel „Archeteles" gab, weil er, wie er sich in dem Zueignungsschreiben an den Bischof ausdrückt, hoffte, diese seine erste Verantwortung werde auch die letzte sein, und allem Streite mit seinen Gegnern ein Ende machen. Er täuschte sich.

Um eben dieselbe Zeit, als er den Archeteles schrieb, verfertigte er noch mehrere andere Schriften, in denen die Versöhnung durch das Blut Christi gepriesen wurde. In einer dieser Schriften betete er also: „O frommer Jesus, du siehst, wie die Ohren deines Volkes von schlechten Verräthern und selbstsüchtigen Menschen verstopft werden. Du weißt auch, daß ich von Kindheit auf jeden Streit gescheut habe, und daß du es bist, der mich doch immer wieder zum Streite führt. Zu dir rufe ich in dem Vertrauen, du werdest vollenden, was du angefangen hast. Habe ich etwas Falsches aufgebaut, so stürze du es mit deiner allmächtigen Hand. Habe ich einen an-

dern Grund gelegt als dich, so reiße ihn um! O süßer Jesus, verlasse mich nicht. Du hast ja verheißen, mit uns zu sein bis an das Ende der Welt."

Der Bischof wandte sich jetzt, erzürnt über die bisherige Erfolglosigkeit, an die Tagsatzung, in der die Mehrheit aus Freunden des Pabstes und aus Leuten bestand, die von fremden Fürsten Sold nahmen. Da wurde leicht der Beschluß durchgesetzt, daß im Namen der Eidgenossenschaft den Predigern, die Unruhe stiften, das Predigen verboten werde; ebenso die neuen Predigten; in allen Stücken solle man bei den alten Gebräuchen verbleiben. Zugleich schrieb die Tagsatzung, die grade in Baden tagte, an Zürich und Basel eine Ermahnung, den Druck der neuen Bücher zu verbieten. Allenthalben gährte es, Alles verlangte nach einer endlichen Entscheidung der Dinge. Zwingli entschloß sich in Gottes Namen diese Entscheidung dadurch herbeizuführen, daß er vom Rathe ein öffentliches Gespräch verlangte, in welchem er sich rechtfertigen und die Sache des Evangeliums gegen Jedermann vertheidigen wolle. Nach langer Ueberlegung beschloß der Große Rath, Samstag nach der Beschneidung Christi, also in der ersten Woche des Jahres 1523, daß alle Pfarrer und die übrigen Geistlichen in seinem Gebiet am 29. Januar auf dem Rathhause zu Zürich erscheinen, und Jeder seine Meinung über die streitigen Punkte durch Aussprüche der heil. Schrift in deutscher Sprache beweisen solle. Dem Beschluß zufolge wurde nicht blos der Bischof von Konstanz eingeladen, sondern auch die zu Baden versammelten Abgeordneten der Eidgenossenschaft, ihre Gelehrten und Priester nach Zürich zu senden. Der Bischof von Konstanz sandte eine Deputation; aber die Eidgenossen zeigten sich gleichgültig und verboten sogar ihren Abgeordneten nach Zürich zu reisen. Schaffhausen sandte Dr. Sebastian Hofmeister, von Bern kam Dr. Sebastian Meyer, von Basel erschien Niemand. Noch vor dem Gespräche ließ Zwingli auf einem Quartbogen 67 Schlußreden oder Thesen drucken, derenwegen er verketzert worden war. Jeder sollte wissen, um was es sich handle. Der Umfang dieser Schrift erlaubt leider nicht, alle 67 Artikel mitzutheilen; aber etliche aus ihnen können hier folgen:

1. Alle, welche sagen, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährung der Kirche, irren und schmähen Gott. 2. Die Summe des Evangeliums ist, daß unser Herr, Jesus Christus, wahrer Gottessohn, uns den Willen des himmlischen Vaters kundgethan, und uns mit seiner Unschuld vom Tode erlöset und Gott versöhnt hat. 3. Daher ist Christus der alleinige Weg zur Seligkeit Aller, die je waren, sind und sein werden. 4. Wer eine

andere Thüre sucht oder zeigt, der irrt, ja, ist ein Seelenmörder und ein Dieb. 6. Denn Christus ist der Wegführer und Hauptmann, dem ganzen menschlichen Geschlechte von Gott verheißen und gegeben. 7. Daß er ein ewiges Heil und Haupt sei allen Gläubigen, die sein Leib sind, der aber todt ist und Nichts vermag ohne ihn. 16. Im Evangelium lernt man, daß Menschenlehre und Satzungen zur Seligkeit nichts nützen. 17. Daß Christus ein einiger, ewiger, oberster Priester ist, daraus ermessen wird, daß, die sich für oberste Priester ausgegeben haben, der Ehre und Gewalt Christi widerstreben, ja, sie verwerfen. 18. Daß Christus, der sich selbst Ein Mal aufgeopfert hat, in Ewigkeit ein gültiges und bezahlendes Opfer ist für die Sünden aller Gläubigen, daraus zu ermessen ist, daß die Messe nicht ein Opfer ist. 19. Daß Christus der einige Mittler ist zwischen Gott und uns. 50. Gott vergibt allein die Sünden, durch Christum Jesum, seinen Sohn, unsern Herrn. 51. Wer Solches der Kreatur beilegt, entzieht Gott seine Ehre und gibt sie an Den, der nicht Gott ist; das ist eine wahre Abgötterei. 57. Die wahre heilige Schrift weiß von keinem Fegfeuer nach dieser Zeit. 58. Das Urtheil über die Abgeschiedenen ist allein Gott bekannt. 61. Von der Weihe, welche die Priester in der letzten Zeit erfunden haben, weiß die heilige Schrift nichts. 62. Sie erkennt auch keine Priester, als die das Wort Gottes verkündigen.

Denselben setzte Zwingli die Einleitung voran: „Diese nachbestimmten 67 Artikel bekenne ich Huldreich Zwingli in der löblichen Stadt Zürich gepredigt zu haben, auf Grund der Schrift, welche Theopneusios, d. i. von Gott eingegeben, heißt, und erbiete mich mit derselben diese Artikel zu beschirmen und zu erobern; wenn ich aber besagte Schrift nicht recht verstände, mich bessern Verstandes belehren zu lassen, doch nur aus gedachter heil. Schrift.“ Am Schlusse derselben sagt er: „Hier unternehme Keiner zu streiten mit Sophisterei oder Menschentand, sondern komme, die Schrift zum Richter zu haben (die Schrift athmet den Geist Gottes), damit man entweder die Wahrheit finde, oder wenn sie, wie ich hoffe, bereits gefunden ist, sie beibehalte. Amen. Das walte Gott.“

Am 29. Januar 1523, Donnerstags, früh des Morgens, waren mehr als 600 Einheimische und Fremde in der großen Rathsstube zu Zürich versammelt, unter denen auch die Botschaft des Bischofs war, bestehend aus dem Ritter Fritz Jakob von Anwyl, des Bischofs Hofmeister; dem Generikar Johann Faber, dem Doktor Vengerhans und Doktor Martin Blansch von Tübingen, nebst anderen gelehrten und vornehmen Männern. Selbst aus fernen Ländern und von Universitäten waren geistliche und weltliche Herren

gekommen, um zu hören, was hier gesagt würde. Zuerst erhob sich der Bürgermeister Marx Roust und zeigte die Ursachen an, warum man dieses Gespräch ausgeschrieben habe, und daß Dr. Huldreich Zwingli bereit sei, vor Jedermann Rechenschaft seiner Lehre zu geben. Wer also etwas gegen ihn zu klagen habe, möge es freimüthig und ohne Furcht vor Strafe anzeigen. Er dankte hierauf den anwesenden Freunden, daß sie auf Einladung des Rathes erschienen wären, besonders aber der Botschaft des Bischofs von Konstanz. Hierauf erwiederte Anwyl, der Bischof wisse und empfinde die mannigfaltige Zwietracht, die in seinem ganzen Kirchsprengel herrsche; er und seine Mitgenossen seien hierher gesendet worden, das Beste zu den Sachen zu reden und so viel als möglich Frieden zu stiften. In der Mitte des Saales saß Zwingli allein an einem Tisch, auf welchem die Bibel in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache lag. Sie war sein Herzensbuch, in welchem er eine bewunderungswürdige Bekanntschaft besaß. Er stand nun auf und hielt eine kurze Rede an die Versammlung: „Schon seit langem," sprach er, ‚ist Gottes Wort durch Menschensatzungen und Willkür so unterdrückt worden, daß man die Seligkeit in solchen Dingen gesucht hat, obgleich wahrlich alle unsere Seligkeit, unser Trost und Heil nicht in unserm Verdienst, auch nicht in solchen äußerlichen, in die Augen fallenden Werken besteht, sondern allein in Jesu Christo, unserem einzigen Seligmacher, welchem der himmlische Vater selbst Zeugniß gegeben hat, daß wir ihn, als seinen lieben Sohn, hören sollen. Da man nun diese Lehre wieder hervor an das Tageslicht bringt, wird sie von Vielen eine Ketzerei gescholten. Auch mir begegnet dies. Heftig beschuldigt man mich durch die ganze Eidgenossenschaft, ich sei ein Verführer und Ketzer. Dies habe ich dem ehrsamen Rath zu Zürich geklagt und begehrt, daß derselbe mir gestatte, vor Gelehrten und Ungelehrten, auch vor dem Bischof von Konstanz oder seinen Anwälten ein Gespräch zu halten, ja, ich bin sogar erbötig, mich auf sicheres Geleit in der Stadt Konstanz zu stellen. Dem ehrsamen Rath danke ich indessen für die Veranstaltung dieses Gespräches, für welches ich meine Lehre in 67 Artikel gebracht habe, damit Jedermann sehe, was ich gelehrt, und mich, wo ich irre, zurechtweisen könne. Wer also vermeint, daß meine Lehre und Predigten ketzerisch seien, gegen Den erbiete ich mich, freundlich und ohne einigen Unwillen Gründe, Red' und Antwort zu geben. Nun, wolan in Gottes Namen: Hier bin ich."

Jetzt stellte sich des Bischofs Generalvikar hin und suchte den Zweck der Disputation von vorneherein dadurch zu vereiteln, daß er als Abgeordneter und Diener seines gnädigen Herrn von Konstanz erklärte, er werde sich

nicht unterstehen hier zu disputiren. Solche Sachen gehören, meinte er, vor ein Konzilium, und wenn man hier etwas abschließen sollte, was würden andere Nationen, Frankreich, Spanien, Italien dazu sagen? Darum sage er nochmals: Ich bin nicht hier um zu disputiren. Zwingli fiel ein: „der ehrwürdige Herr Vikar braucht allerlei Künste, euch von eurem Vorhaben abzuwenden. Er sagt, gegen alte löbliche Gebräuche der Kirche wolle er nicht disputiren. Wir fragen aber nicht darnach, wie lange etwas gedauert habe, sondern ob es die Wahrheit sei; denn selbst das päbstliche Recht spricht, die Gewohnheit müsse der Wahrheit weichen. Er sagt ferner, solche Sachen sollten vor ein Konzilium gebracht oder von einer großen Versammlung abgemacht werden. Ich frage ihn, ob denn diese gegenwärtige Versammlung nicht auch eine große, christliche Versammlung ist, in welcher so mancher gottesfürchtige Pfarrer, so viele Doktoren, so viele Freunde Gottes sind? Vor Zeiten waren die Bischöfe nichts Anderes als Pfarrer, nicht gewaltig herrschende Prälaten. Christus sagt: Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Auch liegt nichts daran, was andere Nationen dazu sagen würden; wenn sie die Wahrheit hörten, würden sie zufrieden sein.... Der hohen Schulen und der Menschen überhaupt bedürfen wir zu Richtern gar nicht; wir haben die heilige Schrift, die nicht lügen und betrügen kann, in allen drei Sprachen: diese ist der einzige wahre Richter. Darum lasse sich Niemand aufziehen noch zurückhalten. Besonders ihr, gnädige Herren des Rathes, fahret tröstlich weiter fort, die Wahrheit des göttlichen Wortes zu beschirmen."

Große Stille: kein Laut wurde gehört. Da sprach der Bürgermeister: „Ist Jemand hier, der etwas zu sagen hat, der thue es." Abermalige Stille. Nun stand Zwingli wieder auf und sprach: „Ich bitte euch um der christlichen Liebe und Wahrheit willen, daß ihr vortretet und mich widerleget, wenn ich Unrecht habe. Thut ihr es nicht, so will ich Die mit Namen nennen, welche mich verketzert haben. Ich warne euch aber vorher, denn es ist ehrenhafter, ungerufen hervorzutreten." Dieses wiederholte er zum zweiten und dritten Mal. Der Abt von Kappel, Wolfgang Joner, fragte hierauf: „Wo sind nun die Leute, die uns verbrennen und Holz dazu herbeitragen wollen? Tretet jetzt hervor!" Alles schwieg. Da sprach der Pfarrer zu Nestenbach, Jakob Wegner: „Vor weniger als einem Jahr hat unser gnädiger Herr von Konstanz ein Mandat ausgehen lassen, daß man die kirchliche Tradition halten solle, worauf der Pfarrer von Fislispach, Urban Weiß, gefangen wurde. Weil jetzt Niemand gegen Dr. Huldreich's 67

Artikel, die gegen die Tradition sind, reden will, so hoffe ich, wir seien jetzt des bischöflichen Mandats entledigt, so daß wir das lautere Wort Gottes frei predigen dürfen. Auch läßt es sich wol denken, es sei dem Pfarrer von Fislispach zu viel geschehen. Ich sage Solches einfältig deswegen, damit ich über das Mandat guten Bescheid empfange." Der Generalvikar saß in der Klemme. Jetzt mußte er reden, redete aber sehr unbesonnen. Gott fügte es so, daß er selbst mit seinen eigenen Worten eine Hauptfrage zur Besprechung brachte, indem er sich rühmte, daß er einen evangelischen Pfarrer, welcher gefangen nach Konstanz gebracht worden war, davon überwiesen habe, daß nach dem Zeugnisse der heil. Schrift schon im alten Bunde die Heiligen für Andere seien angebetet und angerufen worden. Eilends ergriff Zwingli das Wort. „Das hat ohne Zweifel Gott so gefügt," sprach er, „daß der Herr Generalvikar den Artikel von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen berührt hat. Auch ist dieser Artikel keiner von den geringsten, die man mir vorwirft. Ich weiß, daß Das, was ich predige: Christus Jesus sei unser einziger Seligmacher und Mittler zwischen uns und seinem himmlischen Vater, die wahre Lehre der heiligen Schrift ist. Da nun der Herr Generalvikar sich öffentlich gerühmt hat, daß er den Pfarrer zu Fislispach mit Stellen aus dem 1. und 2. Buch Mosis, aus Ezechiel und Baruch des Irrthumes überführt habe, so bitte ich ihn und fordere weiter Nichts, als daß er die Kapitel und Stellen der heil. Schrift beim Namen anzeige, womit er den Pfarrer überführt hat. Wenn ich dann geirrt habe, so will ich mich gern meiner Unwissenheit überführen lassen." Es handelte sich jetzt also um die betreffenden Verse der heil. Schrift, welche beweisende Kraft haben sollten. Faber saß in peinlicher Verlegenheit. Er wußte keine anzuführen. „Ich sehe wol, liebe Herren, das Spiel wird über meinen Kopf kommen. Es geht mir, wie der Weise spricht: Der Thor wird leicht in seinen Reden gefangen. Es ist meiner Thorheit Schuld, daß ich mich zu reden unterstanden, obgleich ich bestimmt gesagt hatte, ich wolle nicht disputiren. Weil ich aber von Dr. Huldreich dazu aufgefordert werde, so sage ich: Es sind schon vor vielen 100 Jahren Ketzer aufgestanden, die auch sagten, die Fürbitte und Anrufung der Heiligen, das Fegfeuer und dergleichen mehr seien nichts. Diese hat man vor die Konzilien der Väter kommen lassen, dann verdammt ...." Zwingli antwortete: „Herr Vikar, es bedarf der weiten Umschweife nicht. Zeigt uns die Stellen der heil. Schrift, mit denen ihr den Pfarrer von Fislispach des Irrthumes überführet habt; darum bitte ich euch. Gebt Antwort mit einfältigen, klaren Worten: da und da ist es geschrieben; so wollen wir die Stellen aufsuchen und beschauen,

ob dem also sei; es bedarf keiner so langen Rede. Auf Väter und Konzilien achtet man nicht mehr, es sei denn daß sie ihre Sachen mit der heil. Schrift beweisen. Jedermann weiß, daß die Konzilien einander widersprechen ..." Faber suchte Schleichwege. Zwingli hielt ihn aber fest, indem er immer wieder die Angabe solcher Stellen forderte, welche uns die Fürbitte der Heiligen gestatten. „Diese müßt ihr uns in der heil. Schrift zeigen, alles Andere ist Menschentand." Jetzt schlich sich Faber hindurch: „Wenn denn alle meine Worte unnütz und ein Tand sein sollen, so will ich gerne schweigen." Doktor Blanch von Tübingen erhob sich, um blos zu wiederholen, was Faber schon gebracht hatte. Hierauf ermahnte Sebastian Hofmeister den Rath, tapfer mit Gottes Wort fortzufahren, weil doch von den Anwesenden Niemand etwas Besseres vorzubringen wüßte. Jetzt forderte noch ein Mal der Bürgemeister Jeden, der Lust dazu hätte, auf, seine Sachen vorzubringen. Alles schwieg. Die Versammlung wurde entlassen. Der Rath blieb zurück und faßte folgenden Beschluß, der in der Nachmittagssitzung vorgelesen wurde; „Das Schwert, womit der Pfarrer von Fislispach erlegt worden ist, will nicht zum Vorschein kommen. Da nun Dr. Huldreich Zwingli, Chorherr und Prädikant am Großmünster in Zürich, vorher öfters heimlich verleumdet und seiner Lehre wegen beschuldigt wurde, so hat sich doch auf sein Erbieten und auf die Bekanntmachung seiner 67 Artikel hin Niemand gegen ihn gestellt oder sich unterfangen, ihn aus der göttlichen Schrift des Irrthums zu überführen, obgleich er Die, welche ihn einen Ketzer schalten, drei Mal hervorzutreten aufgefordert hat. Da ihn nun Niemand einiger Ketzerei in seiner Lehre überwiesen hat, so haben die obengemeldeten Bürgermeister, Kleiner und Großer Rath der Stadt Zürich, um Unruhe und Zwietracht abzustellen, nach reifer Ueberlegung und Berathung beschlossen und ist ihre ernstliche Meinung, daß Dr. Huldreich Zwingli fortfahren und weiter, wie bisher, das heil. Evangelium und die ächte göttliche Schrift, nach dem Geiste Gottes, nach bestem Vermögen verkündigen solle! Wir befehlen auch allen anderen Leutpriestern, Seelsorgern und Prädikanten in unserer Stadt und Landschaft, nichts Anderes öffentlich zu lehren und zu predigen, als was sie mit dem heiligen Evangelium übereinstimmend finden und damit beweisen können. Auch sollen sie einander in Zukunft auf keine Weise schimpfen, verketzern oder mit andern Schmähworten belegen. Denn wer hierin ungehorsam erscheine, den würde man so halten, daß er sehen und empfinden müßte, Unrecht gethan zu haben. Actum in der Stadt Zürich, den 29. Jan. 1523."

Nachdem dieser Beschluß des Kleinen und Großen Rathes in der Nachmittagssitzung vorgelesen worden war, erhob sich Zwingli an seinem Tische

und sprach sichtbar über den herrlichen Sieg des Wortes Gottes tief gerührt, voll göttlicher Freude: „Gott sei gelobt, der sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden will herrschen lassen! Er, der allmächtige, ewige Gott wird, ich zweifle nicht, euch meinen Herren, auch bei andern Gelegenheiten Kraft verleihen, das Wort Gottes, das heil. Evangelium in eurer Landschaft zu handhaben und die Predigt derselben zu befördern. Habet dessen keinen Zweifel, der allmächtige, ewige Gott wird euch Das auf andere Weise vergelten und belohnen! Amen." Nachdem Zwingli jetzt seit 1506 in Glarus, noch deutlicher und furchtloser seit 1516 in Einsiedeln frei und offen das reine Wort Gottes gepredigt und seit 1519 ganz besonders an der Reformation der Kirche gearbeitet hatte, so war nun mit dem herrlichen Ausgange dieses großen Zürichergespräches ein neuer und hochwichtiger Grundstein gelegt zu dem sich immer rascher und weiter ausbreitenden Werke schweizerischer Reformation. In Zürich und Landschaft war dem Evangelium jetzt freie und ungehinderte Bahn gebrochen, andere Kantone sahen sich ermuthigt, der Wahrheit entschiedener die Ehre zu geben. Denn in äußerlichen Dingen war bisher noch nicht das Geringste geändert worden. In Zürich las man noch die Messe, man beichtete und taufte nach alter Weise, und die Kirchen waren noch geschmückt mit den Bildern der Heiligen. Im Gottesdienste bediente man sich noch der für das Volk unverständlichen lateinischen Sprache. Da eben nach Zwingli's wol überdachtem Plane alle Verbesserungen in Religionssachen bei dem Volke und den Gelehrten aus der durch Gründe herbeigeführten Ueberzeugung hervorgehen sollten, so hatte er bisher lehrend und unterweisend auf die Abschaffung der noch bestehenden Mißbräuche hingearbeitet. Die Abschaffung selbst sollte nicht ausbleiben, wiewol nur langsam und vorsichtig vor sich gehen. Noch im gleichen Jahre 1523 wurde im Gottesdienste die deutsche Sprache eingeführt, die lateinische dagegen entfernt. Zwingli verfertigte ein deutsches Taufbüchlein, in welchem er den Exorcismus oder die Beschwörung des Teufels, das Salz, Kreuzschlagen und andere Zuthaten wegließ, nach welcher neuen Weise am 10. August das erste Kind im Großmünster getauft worden ist. Diese neue Weise rief eine solche Verwunderung und Freude hervor, daß bald darauf eine ganz deutsche Liturgie eingeführt wurde. Immer klarer wurde es Zwingli, daß der bisherige Stand der Dinge im Aeußerlichen des Gottesdienstes nicht länger so gelassen werden dürfe. Dazu trieb ihn das unbedachtsame Handeln eines schwärmerisch gesinnten jungen Mannes, Ludwig Hetzer, der in seinen Ansichten mit Karlstadt und Münzer übereinstimmte, es in manchen Stücken mit den Wieder-

täufern hielt und Zwingli's bitterster Feind wurde. Dieser ließ in seinem unzeitigem Eifer und voll wilden Feuers im September 1523 eine Schrift drucken wider die Bilder, welche vom Volke sehr eifrig gelesen wurde. Ein sonst frommer Bürger, mit Namen Hottinger, ließ sich von dieser Schrift hinreißen, ein in der Zürcher Vorstadt Stadelhofen stehendes Kruzifix umzustürzen, und, mit Erlaubniß des Eigenthümers desselben, das Holz davon den Armen zu geben. Hottinger wurde durch die Obrigkeit eingezogen, das Volk jedoch gerieth in Aufregung und nahm Parthei für Hottinger. Es war hohe Zeit, belehrend und ordnend einzuschreiten. Zunächst ließ jetzt Zwingli eine Schrift über die Bilder drucken, in welcher er vor Allem erklärte, daß zur Abschaffung der Bilder Niemand ein Recht habe, als die Obrigkeit, und daß es übel gethan sei, ohne vorhergehende Belehrung die Bilder gewaltsam zu entfernen. „Das Kind läßt nicht eher die Bank los," so schrieb er, „bis du ihm einen Stuhl hingestellt hast, an dem es sich halten kann, so lange es noch nicht selbst zu gehen im Stande ist. Also soll man Diejenigen, welche des Evangeliums nicht vollkommen berichtet sind, nicht übereilen mit dem Wegnehmen der Bilder und Götzen, bis daß ihnen der Glaube an den einen wahren Gott ans Herz gelegt wäre." Er stellte klar vor Augen, daß Bilder überhaupt ja nicht verboten seien, und daß man schöne Bilder und Statuen, die Niemand lieber sehe, als er selber, durchaus nicht verwerfen dürfe, nur die abergläubische Verehrung derselben sei unbedingt nicht zuzulassen. Dann zeigte er, wie die Maler- und Bildhauerkunst eine edle Gabe Gottes sei, und wie Gott selbst die Stiftshütte mit schönen Bildern habe schmücken lassen. Besonders nahm er die Glasgemälde in den Kirchen in Schutz, da es bei diesen wol Niemandem in den Sinn käme, sie zu verehren. Daß jedoch die Bilder als die Bücher der Laien in den Kirchen zu betrachten seien, widerlegte er mit der Frage: „Wie kommt es denn, daß wir Alle das Kreuz so viele Jahre vor uns gehabt und doch nicht das Heil in Christo gesucht und geglaubt haben?" Schon vor dieser Schrift über die Bilder hatte Zwingli zwei Schriften über den Meßkanon drucken lassen, die bei den Geistlichen großen Eindruck verursachten und unter dem Volke die Frage hervorriefen, warum man denn die Messe nicht abschaffe, da es doch aus Gottes Wort bewiesen sei, daß sie ganz etwas Anderes wäre, als man bisher geglaubt hätte. Allein Zwingli wollte Nichts übereilen, in der Hoffnung, daß auch Die, welche noch aus altem Vorurtheil sehr an der Messe hingen, bald vom Irrthum ihrer Ansicht in belehrender Weise und voll Schonung überzeugt werden würden. Nachdem diese Schriften über Bilder und Messe in Aller Hände gekommen waren, veranstaltete

der Rath ein zweites Gespräch auf den 26. Oktober 1523. Alle Bischöfe und Kantonsregierungen der Schweiz wurden eingeladen. Schaffhausen und St. Gallen allein folgten der Einladung, alle anderen Kantone hielten sich zurück. Als Montags den 26. Oktober früh Morgens auf dem Saale des Rathhauses das Gespräch eröffnet wurde, waren trotz der Ablehnung von zehn Kantonen mehr als 900 Personen aller Stände anwesend. Inmitten des Saales saßen Zwingli und Leo Jud an einem kleinen runden Tischchen, auf dem sie das Alte und Neue Testament in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache vor sich hatten. Der Erste, welcher mit den Bildern den Anfang machte, war Konrad Hoffmann. Als gehäßiger Feind Zwingli's führte er sehr trotzige Reden. Da Zwingli und Leo Jud umsonst auf Widerlegung warteten, indem Keiner der Anwesenden etwas einzuwenden wagte, das der heiligen Schrift gemäß gewesen wäre, und da auch am zweiten Tage, an dem das Gespräch über die Messe stattfand, Niemand für dieselbe zu kämpfen wagte, so wurden die Landpfarrer, welche Zwingli's Lehre auf der Kanzel ketzerisch genannt hatten, mehre Male aufgefordert, dieselbe aus der heil. Schrift zu widerlegen. Zuletzt, da Alle schwiegen, und weil große Stille herrschte, forderten die Präsidenten einen nach dem andern beim Namen auf. Die zwei Ersten, welche aufgerufen wurden, Heinrich Hürliman, Pfarrer von Wädensschweil, und der Pfarrer von Horgen waren nicht da. Vom Ersten wurde berichtet, er schlafe, der Zweite sandte einen Stellvertreter, der nicht für ihn antworten wollte. Hierauf kam die Reihe an Pfarrer Alexander Schyterberg von Laufen, der ein großer Streithahn auf der Kanzel gegen Zwingli war. Als er sich weigerte zu beweisen, daß die neue Lehre Ketzerei sei, forderte man ihn nochmals auf, entweder hier seine Lehre zu vertheidigen, oder zu Hause vom Schmähen abzustehen. Darauf erwiderte er: „Ich will euch kurze Antwort geben, ich weiß Nichts gegen die Artikel.“ Auf diesen folgte der Pfarrer von Glattfelden, Kaspar Schüchysen, der Rechenschaft geben sollte, warum Diejenigen, die er immer als Ketzer abkanzle, diesen Namen verdienen. Da er keine Auskunft zu geben wußte, versprach er künftig sich der Wahrheit befleißigen zu wollen. Auf Befehl des Rathes erhob sich jetzt Präsidend Vadian und setzte das Abfragen weiter fort. Allein alle Befragten gaben sich gefangen, von denen der Letzte sogar meinte, er könne nicht fechten; das Schwert sei ihm an dem Heft abgebrochen. Alles lachte.

Am Dienstag, da über die Messe verhandelt wurde, redeten Zwingli, Vadian, der Abt von Kappel, der von Stein, der Probst zu Embrach und der Komthur zu Küsnacht nach einander. Gründlich wies Zwingli, nach

daß das heil. Abendmahl kein Opfer sei, das ein Mensch für Andere darbringen könne. Je länger das Gespräch dauerte, desto ernster und feierlicher wurde es, so daß es zuletzt war, als befänden sich die Versammelten in der Kirche. Als Zwingli zum Schluß den Rath ermahnte, Gott in geistlichen Dingen walten zu lassen, und ihnen zurief: „Laßt euch, liebe, gnädige Herren, nicht erschrecken! Gott steht auf unserer Seite. Er wird seine Sache wol zu beschirmen wissen. Ich sehe wol, daß euch, meine Herren, Vieles aufstoßen wird. Achtet es aber um des lautern Wortes Gottes willen gering. Nun, in Gottes Namen! Wir wollen Alles dem Herrn anbefehlen: er wird uns ewig nie in einer Noth verlassen. Ich habe wol gehört, daß gestern Nachts Leute hin und her gelaufen sind, und gesagt haben, man wolle nun den Leib und das Blut Christi in die Schlaftrunke ziehen. Aber dies will Niemand"——da war er selber und Viele mit ihm tief gerührt, und mancher Mann hatte Thränen in den Augen. Zwingli konnte vor Weinen nicht weiter reden. Leo Jud fügte auch noch ein kurzes passendes Schlußwort bei, worauf die Versammlung auseinander ging, da das Gespräch jetzt beendigt war. Die beiden Artikel von den Bildern und der Messe waren von Zwingli und Leo Jud so klar und unwiderleglich aus Gottes Wort erörtert worden, daß die vollkommene Schriftmäßigkeit ihrer Erörterung über alle Zweifel fest stand. Der Rath setzte jetzt eine Kommission ein aus ihrer Mitte, vier Glieder aus dem Großen und vier aus dem Kleinen Rathe, welche mit dem Abt von Kappel, dem Probst von Embrach, dem Kommenthur Schmid und den drei Pfarrern Engelhardt, Leo Jud und Huldreich Zwingli sich berathen sollten, wie die christliche Lehre über Bilder und Messe am besten befördert werden könne. Einstimmig wurde Zwingli aufgefordert, eine kurze Einleitung zu schreiben, durch welche sowol die Seelsorger, die das Evangelium bisher nicht gekannt, als auch Diejenigen, die sich demselben abgeneigt gezeigt hätten, bewogen werden könnten, Christum zu predigen. Zwingli vollführte diesen Auftrag schnell. Die christliche Einleitung wurde dem Rathe vorgelesen und genehmigt. Das Entfernen der Bilder und der Messe wurde noch verschoben, bis das Volk durch diese Einleitung näher darüber belehrt sei. Ungesäumt wurde dieses wahrhaft herrliche Geistesprodukt Zwingli's gedruckt und allen Seelsorgern auf Befehl des Rathes zugesandt; voran ein neues Mandat, wie die Einleitung auf Befehl des Rathes verfaßt, und nach seinem Bedünken kräftig auf die göttliche evangelische Schrift Alten und Neuen Testamentes gegründet sei. In dieser Schrift zeigte Zwingli ausnehmend schön und köstlich, wie durch das Evangelium das Gesetz abgethan, weil Christus für unsere Sün-

den bezahlt hat. Dadurch seien wir nicht nur von der Strafe erlöst, sondern dem Frommen sei auch das Gesetz abgenommen, für ihn sei es gar nicht mehr da. Gal. 2, 19: denn er lebt in Christo und Christus in ihm. Wo aber Gottes Geist ist, da ist Freiheit. Also ist ein Mensch, der in Gott lebt, auch von den Gesetzen frei, die den innern Menschen betreffen, und wirkt frei und fröhlich alle Dinge, die einem Christenmenschen zustehen. Welche dergestalt frei sind, sieht man aus ihren Früchten. Sind sie demüthig, so geschieht es aus dem innewohnenden göttlichen Geist; Christus ist auch also gewesen. Sind sie besorgt für das Heil anderer Menschen: Christus ist auch also gewesen. Sind sie geduldig; Christus ist auch geduldig gewesen. Sind sie friedsam; so ist das auch aus Gott. Sind sie tapfer, wo es Gottes Ehre gilt; Christus ist auch also gewesen. So lehrte Zwingli die rechte christliche Freiheit, welche mit dem Gehorsam gegen Gottes Wort und Gebot eines ist.

Wie der Rath den wichtigen Schritt fühlte, den er durch Bekanntmachung dieses Mandates und der christlichen Einleitung that, so sah auch Zwingli die Wichtigkeit seines Auftrages ein; daher er mit der größten Sorgfalt keinen Schritt weiter ging, als man bis dahin gekommen war, und gegen die Anhänger des alten Herkommens mit einer Schonung sprach, die hohe Achtung verdiente. Der ganze Ton seiner Schrift zeigt, daß er für Unberichtete schrieb, da keine gelehrten Erörterungen vorkommen und die Lehre ebenso einfach als die Sprache ist; aber auch die Berichteten verlor er nicht aus den Augen. Die Freude über dieses prachtvolle Geistesprodukt Zwingli's war eine so allgemeine, daß die Zürcher diese christliche Einleitung dem Pabste übersenden durften. Und doch gefiel weder das Büchlein noch seine weite Verbreitung dem Pabste. Demungeachtet wollten im Zürichergebiet die meisten Kaplane und Vikare nicht mehr Messe halten. Als Hans Widmer fortfuhr die Messe zu lesen, zog er sich die Vorwürfe seiner Kollegen zu. In dieser Verlegenheit trat der Probst mit dem Kapitel vor den Rath, und trug in Gegenwart der Kaplane ihre Weigerung vor. Der Rath verhörte die Leutpriester, die Kaplane und Helfer und erklärte, daß das Mandat über die Bilder und Messe wieder in den drei Stadtkirchen verlesen werden solle. Die über diese Artikel niedergesetzte Kommission solle sich noch ein Mal berathen, wie die Geistlichen in Ansehung der Messe sich zu verhalten haben. Nach dem Verlangen des Rathes faßten die drei Leutpriester ein Gutachten ab. Ihr eigenes Gewissen durften sie nicht verletzen und das Gewissen Derer, die noch an den alten Lehren und Gebräuchen hingen, wollten sie auch nicht verletzen. „Rathschlag und Meinung

von der Meß und Bilder durch die Leutpriester Engelhardt, Zwingli und Leo" war denn folgende:

1. Das Abendmahl und die Messe seien verschiedene Gebräuche. Nirgends komme der Name Messe in den heiligen Schriften vor. Leib und Blut Christi sollen nicht gemindert, sondern nach der Einsetzung gebraucht werden.

2. Das Vorgeben, die Messe ist ein Opfer, sei eine Vernichtung des allein gültigen Opfers Jesu Christi; daher jeder gute Christ auf die Abschaffung der Messe dringen müsse.

3. Man soll bei dem klaren Worte Gottes bleiben und die Folgen Gott überlassen. Eine jede Veränderung, die dem Worte Gottes nicht gemäß wäre, müsse wieder abgeschafft werden; dieser Wechsel würde neue Unruhen veranlassen.

4. Nach der Einsetzung soll das Abendmahl dem christlichen Volke unter beiden Gestalten ausgetheilt werden.

5. Da sie dem Volke den rechten Gebrauch des Abendmahles nicht mehr verhalten können, so anerbieten sie sich dasselbe auf das kommende Weihnachtsfest ganz nach der Anordnung Jesu zu begehen. Sollte ihnen das nicht gestattet werden, so müssen sie doch nach ihrem Gewissen Fleisch und Blut, Brod und Wein den Begehrenden reichen oder als Lügner neben dem Worte Gottes stehen.

6. Die täglichen Sünder bedürfen täglich Stärkung durch das Wort Gottes; daher bieten sie sich an, alle Tage eine kurze Predigt anstatt der Messe zu halten, und einem Jeden, der es verlangt, nach der Einsetzung Christi das Abendmahl zu geben.

7. Wer an der großen Menge Müßiggänger sich ärgere, welche zum Priesterstande gehören, der solle bedenken, daß es immer besser sei, sie im Frieden absterben zu lassen, als sie zu zwingen, gegen die Ordnung Gottes zu handeln. Wenn man anfangen würde, feierliche Zusagen und Verbindlichkeiten zu brechen, so würde man nachher kein Bedenken tragen, auch andere Dinge anzugreifen, woraus große Zerrüttungen entstehen würden. Die große Zahl werde sich vermindern, sobald man keine neue mehr annehme, und die Pfarrstellen mit Chorherren und Kaplanen besetze.

Wenn der Rath diese Vorschläge nicht annehmen wolle, so wüßten sie keine andere zu machen, die mit Gottes Wort übereinstimmten. Sie bitten daher, daß kein Geistlicher gezwungen werde Messe zu halten. Niemand zwinge einen Laien, so und so oft zu Gottes Tische zu gehen; darum soll auch billig der Geistliche von einem solchen Zwang frei sein. Das Wort

Gottes dränge sie dieses Sakrament und andere nach ihrer göttlichen Einsetzung zu gebrauchen. Unerschrocken soll sich der Rath an das Wort Gottes halten. Gott werde ihn nicht verlassen. Die Gegner haben nur der Menschen Wort; der Rath das heitere Wort Gottes, auf welches er als auf ein sicheres Fundament seine Entschlüsse bauen könne. Als gehorsame Söhne sollen die Räthe Gott in seinem Gesinde haushalten lassen und thun, was er heißt, dann werden sie weder irren noch überwunden werden.

Zwingli stimmte dieser Meinung bei, weil sie dem Worte Gottes gemäß war, und er immer daran arbeitete, daß Nichts vorgenommen werde, welches nicht mit der Zeit und nach den Vorschriften der Bibel eingerichtet werden könne. Weil aber die Herzen und der Glaube der Leute noch ungleich waren, und er viele Blöde und Aengstliche kannte, die Schonung verdienten, so wollte er den Schwachen nachgeben, bis sie stark genug wären, um feste Speisen zu ertragen. Er suchte einen Ausweg, der den Starken keinen Nachtheil bringen und die Schwachen weder in ihrem Irrthum bestärken noch ihnen zum Anstoß dienen sollte, in Hoffnung, Gott sehe sein Gemüth an, das nur zum Bauen und nicht zum Abbrechen geneigt sei. Messe und Abendmahl konnten nach seiner Meinung noch neben einander bestehen, da die Einen die Messe nicht lassen, die Andern dieselbe nicht halten wollen. Die Leutpriester sollten Jedem, der es begehrt, das Abendmahl unter beiden Gestalten reichen, und die Messe solle wenigstens an den Sonntagen in allen Kirchen eine Zeit lang gehalten werden, ohne daß Jemand sich unterstehe, die Meßpriester zu beschimpfen, von denen ein großer Theil wol wisse, daß die Messe kein Opfer sei. Anstatt beleidigender Reden, gezieme es Jedem Gott zu [illegible]tten um eine allgemeine Erleuchtung, damit Alle zu den lautern einfachen Gebräuchen Christi sich hinneigen. Wo mehrere Priester sind, die in ihrer Meinung abweichen, sollen sie sich nach dem Worte Gottes halten: die Liebe duldet Alles. Das Wort Gottes mache Alles leicht, und alle Beschwerden beider Partheien werden dadurch so gemindert, daß die Hoffnung auflebe, es werde nichts als Friede und Versöhnung gepflanzt. Was in der Messe gelesen oder ausgelassen werden soll, wird dem Gewissen eines Jeden heimgestellt. Dieser vorgeschlagene Mittelweg führte zwar etwas langsamer, aber sicherer zum Ziele. Zwingli suchte darin den Bedürfnissen Aller Rechnung zu tragen, obwol die ungestümen Eiferer für den alten und neuen Glauben nicht damit zufrieden sein möchten.

In Betreff der Bilder war die einstimmige Meinung der Leutpriester, daß man die Tafeln zuschließen und nicht wieder eröffnen solle. Die silbernen, goldenen oder onstigen Bilder sollen weder an den hohen Festen noch

bei andern Anlässen hervorgezogen und herumgetragen werden. Der Rath solle bei seinem Mandat bleiben, daß Niemand Bilder in die Kirchen stelle, oder aus denselben nehme, er habe sie denn hinein gethan, oder es geschehe durch den Beschluß der Mehrheit einer ganzen Kirchgemeinde.

Dieses Gutachten der drei Leutpriester wurde zuerst der von dem Rathe niedergesetzten Kommission vorgelegt, die dasselbe reiflich erwog. Sie fand die Acten über die Bilder geschlossen und unnöthig, daß noch weiter darüber verhandelt werde. Mit Liebe, ohne Aergerniß und Zwietracht möge man dieselben hinwegthun. Die Messe solle man von den Mißbräuchen befreien und in derselben Solches beibehalten, das mit den heiligen Schriften übereinstimme. Niemand soll zur Messe gezwungen werden. Den neuen Vorschlag, das Sakrament des Fleischer und Blutes Christi nach der ursprünglichen Einsetzung zu gebrauchen, will die Kommission vorläufig ruhen lassen. Man habe diesen Artikel weder ausgeschrieben noch darüber disputirt, auch den Leutpriestern kein Gutachten darüber aufgetragen. Diese Materie bedürfe einer genaueren Erörterung, da sie den Glauben und keine Mißbräuche betreffe. Zuletzt wird noch empfohlen, Alles aus dem Meß-Kanon zu entfernen, was nicht mit der heil. Schrift übereinstimme und zur Ehre Gottes und Jesu diene.

Der Rath konnte jetzt nach dem Gutachten der drei Leutpriester oder nach dem Bedenken der Kommission einen Beschluß fassen. Beide Meinungen hatten Vorzüge. Ueber die Bilder trat der Rath dem Gutachten bei, daß die Tafeln beschlossen und die Bilder nicht herumgetragen werden. „Das Aufräumen der Götzen“ hatte freilich für Herrn Marx Röußen etwas Bedenkliches, und war es „gar widrig und ein groß Kreuz.“ Die Messe blieb der Hauptgegenstand der Berathung. Man behielt sie zur Zeit noch bei, aber stellte es Jedem frei, ob er Messe halten wolle oder nicht. Brüderlicher Sinn und Einigkeit wird beiden Partheien empfohlen. Um die Geistlichen noch mehr zu unterrichten, wurde die ganze Priesterschaft vor den Rath geladen. Weitere Schritte zur Reformation wollte der Rath einstweilen nicht thun. Der Glaube wurde allzuhoch gehalten, um eine Veränderung zu übereilen; auch gab der Rath keinen strengern Maßregeln Gehör. Ein entscheidender Beschluß wurde bis Pfingsten hinausgeschoben. Man suchte offenbar größere Belehrung zu gewinnen; daher beschlossen wurde, den Bischöfen von Chur, Konstanz und Basel, der Universität daselbst und sämmtlichen Eidgenossen „die christliche Einleitung“ zu senden, mit der Bitte, ihre auf die heil. Schrift gestützten Einwendungen ihnen

freundlichst mitzutheilen. Nach Anhörung derselben solle dann die Sache in einem halben Jahre wieder vorgenommen werden, um zu beschließen, was Gott gefällig und seinem heiligen Worte ersprießlich sei. Noch in derselben Sitzung des Rathes ging ein gewisser Beschluß durch, der auf den künftigen Gang der Dinge ungeheuren Einfluß hatte. Bisher hatte der Kleine Rath alle Geschäfte, welche die Geistlichen betrafen, allein verhandelt, Klagen gegen sie angenommen und Strafen verhängt. Von jetzt an wurden diese Geschäfte vor den Großen Rath gezogen, wodurch die reformirt gesinnte Parthei eine entscheidende Mehrheit erhielt, während ihre Gegner hauptsächlich dem Kleinen Rathe angehörten. Mehrere derselben waren durch Alter und Verdienste angesehen und zu sehr gewohnt, für sich oder für ihre Kinder Pensionen oder Versorgungen bei Fürsten und Herren zu suchen. Noch schlich diese das Vaterland verderbende Sucht auch in Zürich im Finstern. Die Züricher ernstlich darauf bedacht, dieses Staatsgift auszurotten, um als freie Männer gegen Jedermann zu handeln, erhielten den schönsten Sieg über sich selbst und verordneten jetzt eine Abschwörung der Pensionen. Am St. Thomasabend, dem 21. Dezember, predigte Zwingli, welcher seinen Zweck, die Eidgenossen von allen schädlichen Verbindungen mit fremden Fürsten loszumachen, nie aus den Augen verlor, beim Fraumünster ernst und entschieden gegen die Pensionen. Nach der Predigt wurde sofort allen Weltpriestern, Chorherren, Helfern und Kaplanen der Stadt der Eid abgenommen, weder vom Pabst, Kaiser, noch von Königen, Fürsten und Herren Pensionen zu nehmen. Bürgermeister und Räthe beschworen den Pensionenbrief am folgenden Tage im Chor des Großen Münsters. Auf den Abend wurden alle Priester ebenfalls im Chor des Münsters versammelt. Sie schwuren. Wer übertrat, verwirkte das Leben. So feierte die Wahrheit, welche der große Reformator verkündigte, einen Sieg nach dem andern.

Daß es forthin in Sachen der Bilderstürmer noch manchen unangenehmen Auftritt gab, läßt sich leicht denken. War für die Bilder die letzte Stunde wol genahet, daß sie in immer tiefere Verachtung sanken, so hatte sie doch noch nicht geschlagen. Uebereilungen gegen dieselben durften nicht ungestraft bleiben. Jene Bilderstürmer, an deren Spitze Hottinger, der Schuster, stand, hatten gegen ernstliche Mandate gehandelt und durch ihre Hitze der Obrigkeit viele üble Nachreden zugezogen. Schuster Hottinger wurde auf zwei Jahre aus dem Kanton verwiesen, und durfte nach Verlauf derselben ohne erlangte Gnade nicht zurückkehren. Weber Lorenz Hochrütiner hatte ebenfalls das Zürichergebiet zu verlassen. Hans Ockenfuß wurde

vor den Großen und vor den Kleinen Rath gestellt und hörte eine Strafpredigt. Bezahlung der Unkosten traf Alle. Die Bilder hatten ihr Ansehen verloren. So erzählt Thomas Platter in naiver Sprache und 10 Jahre nach der That, wie er als Kustos des Schullehrers Mykonius den Ofen hätte einheizen sollen, und aus Mangel an Holz sich in die Kirche geschlichen, und das Bild des Evangelisten Johannes vom Altar genommen und in den Ofen geschoben habe, mit den Worten: „Jäggli, nun bukke dich, du mußt in den Ofen, ob du schon Johannes solltest sein." Hoch loderte das Bild auf. Mykonius, der nicht wußte, was geschehen war, lobte seinen Kustos, daß er heute gut eingeheizt habe; aber demselben war warm und übel zu Muthe, als er zwei Priester mit einander zanken hörte und einer den andern hart anfuhr: „du lutherischer Schelm! Du hast mir meinen Johannes gestohlen." Zum Glück sah den jungen Kirchenräuber Niemand; auch hätte es ihm das Leben gekostet, hätte er es nicht zehn Jahre so heimlich halten können. Durch Hottingers Strafe wurden nicht immer Andere von ähnlichen Versuchen abgeschreckt. In der Peterskirche wurde der Palmesel aufbewahrt. Die Metzger zogen denselben jährlich am Palmsonntag auf den Lindenhof. Es war für sie ein kleines Fest. Dem Leutpriester lag es ob, die Meisterschaft mit Kuchen zu bewirthen. Trotz gegen die Metzger, oder Verachtung dieses jährlichen Aufzuges veranlaßten einige Muthwillige bei einbrechender Nacht dem Meßner die Kirchenschlüssel heimlich wegzunehmen. Mit großer Mühe wurde der mit dem Christusbilde gezierte Esel über die Gitter hinausgeschafft und auf den Kirchhof gezogen, um die Vorübergehenden zu erschrecken oder sonst ein Spektakel zu machen. Sie erreichten ihren Zweck, indem grade die rechten Leute kamen. Zwei Bürger, nach damaliger Sitte mit Seitengewehren bewaffnet, stießen zuerst auf dieses Ungeheuer. Rasch zuckten sie die Degen, hieben auf den Esel los und warfen ihn mit Steinen, ohne zu wissen, gegen wen sie kämpften. Die unzeitigen Spaßmacher waren in der Nähe, um den Ausgang abzuwarten. Einer von den Bürgern, die gegen den Esel stritten, glaubte den Feind zu erkennen, und da er die Männer bei einander fand, versprach er ihnen einen Trunk, wenn sie mit ihm kommen und sehen würden, ob es wirklich der Palmesel wäre. Sie gingen; auch der Vorschlag, den Esel in den See zu werfen, gefiel ihnen. Er wird an das nahe Ufer gezogen, ins Wasser geworfen und mit Steinen versenkt. Konrad Baumann hatte die Kirchenschlüssel genommen. Hans Dachsman gab den Rath, den Esel in den See zu werfen. Beide und noch fünf Andere mit ihnen kamen ins Gefängniß. Der weise und vorsichtige

Rath duldete solchen Muthwillen nicht. Der Bilder letzte Stunde hatte noch nicht ausgeschlagen. Nur durften keine neuen Bilder gestiftet werden, und Prozessionen mußten unterbleiben. Der Verbesserungen reihte sich zusehends eine an die andere. Man war willig zu thun, was nicht mehr aufzuhalten war. Auch das Chorherrenstift wurde jetzt so umgeändert, daß täglich des Morgens im Chor des Münsters ein Gottesdienst gehalten wurde, bestehend aus einem Gebete, dem Lesen eines Abschnittes heiliger Schrift in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache und einer sogenannten Frühpredigt in deutscher Sprache für die Gemeinde. Bald darauf wurde auch noch der Gesang hinzugefügt. Auf der Landschaft blühten Dorfschulen, die Bauern lasen das neue Testament, wie es von Zwingli und Leo Jud in deutscher Sprache verbreitet war. Die Klöster wurden auf die Bitten ihrer Bewohner hin für Kranke und Arme verwendet. Wer von Nonnen und Mönchen darin bleiben wollte, durfte nach Ablegung des Ordenskleides bleiben. Nirgends ließ es das ruhige, gerechte, aber auch entschiedene Verfahren des Rathes zu bösen Auftritten kommen. Das Werk des Herrn blühte und zeugte laut von der Weisheit und Vorsicht, mit der Zwingli die Reformation der Kirche leitete. Die bisherigen Vorträge der Bettelmönche, St. Jakobsbrüder, Einsiedler und Anderer von den Höhen des Himmels und den Freuden darin, von den Tiefen der Hölle und der Pein darin, von den Seelen im Fegfeuer und dem Ablaß hatten ihre Kraft verloren, weil das Volk die Gründe solcher Predigten durchschaute. Mit Seneka, Aristoteles und Skotus konnten die Pfarrer sich nicht mehr aushelfen. Auch die Verordnungen der Päbste halfen nichts mehr. Das Volk forderte Beweise aus der Schrift, und die Aussprüche des heil. Paulus wurden von demselben nur um so höher geschätzt, je tiefer ihn seine Gegner herabsetzten. In den Häusern der Stadt und Landschaft waren die von Zwingli bis jetzt übersetzten Schriften des Alten und Neuen Testamentes, welche später insgesammt mit 1530 vollendet waren, so daß mit diesem Jahre die ganze Bibel nach Zwingli's Uebersetzung ins Schweizerdeutsche zu Stadt und Land bei vielen Tausenden untergebracht war. Die Häuser der Landleute wurden christliche Schulen, in denen man die heiligen Schriften las, und diese frommen Uebungen in der Muttersprache machten den lateinischen Gottesdienst dem Volke unerträglich. Zwingli's Arbeit hatte tiefe, weitreichende Wurzeln gefaßt. Mit dem Jahre 1525 wurde das Abendmahl zum ersten Male nach der von Zwingli auf Grund alten kirchlichen Gebrauches geordneten Weise gefeiert. Es war am Gründonnerstage. Die gewaltige Großmünsterkirche war nicht

im Stande alle zu fassen, welche an der Feier auf neue Weise Theil nehmen wollten. Nach der Predigt trat Zwingli mit zwei Diakonen an den großen, weiß gedeckten Tisch, der mitten im Schiff der Kirche stand. Sie standen hinter dem Tische, Zwingli in ihrer Mitte, das Antlitz gegen die Gemeinde gerichtet. Nach einem kurzen Gebete, bei dem die ganze Gemeinde niederkniete, las der eine Diakon 1. Kor. 11, 20—29, worauf Beide mit der ganzen Gemeinde sprachen: „Gott sei gelobt.“ Hierauf begann Zwingli abwechselnd mit den beiden Diakonen und der Gemeinde den Lobgesang oder das Gloria zu sprechen: „Ehre sei Gott in den Höhen. Und Friede auf Erden .....“ Nach dem Gruße: „Der Herr sei mit euch,“ welchen die Gemeinde mit den Worten: „Und mit deinem Geiste“ erwiederte, las einer der Diakonen Joh. 6, 47—53. Nach vollendetem Vorlesen sprach der Leser: „Deß sei Gott gelobt und gedankt, der wolle nach seinem heiligen Worte uns alle Sünden vergeben,“ schloß das Evangelienbuch zu und küßte es. Die Gemeinde aber sprach hierauf ein feierliches: Amen! Nun sprachen die Diakonen abwechselnd Zeile um Zeile das apostolische Glaubensbekenntniß, worauf der Diener selbst, also Zwingli, eine kurze Ermahnung zur Selbstprüfung erließ, nach welcher die Gemeinde wieder auf die Knie fiel und das heil. Unservater betete. Nach dem feierlichen „Amen“ des Volkes betete Zwingli weiter, worauf bei lautloser Stille der Gemeinde mit erhobener, feierlicher Stimme die Einsetzungsworte gesprochen wurden, wobei Zwingli das Brod aufhob, dann brach, den zwei Diakonen reichte, und dann auch den Kelch erhob und darbot. Nun nahmen die zwei Diakonen Brod und Kelch und trugen es zu der in den Stühlen knieenden Gemeinde. Weil aber des Volkes so viel war und die goldenen Gefäße nicht ausgereicht hätten, so hatte man hölzerne Teller und hölzerne Becher genommen, wie es in der ersten christlichen Kirche oft zu geschehen pflegte. Als Alle das gesegnete Brod und den gesegneten Wein empfangen hatten, wobei von der Kanzel die letzten Reden Jesu nach Joh. 13, 14, 15 und 16 vorgelesen wurden, sprach Zwingli ein an Psalm 103 sich anschließendes Lob- und Dankgebet, worauf die Feier mit kurzer Ermahnung und dem Segen des Herrn schloß. Unbeschreiblich groß war der Eindruck dieser ersten Feier nach neuer Weise. Alle waren auf's tiefste ergriffen. Alte Mütterchen und hochbetagte Greise weinten beim Empfang des Brodes und Weines laut in dankbarer Rührung. Nach der Feier umarmten sich Viele als erlöste Brüder. Leute, die lange gegen einander feindlich gesinnt gewesen waren, reichten sich aufrichtig die Hand; ein Geist der Bruderliebe, wie in den ersten Zeiten der christlichen Gemeinde, war überall zu

spüren. Zwingli konnte dem Herrn nicht genug danken für den reichen Segen dieser ersten Abendmahlsfeier. Wie in der Stadt, so wurde das heil. Abendmahl auch auf dem Lande von nun an in derselben Weise gefeiert. Seit dieser Feier sind 360 Jahre gekommen und wieder gegangen, dennoch ist die Art der Feier der Hauptsache nach fast unverändert geblieben. Man vergleiche Ebrards Reformirtes Kirchenbuch. Solche Veränderungen, die nach und nach in Zürich und auf der Landschaft sich anbahnten, die im Rathe und unter dem Volk immer mehr zunehmende Ueberzeugung von der Größe der Mißbräuche und der nothwendigen Abschaffung derselben, der Haß gegen die Gewalt und das ungebundene Leben der Geistlichkeit erlaubten im Vorwärtsgehen keinen Stillstand mehr. Die bisher erreichten Neuerungen erwiesen sich so sehr über alles Erwarten als heilsam, daß Zwingli sofort auf eine christliche Ordnung in der Kirche bedacht war, und daß das Leben der Christen ihrem neuen Bekenntnisse möglichst entspreche. Die Bande, welche die Vorsteher, den Klerus und das Volk bisher an den Pabst und den Bischof von Konstanz gefesselt hatten, waren so gut wie schon aufgelöst. An die Stelle des Bischofs trat die Synode, die aus sämmtlichen Geistlichen und etlichen Gliedern des Großen Rathes bestand. An die Spitze der Synode wurde ein Antistes gestellt, der durch Dekane und Senioren die Ordnung handhabte und die Aufsicht führte. In den Gemeinden wurden dem Pfarrer etliche fromme, rechtschaffene Männer nach der Wahl der Gemeinde beigegeben, die Acht haben sollten auf die Gemeinden. Sie sorgten für Heilighaltung des Sonntags, neben welchem, so lange Zwingli lebte, nicht nur die hohen Festtage, sondern auch einige andere Tage gefeiert wurden. Auch für Heilighaltung der Ehe waren sie besorgt. Wandelte Jemand unchristlich, so ließen sie ihn vor sich kommen und ermahnten ihn freundlich und ernstlich; wollte er aber ihre Stimme nicht hören und beharrte er in seiner Verkehrtheit, so schlossen sie ihn von dem heiligen Abendmahle aus. Verging er sich gegen Gottes Gebote, die auch in das Bereich der Obrigkeit gehörten, so gaben sie der Obrigkeit Nachricht, damit sie bei Zeiten dem Bösen wehre. Zwingli ward darum auch die Freude, daß er von der züricherischen Kirche mit gutem Recht schreiben durfte: „Die apostolische, rechte, heilige Kirche Gottes hat die wahre, reine Lehre, das Gebet, das Brodbrechen, die heilige Taufe, das Bekenntniß, die Reue, Besserung und Verzeihung der Sünde gehabt. Das hat die Kirche zu Zürich auch. Was die uralte Kirche für nothwendige Bräuche gehabt, die hat auch die Kirche Zürichs. Die Ehe bestätigt sie mit guter Ordnung und unter ernstlicher Anrufung Gottes. Der Seligen gedenkt

man mit Ehren, als deren Glauben und Liebe nachzufolgen sei. Die Todten begräbt man anständig, ohne jedoch dabei sich solcher Ceremonien zu bedienen, die nicht dem Worte Gottes entnommen sind. Das Fasten und Almosengeben, so bei den Alten hoch und werth gehalten war, hat auch in Zürich seine besondere, ehrbare, christliche Ordnung. Die liebe Jugend wird in den Hauptgründen wahrer, christlicher Religion fleißig unterrichtet. Daß aber keine äußeren Zierden von Gold und Silber, Gemälden, geschnitzten und gegrabenen Werken sich finden, kommt daher, daß auch die alte Kirche Solches nicht nur nicht gehabt hat, sondern es auch verwarf. Darum sich auch die Kirche Zürichs der Ceremonien entladen und sich zur alten Einfalt gehalten hat. Gott will nicht mit äußerem Scheine verehrt sein, sondern mit Glauben, Liebe und Unschuld im Geiste, und in der Wahrheit. Ihm sei Ehre und Preis durch Jesum Christum in Ewigkeit. Amen!"

So sehen wir denn die herrlichen Folgen der zwei Zürichergespräche mit 1525 auf ihrer höchsten Höhe angekommen: Die Lehr- und Glaubensverbesserung, wie man schon zu Zwingli's Zeit sich pflegte auszudrücken, ist in der Hauptsache zu Ende geführt! Dem planmäßigen, ruhigen, aber dennoch festen und entschiedenen Vorgehen des großen Reformators, der, weil er nicht niederreißen, sondern aufbauen wollte, nur schrittweise, die Gewissen der Schwachen wie selbst der Starken stets schonend, sein klar bewußtes Ziel mit unerschütterlicher Konsequenz verfolgte, war es mit ununterbrochener Geltendmachung der göttlichen Autorität der heiligen Schrift vollständig gelungen, die Reformation der Kirche und des Vaterlandes einzuführen und zu gründen. Deutsche Predigt als Mittelpunkt eines jeden Gottesdienstes; Taufe und Abendmahl nach den Vorschriften des heiligen Evangeliums; Jugendunterricht mit Examen vor dem ersten Gang zum heiligen Abendmahl; sonntägliche Vor- und Nachmittagsversammlungen mit Gesang, Gebet, Lesen eines Abschnittes aus der heiligen Schrift und der Predigt; wöchentliche Bibelstunden anstatt der Frühmesse und der Vesper; täglich mit Ausnahme des Freitags ein biblischer Vortrag in der Stiftshütte; Meß- und Chorgesang verstummen; Synoden, Klassen und Stillstände anstatt bischöflicher Aufsicht; Befreiung des Vaterlandes von der schrecklichen Seuche der Pensionen von Päbsten und Fürsten; großes Sittenverderben unter allen Ständen mächtig beschränkt; nach seinem Plane und unter seiner Leitung ein blühendes theologisches Institut für junge christliche Männer mit Ceporin, Pellican, Mykonius, Collin, Megander und Anderen als Lehrern— welch' herrliche Frucht in dem kurzen Zeitraume von etwa sechs Jahren!! Mit Recht nannten ihn seine Freunde im eignen Lande „die Posaune des

Evangeliums." In Süddeutschland nannte man ihn „das Auge und wahrer Bischof des Vaterlandes." Selbst im päbstlichen Italien wirkte er durch Schriften und Briefe für das reine Evangelium, während durch seine Schüler ganze Kirchen umgestaltet wurden. So war der Reformator des Großherzogthums Hessen sein Schüler gewesen, ebenso Lasko, der Reformator von Ostfriesland. Die evangelische Kirche Italiens in den Waldensern nahm seine Lehre an. Den Mühlhäusern durfte er schreiben: „Gott, der unserm Kampfe zusieht, überblickt alle Lande! Er wird euch, die ihr um seines Namens willen streitet, nicht übersehen; er wird, wenn es Zeit ist, auch eure Feinde sehen und sie mit einem fliegenden Blatt in die Flucht jagen. Gott mehre euren Glauben."

---

10. Standpunkt gegenüber Luther.

Wer große Eigenschaften mit gefälligen vereint, der hat nichts zu fürchten.

Schon in seinem Alter von 22 Jahren wurde Zwingli allgemein durch gelehrte und erfahrene Männer der Wissenschaften aus der Nähe und Ferne als „ein vollendeter Schriftausleger" gerühmt. Seine wissenschaftliche Gelehrsamkeit grenzte an das Wunderbare und machte in seinem Vaterlande um so größeres Aufsehen, da er den von der Universität zu Basel seiner frühzeitigen Gelehrsamkeit wegen ihm ertheilten Doktortitel ungebraucht bei Seite liegen ließ. Sein beständiger Umgang mit Gott, der ihm aus den Tagen der Kindheit zum späteren Stecken und Stab in frohen und trüben Stunden geworden und bis ins Sterben geblieben war, ließ ihm nicht zu, Ehren und Würden dieser Art zur Vermehrung äußeren Ansehens zu gebrauchen. „Einer ist unser Meister, Christus!"—pflegte er gewöhnlich Denen vorzuhalten, die ihn zum öffentlichen Gebrauche des rechtmäßig verdienten Ehrentitels ermuntern wollten.

Furchtbar wehe mußte es dem großen Manne thun, daß der an Gelehrsamkeit weit hinter ihm zurückstehende Martin Luther, ohne Zwingli nur im Geringsten zu kennen, ihm schriftlich und mündlich den Vorwurf zu machen pflegte, er sei ein bloßer Nachbeter seiner lutherischen Lehren. Dieses kränkte den sonst bescheidenen Zwingli nicht deswegen, weil ihm der verdiente Ruhm dadurch geschmälert wurde, sondern weil diese Verleumdung, die mit der Absicht, Zwingli's hohes Ansehen in der Schweiz und in Deutschland wenn möglich zu stürzen, unter das Volk gestreut wurde, den starken Beweis für die Wahrheit ihrer gemeinschaftlichen Lehre entkräftete, daß zwei so weit von einander entfernte, in keiner Verbindung stehende, einander sogar dem Namen nach unbekannte Männer Dasselbe so übereinstimmend lehrten, als wenn sie es verabredet hätten. „Ich habe, noch ehe ein Mensch in unserer Gegend etwas von Luthers Namen gewußt hat, angefangen, das

Evangelium Christi zu predigen im Jahre 1516. Als Luthers Erklärung des Unservaters ausging, und ich kurz vorher über eben dieses Gebet im Matthäus gepredigt hatte, weiß ich wol, daß mehrere gute Seelen, weil sie in derselben überall meine Gedanken fanden, es sich fast nicht wollten ausreden lassen, ich sei der Verfasser dieses Büchleins, und hätte, weil zu blöde zu meiner eigenen Sache zu stehen, Luthers Namen vorgesetzt. Wer konnte mich da lutherisch schelten? Wie kommt es ferner, daß mich die römischen Kardinäle und Legaten, die damals in unserer Stadt Zürich wohnten, nicht lutherisch schalten, bis sie den Luther für einen Ketzer erklärt hatten, wozu sie ihn freilich nicht machen konnten. Erst da schrieen sie, ich wäre lutherisch. Luthers Name ist mir noch zwei Jahre hindurch unbekannt gewesen, nachdem ich mich allein an die Bibel gehalten habe. Aber es ist nur ihre Schlauheit, daß die Päbstler mich und Andere mit diesem Namen belegen. Sprechen sie, du mußt wol lutherisch sein; du predigst ja, wie Luther schreibt; so ist meine Antwort: Ich predige ja auch, wie Paulus schreibt; warum nennest du mich nicht vielmehr einen Paulisten? Ja, ich predige das Wort Christi; warum nennest du mich nicht vielmehr einen Christen? Also ist Dieses nur eine List. Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes. Was liegt mir jetzt daran, daß mich die Päbstler mit ihm einen Ketzer schelten werden. Mit dem männlichen Gemüthe, womit er den Pabst von Rom angegriffen hat, ist ihm Keiner gleich geworden; alle Andern ungescholten. Wessen aber ist solche That? Gottes, oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er dir: Gottes. Warum schreibst du denn anderer Leute Lehre dem Luther zu, da er sie selbst Gott zuschreibt, und nichts Neues hervorbringt, sondern was in dem ewigen Worte Gottes enthalten ist. Dennoch will ich Luthers Namen nicht tragen; denn ich von seiner Lehre wenig gelesen habe, und seiner Bücher mich oft mit Fleiß enthalten, nur daß ich den Päbstlern ein Genüge thäte. Was ich von seinen Schriften gelesen habe, insoweit es Lehren und Meinungen der Schrift angeht, das ist gewöhnlich wol untersucht. Ich weiß auch, daß er in etlichen Dingen den Schwachen Vieles nachgiebt; z. B. in dem Büchlein von den zehn Aussätzigen läßt er, wie man mir sagt, denn gelesen habe ich es nicht, der Beichte etwas nach, daß man sich dem Priester darstellen solle, welches doch aus dieser Erzählung des Evangelisten nicht gezogen werden kann. Fromme Christen, gebet nicht zu, daß der ehrliche Name Christi verwandelt werde in den Namen Luthers; denn Luther ist für uns nicht gestorben. Predigt aber Luther Christum, so thut er's gerade wie ich; wiewol, Gott sei Dank! durch ihn eine größere Menge zu Gott geführt werden wird, da

Gott das Maaß größer oder kleiner macht, wie er will. Ich will keinen Namen tragen als meines Hauptmannes Jesu Christi, dessen Streiter ich bin. Es kann kein Mensch sein, der Luther höher achtet, als ich. Dennoch bezeuge ich vor Gott und allen Menschen, daß ich all meine Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich, noch verschafft, daß geschrieben werde. Ich habe es unterlassen, nicht daß ich Jemanden deßwegen gefürchtet, sondern weil ich damit allen Menschen habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sei, da wir so weit von einander entfernt, und doch so einmüthig sind, aber ohne alle Verabredung."

Noch ehe der den 15. Juni 1520 ausgesprochene Bann gegen Luther publizirt war, hatte Zwingli, dem die Ausfertigung des Bannbriefes zu Ohren kam, sich entschlossen, zu seinem Freunde, dem Sekretär des Legaten Ennius, Wilhelm de Falconibus, welcher in des Legaten Abwesenheit die Angelegenheiten des römischen Hofes besorgte, zu gehen, um ihm gegen die Veröffentlichung der Bannbulle Vorstellungen zu machen. Beachtungswerth ist hierbei der Umstand, daß Zwingli schon jetzt eine Ahnung seines elf Jahre später erfolgten gewaltsamen Todes in einem Briefe an Mykonius ausspricht, dem er es mittheilt, daß er nächster Tage für Luther sich verwenden werde. „Was mich betrifft, so erwarte ich, als ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer, von Allen, Geistlichen sowol als Laien, alles Böse, und erbitte von Christo die einzige Gnade, daß ich mit männlichem Muthe Alles trage, und daß er mich, sein Gefäß, nach seinem Gutdünken zerbreche oder erhalte. Ich will, wenn auch mich der Bannfluch trifft, an den heiligen Hilarius, der aus Gallien nach Afrika verwiesen wurde, und an den Pabst Lucius gedenken, welcher vertrieben, aber mit großer Ehre wieder eingesetzt wurde. Zwar achte ich mich ihnen nicht gleich; aber das ganz unverdiente Schicksal dieser trefflichen Männer wird mich trösten. Ja ich würde mich freuen, um des Namens Christi willen Schmach zu leiden. Doch wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle!"

Als diese edelmüthige Verwendung Zwingli's für Luther'n umsonst war, so versuchte er ein anderes Mittel, um des Pabstes Bannstrahl gegen Luther zu verhüten. Er ließ ohne den Namem des Verfassers, des Druckortes und des Druckers eine kleine Schrift von einem einzigen Bogen drucken, welche, als die erste gedruckte Schrift Zwingli's, schon deswegen, mehr aber wegen ihres Inhaltes der Meldung verdient, weil sie die hohe Weisheit des Verfassers und seine Liebe zum Frieden, sowie seine Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe beweist. Dieses schöne Zeugniß des Glaubens schließt mit den Worten: „Ich wünsche, daß die evangelische Wahrheit siege, und

Alles zur Ehre Christi diene." Das Geheimniß, wer der Verfasser sei, blieb indessen so gut verwahrt, daß weder damals, noch seither, Zwingli genannt, und, wie es scheint, die Schrift ganz vergessen wurde. Leider gelang es Zwingli nicht, mit dieser Schrift den Pabst eines Bessern zu belehren. Doch die edle That, die Zwingli dadurch Luther'n, der nicht das Geringste darüber wußte, erwies, wird erzählt von Geschlecht zu Geschlecht. Möge dieser Geist Zwingli's nie von der durch ihn gestifteten Kirche weichen!

---

11. Mörderische Anschläge.

Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnet, der wird ruhen unter dem Schatten des Allmächtigen.

Schon im Jahre 1520 kamen biedere, günstige Bürger eines Tages in Zwingli's Wohnung, und fragten, ob sie gute Riegel an den Hausthüren hätten. Als es bejaht wurde, sprachen sie: so seid diese Nacht wachsam. Es gibt Leute, welche auch wachen werden; nur könnten sie zu spät kommen. Machet also, daß ihr euch eine kleine Weile halten könnet. „Solcher Abende," erzählt Georg Stäheli, „hatten wir manchen; aber wir hatten auch gute Gönner, welche oft des Nachts um das Haus herum Wache hielten. Oft erwarteten wir gewiß, in der Nacht angegriffen zu werden. Wir waren aber gut gerüstet. Auf einen Tag kam ein Brief aus weiter Ferne von einem Ort und von einer Person, daß wir uns nicht genug verwundern konnten, und es für eine sichtbare Fügung Gottes hielten. Zufäliger Weise ging ich des folgenden Tages über die obere Brücke in die Wasserkirche. Hier kam ein Kaplan zu mir und sprach: Laß uns um den Graben spazieren. Als wir dahin kamen, fing er an sehr ernstlich mich zu bitten, daß ich meine Habseligkeiten wegschicken und Zwingli's Haus verlassen solle. Wenn ich diese Warnung verachte, so werde ich es bereuen, denn es werde etwas Großes vorgehen. Dann las er mir aus einem Briefe vor: Zwingli sollte sich wohl in Acht nehmen, von wem er Fleisch und Brod kaufe. Ich merkte, daß der Kaplan von dem Anschlag, gegen welchen uns jenes Schreiben warnte, gehört, und daß man dieser Sache halber nach Konstanz geschrieben hatte. Ich ließ mich aber nicht näher darauf ein." Deutlicher wird die Sache aus einem anonymen Schreiben, welches, wie es sich in der Folge zeigte, von Michael Hummelberg herkam, und durch sein Datum zeigt, daß der Vorfall in das Jahr 1522 gehört. Es ist augenscheinlich dasselbe Schreiben, von dem Stäheli redet, und es mußte diesem als ein von der Vorsehung veranstaltetes Mittel zur Rettung

Zwingli's erscheinen, weil der Schreiber, wie er selbst sagt, bisher durch jugendliche Blödigkeit abgehalten, demselben seine Verehrung zu bezeugen und ihn um seine Freundschaft zu bitten, es gerade jetzt zum ersten Mal that, weil ihn sein Herz drängte, den Reformator zu warnen. „Wenn du je für dein Leben Sorge trugst, so mußt du es jetzt ganz besonders thun, weil du mit Nachstellungen und geheimen Fallstricken umgeben bist. Tödtliches Gift liegt bereit dich aus dem Wege zu räumen. Da die gottlosen Buben dich nicht öffentlich angreifen dürfen, so wollen sie dich wie den Cäser Claudius, durch einen giftigen Pilz von der Erde wegschaffen, und werden dir denselben, womöglich heimlich, unter dein Essen vermischen. Nimm dich also in Acht. Wenn dich der Hunger ankommt, so iß zu Hause von dem Brod, das deine eigne Köchin gebacken hat. Denn außerhalb deines Hauses darfst du nirgends mit Sicherheit essen. Es wohnen mit dir in Zürich's Mauern Leute, welche alles Mögliche herbeischaffen werden, um dich zu verderben. Hüte dich, mein theuerster, von Gott geliebter Huldreich, hüte dich so viel du kannst, und noch ein Mal, hüte dich vor diesen giftmischenden Hämmlingen, und glaube, alle fremden, nicht in deinem Hause zubereiteten Speisen seien vergiftet; denn nirgends bist du sicher; aller Orten drohet dir Gefahr. Woher ich aber diese Nachstellungen weiß, und welches Orakel mir dieselben entdeckt hat, das hast du nicht nöthig zu erfahren; es redet wahrer als das zu Delphi; aber der Priester darf es bei schwerer Strafe weder deutlich heraus sagen noch schreiben. Dein heller Verstand wird dich von selbst auf die Vermuthung führen, woher das kommt, was ich nach dem Wohlwollen und der Bruderliebe, die ich zu dir hege, dir nicht habe verhehlen wollen. Sehr eilig aus Schwaben.—Wer ich bin, ich bin dein. Du wirst mich in der Folge kennen lernen." Auch aus Konstanz lief ein ähnliches Schreiben ein. Zwingli wandte sich an den Rath von Zürich, der bei der dortigen Obrigkeit sogleich Anfrage that. Die Verschwörer blieben jedoch unentdeckt. Mykonius erzählt: „Es ging keine Stunde vorbei, daß nicht Laien und Priester geheime Anschläge von der schlimmsten Art gegen diesen Vertheidiger der Tugend und der Wahrheit schmiedeten." Weiter erzählt er: „Als Priester und Mönche gestürzt, und der Beschluß des gesetzgebenden Großen Rathes gegen die Pensionäre durchgegangen war, nahm man zur Hinterlist Zuflucht, um diesen verhaßten Mann womöglich aus dem Wege zu räumen. Die der Welt verborgen gebliebenen, mir aber unvergeßlichen Nachstellungen übergehe ich; nur die ganz bekannten will ich anführen. Einst kam Jemand nach Mitternacht in Zwingli's Wohnung, um ihn zu einem Sterbenden zu rufen. Der Vikar gab die Antwort, man

könne ihn, weil er von der Tagesarbeit ermüdet sei, jetzt nicht aufwecken; er wolle an Zwingli's Stelle mitgehen. Der Bote wollte dieses durchaus nicht annehmen, und erweckte durch sein hartnäckiges Weigern den Verdacht eines geheimen Anschlages. Unter dem Vorwand, daß er Zwingli Nachricht geben wolle, schloß der Helfer die Thüre zu und ließ den Mann stehen. Am folgenden Morgen vernahm man, daß man Zwingli hatte knebeln, in ein Schiff werfen und heimlich wegführen wollen. Einige Wochen später wurde in derselben Absicht ein Pferd in Bereitschaft gehalten. Später sahen wir einen Meuchelmörder — man sagte, er sei ein Zuger gewesen — ohne Mantel, mit einem sehr langen Schwerte umgürtet, vor aller Welt Augen in der Stadt umhergehen, um Zwingli, wenn er ihm von ungefähr begegnen sollte, auf öffentlicher Straße nieder zu stoßen. Er wurde verrathen, dann festgenommen, entkam aber aus dem Verhaft. Zwei Züricher, deren Namen ich verschweige, griffen einst in der Nacht Zwingli's Haus mit Steinen an, warfen die Fenster ein, und machten mit Fluchen und Werfen einen so grausamen, schändlichen und unmenschlichen Lärm, daß kein Nachbar es wagte, auch nur ein wenig das Fenster zu öffnen. Sie hörten auch nicht eher auf, als bis es ihnen an Steinen, an der Stimme und an Kräften gebrach. Man meldete das Verbrechen dem Bürgermeister. Am Morgen wurden die Thore verschlossen; man suchte die Ruhestörer mit bewaffneten Männern vergeblich in allen Winkeln der Stadt, bis endlich einige Weiber, welche um die Sache wußten, gezwungen durch ihre Schwatzhaftigkeit, den Einen verriethen; der Andere hatte sich schon geflüchtet. Man zog Jenen aus dem Weinfaß eines gewissen Priesters und führte ihn unter lauten Vorwürfen in den Kerker. Nach langen Berathschlagungen wurde er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, aber, nachdem er einige Wochen gesessen hatte, auf Fürbitte der Berner wieder entlassen. Manchmal speiste Zwingli des Abends außerhalb des Hauses bei bewährten Freunden oder in einem Gasthofe. Auf dem Heimwege wurde er beinahe immer, ohne daß er es wußte, von rechtschaffenen Bürgern begleitet, damit ihm kein Unfall begegnete. Auch der Rath ließ in diesen gefährlichen Zeiten die Nacht über sein Haus bewachen." Eines andern Mordanschlages auf Zwingli gedenkt Jodocus Kilchmeier von Luzern in einem Briefe an Zwingli von eben diesem Jahre 1522: ‚Man erzählt hier, es haben verwichener Tage zwei Mönche unter dem Vorwande, dich über eine Religionssache zu befragen, sehr ungestüm verlangt, daß du nach Luzern kommen solltest. Nach deiner Bereitwilligkeit Jedermann zu dienen, habest du es versprochen, aber dein Helfer habe dich erinnert, du müssest nicht sogleich, besonders in der Nacht, auf das unge-

stüme Verlangen eines Jeden deine Wohnung verlassen; er wolle erst ein wenig spioniren, damit du in dieser gefahrvollen Zeit nicht etwa in eine deinem Leben drohende Schlinge fallest. Du habest diesem Rathe gefolgt und seiest zu Hause geblieben. Sobald der Helfer hinausgekommen, habe man ihn, in der Meinung, er sei Zwingli, sogleich feindlich angepackt und unter Bedrohung des Todes fortgeschleppt. Allein, da ihn seine Stimme verrathen und die Leute ihren Irrthum bemerkt, haben sie ihn verlassen und seien sehr eilig entflohen, um nicht etwa festgehalten zu werden, und dann selbst in die für dich zugerichtete Grube gestürzt zu werden!"

Seit den zwei Zürchergesprächen sahen die Freunde der Reformation mehr als je zuvor auf Zürich: so segensreich erwiesen sich allenthalben die Früchte der zwei Disputationen. Um so mehr arbeiteten aber auch die Feinde der Reformation von jetzt ab und warteten nur noch die geheimen Verbindungen ab, die unter den Eidgenossen sich anspannen. Zwingli sollte auf irgend eine Weise aus dem Wege geräumt werden: eher beruhigten sich die Feinde nicht. Zu diesem Zwecke sollte eine neue Disputation dienen, aber freilich an keinem der Reformation freundlich gesinnten Orte, sondern nur an einem noch erzkatholischen, um den Zweck nicht zu verfehlen. Der Generalvikar des Bischofes von Konstanz, Johann Faber, und der allenthalben berüchtigte Dr. Eck, ein tüchtiger Streiter für den Pabst, Erzherzog Ferdinand von Oestreich und die hohe Geistlichkeit bearbeiteten das Volk derart, daß es nicht mehr zu stillen war, es werde denn möglichst bald wieder öffentlich über die bisherigen Lehren der Kirche disputirt. Zwingli und der Rath von Zürich, denen der mit der Disputation zusammenhängende Mordplan unbekannt war, waren Anfangs für den Plan sehr eingenommen. Dem Dr. Eck sandte der Rath sogar einen Geleits'rief und lud ihn freundlich ein, Zürich als Ort der Disputation zu wählen. Da in der reformirt gesinnten Zürcherstadt Faber's und Eck's Mordplan nicht gelungen sein würde, so lehnte Eck die Einladung nach Zürich ab, indem er sich auf den Bescheid der Tagsatzung berief, indem er schon im voraus gewiß (!) war, daß dieselbe das erzrömisch gesinnte Städtchen Baden im Argau bestimmen würde. Die Tagsatzung, welche mehr als gut genug wußte, daß die fünf dem Pabste treu ergebenen Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern in Baden die Oberhand hatten, setzte dann wirklich zum Erstaunen der ganzen Schweiz auf den 16. Mai 1526 nach Baden eine Versammlung fest, wo längst zuvor Zwingli's Lehre mit Feuer und Schwert verfolgt worden war! „In Luzern beschimpfte und verbrannte man schon vor eröffnetem Gespräch Zwingli's Bild, in Freiburg verbrannte man seine

Schriften, im ganzen Freien Amte, das an der Oberherrschaft über Baden Antheil hatte, erklärte man, wo immer auf ihrem Gebiete (also auch in Baden) Zwingli sich würde sehen lassen, würde seine Verhaftung vorgenommen. Einer aus ihren Obersten, Ueberlinger, wollte gern sein Lebtag ein Henker genannt sein, wenn er nur, was er sehnlichst wünsche, daß es geschehe, Zwingli aufhängen könnte!" Solches Alles kam Zwingli und dem Rathe noch rechtzeitig zu Ohren. Von allen Seiten liefen treu gemeinte Warnungen an ihn ein. Dr. Eck, der seit Jahren die Ausrottung der Ketzer durch Feuer und Schwert zum Gegenstande öffentlicher und privater Reden gewählt hatte, sandte zwar an Zwingli einen Geleitsbrief, der aber so schlau abgefaßt war, daß man nachher, wenn Zwingli nach Baden gekommen wäre, ihn polizeilich abgefaßt haben würde. Eine Klausel besagten Briefes bestimmte, es solle das Geleit ihm nur dann gehalten werden, wenn er sich des Schutzes würdig benehme. Das Bekenntniß der evangelischen Wahrheit würde aber vorgeblich unwürdiges Betragen gewesen sein und— Zwingli wäre dem Tode nicht zu entreißen gewesen. Schon verkündeten blutige Opfer, was auf Zwingli in Baden warten sollte. Ein Konsistorium mit Faber an der Spitze ließ acht Tage vor der Disputation einen evangelischen Prediger, Johannes Hügle, Pfarrer zu Lindau, als Ketzer hinrichten. Auf dem Wege zur Richtstätte sang er: „Herr Gott, dich loben wir! Schöpfer aller Welt, dir danken wir. Dich, Gott Vater, in Ewigkeit, ehret der Weltkreis weit und breit, Engel und Himmelsheere und was da dient deiner Ehre, Auch Cherubim und Seraphim, singen immer mit hoher Stimm': Heilig ist unser Gott, heilig der Herr Zebaoth!"

Peter Sprugler, Pfarrer von Freiburg, wurde auf Befehl des Bischofs von Konstanz ertränkt. Von allen Seiten murmelte man, Zwingli werde in Baden entführt, geknebelt und irgend wohin geschleppt werden. Auf solche Gerüchte hin stand Zwingli im Rathe von Zürich auf und sprach: „Ihr wisset, wie man in Baden die braven Männer von Stammheim behandelt hat und wie das Blut der Wirthe auf dem Schaffot geflossen ist — an den Ort ihrer Hinrichtung beruft man uns. Man wähle Zürich, Bern, St. Gallen oder auch Basel, Konstanz, Schaffhausen! Man disputire nur über wichtige Fragen, erkenne nur das Wort Gottes und über ihm keinen höhern Richter an, und dann will ich ganz geneigt sein, zu erscheinen." Der Rath beschloß, daß Zwingli nicht nach Baden gehen dürfe, und damit war der fein und listig angezettelte Mordplan auf Zwingli vereitelt. Des Gespräches Eröffnung verzog sich zwar bis zum 21. Mai, wo dann, da es grade Pfingsttag war, dieselbe mit großem Pomp eröffnet wurde. Eilboten

standen während des Gespräches mit Zwingli in stetem Verkehr, sodaß die Vertreter der Lehr- und Glaubensverbesserung gute Rechenschaft ihres Glaubens geben und die Irrthümer der Feinde kräftig widerlegen konnten. Zwingli's Lehre siegte! Schaffhausen, Basel, Bern, St. Gallen und Appenzell näherten sich der neuen Lehre. Thomas Murner, Mönch zu Luzern, hatte also umsonst sich vorbereitet, Zwingli, den Ketzer, in Baden drunten feierlich als besiegten Meineidigen, Lügner, Ehebrecher, Ungläubigen, Dieb, Kirchenschänder, Galgenvieh u. drgl. zu tituliren, und auch hierin bemühte er sich vergeblich, daß er schon im voraus Zwingli abbilden ließ, wie er am Galgen hing!! Wie leicht voraus zu sehen war, so zeigte auch der ganze Verlauf des Gespräches, daß es nur darauf abgesehen war, der katholischen Parthei einen Triumph zu bereiten, der freilich ausblieb. Das sahen die Päbstlichen auch ein, denn durch mündliches und schriftliches Schmähen machten sie ihrer Wuth über den zwar sicher erwarteten, dennoch verloren gegangenen Triumph Luft und schlossen, da Zwingli vorläufig nicht zu erhaschen war, Zürich, Basel und St. Gallen von dem eidgenössischen Bündnisse aus.

---

12. Berühmtes Marburger Gespräch.

Zu leicht verschieben Vorurtheil und Leidenschaft den Gesichtspunkt über einen vorhandenen Zweck, und wenn dieser besser scheint, als er ist, beruhigen sie über die Wahl der Mittel!

Auf dem Reichstage zu Speier gelangten am 19. April 1529 die Fundamentallehren des Protestantismus zu ihrem ewig gültigen Rechte. Daß dieser Sieg des Wortes Gottes, das am Reichstage allein auf dem Plane war, die Päbstler entrüsten und veranlassen mußte, an ein Gegengift zu denken, das die Pestilenz des Protestantismus wieder zu stürzen mächtig wäre, ist leicht einzusehen. Eine Allianz unter sämmtlichen Evangelischen schien geboten und wäre zu Stande gekommen, hätte Luther sie nicht zu hintertreiben gesucht, indem er den Kurfürsten von Sachsen wankend zu erhalten bestrebt war, damit in keinerlei Weise mit den Schweizern angebunden würde. Philipp von Hessen ärgerte sich über diesen Eigensinn Luther's; er sagte: „Man will wegen der Zwinglianer nichts von Bündnissen hören; so laßt uns denn die Verschiedenheit zwischen Beiden wegschaffen.“ Eine solche Vereinigung schien zum Gedeihen des soweit gegründeten Protestantismus unerläßlich. „Es ist vonnöthen,“ schrieb Landgraf Philipp von Hessen 1529 an den Kurfürsten Johann von Sachsen, „daß wir uns nicht so liederlich von einander trennen lassen, obschon unsere Gelarten umb leichter oder sonst disputirlicher Sachen willen, daran doch unser Glaub und Seeligkeit nicht gelegen, zweihellig seind.“ In diesen schönen Worten hatte der edle Landgraf schon im voraus den Weg angedeutet, den er in der reformatorischen Umgestaltung seines Landes einzunehmen gesonnen war. Ihm war es zu danken, daß auf dem Reichstage zu Speier alle die Städte, welche Freunde und Verehrer Zwingli's waren, durch die lutherisch gesinnten Stände, welche laut erklärt hatten, man dürfe sich nicht mit Leuten verbinden, die wider Gott und die Sakramente streben, nicht der katholischen Majorität geopfert werden konnten. Weil zu

der Zeit die Politik von der Theologie noch beherrscht wurde, so blieb dem Landgrafen von Hessen nur der eine Weg offen, durch gegenseitiges Zusammenführen der lutherischen und reformirten Gegensätze eine Ausgleichung anzubahnen,—ein freilich schweres Werk! In einer Schrift stellte Luther noch 1519 die Lehre auf: „Ich gehe zum heil. Abendmahl und erhalte darin von Gott ein Zeichen, daß Christi Gerechtigkeit und Leiden mich rechtfertigen. Das ist der Genuß des Sakramentes." Da er jedoch später einsah, daß er in dieser in Süddeutschland mehrere Male neu erschienenen Schrift gegen sich selbst lehre, der reformirten Abendmahlslehre dagegen den größten Vorschub leiste, so nahm er sie 1527 als falsche Lehre wieder zurück! Wären die obwaltenden Zeitverhältnisse nicht dagegen gewesen, so hätte der Landgraf schon 1528 eine Zusammenkunft berufen. Er verschob sie auf 1529. Schon war Melanchthon von ihm gewonnen, der in seiner Aeußerung darüber soweit ging, den Differenzen zwischen beiden Kirchen keine besondere Bedeutung beizulegen. Das ermunterte den Landgrafen, daß er sich nun auch an Zwingli wandte und ihn bat, der Einladung zu einem gegenseitigen Gespräche mit den „Lutherischen" gütigst zu willfahren. Zwingli, dem Nichts so sehr am Herzen lag wie der öffentliche Frieden der Kirche, dankte dem Landgrafen für seine Bemühung um das Wohl der Kirche und versprach zu kommen. Luther erließ leider inzwischen eine Schmähschrift, in der er Zwingli und seine Verehrer als Schwarmgeister und Sakramentirer behandelte, offenbar um das Zusammenkommen zu vereiteln. Unliebsam berührt, daß die Schweizer der Sache des Landgrafen von Hessen gewogen waren und von christlicher Eintracht und Liebe redeten, erklärte er: „Weil sie der Welt spotten, so will ich ihnen eine lutherische Warnung geben. Fluch dieser Liebe, Fluch dieser Eintracht! Nieder, nieder mit ihr in den Höllenschlund!" Dabei bearbeitete er seinen sächsischen Kurfürsten derart, daß dieser alle schon getroffenen Verabredungen zum Abschlusse eines Bündnisses mit den zwinglischgesinnten deutschen Städten rückgängig machte, worauf nun auch Melanchthon zurücktrat, der dann am 4. Mai in einem Briefe an den Kurprinzen Johann Friedrich von Sachsen sich nicht schämte, denselben aufzufordern, bei seinem Vater dahin zu wirken, daß den Wittenbergern der Besuch einer solchen Zusammenkunft verboten werde, damit sie Dieses als Entschuldigung vorbringen könnten! Der Kurfürst von Sachsen weigerte sich jedoch zu solchen Schleichwegen seine Hand zu leihen, sodaß Luther und Melanchthon schließlich ihre Reise nach Marburg nicht umgehen konnten, sondern dieselbe mit der Erklärung an den Kurfürsten antraten: „Wenn die Schweizer nicht nachgeben, so ist alle eure Mühe ganz vergebens." Wie

sehr Luther es scheute, mit Zwingli zusammen zu kommen, geht theils aus seinem Briefe an einen Freund hervor, dem er mittheilte, nur durch die Ruchlosigkeit Philipp's gezwungen, gehe er nach Marburg, theils aus seinem Schreiben an Brenz, durch das er ihn und andere Theologen vom Gespräche fern zu halten suchte, indem ihre „Abwesenheit uns nützlich sein wird," theils auch daraus, daß er noch, nachdem er dem Landgrafen schon zugesagt hatte, durch wenig ehrenhafte Mittel das Zustandekommen des Gespräches zu hintertreiben suchte. Melanchthon sogar verlangte die Katholiken als Schiedsrichter bei dem Gespräche zu haben, „denn ohne unpartheiische Richter (! !) könnten die Zwinglianer leicht sich des Sieges rühmen."

Ganz anders handelte der treuherzige Zwingli. Eine Besprechung vor aller Welt über die Lehre des heil. Abendmahles scheute er nicht! Dieselbe zu hintertreiben, fiel ihm nicht ein! Er wollte und durfte Luther'n sehen. Auch zeigte der Verlauf des Gespräches, daß er mit Beweisgründen der heiligen Schrift trefflich bewaffnet, in der Dogmatik tief gegründet und in den Schriften der alten Kirchenlehrer mit größter Genauigkeit bewandert war. Keine Antwort blieb er schuldig! Winkelzüge verschmähte er! Er stand eben ganz und vollkommen auf unentwegbarem Grunde göttlichen Wortes! Beim Kleinen und Großen Rathe von Zürich bot er Alles auf, um die Erlaubniß zur Reise nach Marburg zu erlangen. „Ich bin überzeugt," sagte er dem Rathe, „wenn wir Doktoren uns treffen, so wird das Licht der Wahrheit unsere Augen erleuchten." Der Rath erlaubte die Reise nicht, denn er wollte seinen geliebten Prediger nicht in so weite Ferne reisen lassen. Zwingli, der zum Besten des öffentlichen Kirchenfriedens sich von dieser Zusammenkunft Großes versprach, konnte und wollte nicht zu Hause bleiben. Auf das geistige Wohl der gesammten Christenheit blickend, richtete er unter heißen Thränen sein Auge nach Oben, und, indem er seufzte: „Gott, der du mich noch nie verlassen hast, dein Wille geschehe zu deiner eignen Ehre," rüstete er sich zur Abreise. Seiner Feinde halber, die noch immer seinen Tod suchten, mußte er sein Weggehen heimlich halten. Nicht einmal seiner Frau sagte er, wohin er gehe. Nur Rudolph Collin, Professor der griechischen Sprache, begleitete ihn. In der Mittwoch-Nacht vom 31. August auf den 1. September bestiegen sie ihre Pferde und eilten Basel zu. Als die Feinde seine Abreise vernahmen, jubelten sie. Die Einen sagten, der Teufel sei bei ihm gewesen und habe ihn weggeholt. Andere sagten, er habe sich in Begleitung von etlichen Schurken aus dem Staube gemacht. So meinten die Einen Dieses, Andere Anderes. An den Kleinen und Großen Rath hatte er ein Schreiben zurückgelassen: „Wenn ich ohne vor-

angegangene Anzeige abreise, so geschieht dieses nicht aus Geringschätzung gegen euer Ansehen, hochweise Herren, sondern weil ich eure Liebe zu mir kenne und zuvorsehe, daß eure Besorgniß meine Abreise verhindern würde." Am Dienstag den 6. September bestieg Zwingli, der wolbehalten in Basel angekommen war, mit Oekolampadius und andern Freunden der Reformation ein Fahrzeug, das den Rhein hinabfuhr, und erreichte in 13 Stunden Straßburg, wo sie beim Domprediger Matthias Zell abstiegen, dessen Frau, Katharina, ihnen sofort persönlich kochte, auftrug und, wie Füßli erzählt, dann zu den zwei Reformatoren sich setzte, um das Wort des Heiles von ihnen zu hören. Zwingli fand sie so erleuchtet, daß er sie höher stellte, als viele Doktoren. Von hier aus setzten Zwingli und Oekolampadius ihren Weg im Stillen weiter, und, begleitet von 40 hessischen Reitern, langten sie Mittwoch den 29. September in Marburg an. Am nächsten Tage rückte Luther ein. Um die Reformatoren einander näher zu bringen, hatte der Landgraf bestimmt, daß Luther und Oekolampadius, Zwingli und Melanchthon sich vor dem Beginne des öffentlichen Gespräches über die streitigen Punkte privatim besprechen sollten. Nachdem am 1. Oktober der Frühgottesdienst gehalten war, traten denn auch wirklich diese vier Männer in zwei verschiedenen Zimmern zusammen. Als jedes Paar sich drei Stunden unterredet hatte, wurden sie zur Tafel gerufen. Nach dem Mittagsessen setzten Zwingli und Melanchthon ihr Gespräch weiter fort. Oekolampadius und Luther dagegen nicht mehr. „Ich bin wieder in Eck's Hände gefallen," flüsterte Oekolampadius dem Zwingli in's Ohr, als sie zum Essen gingen, ihm damit anzudeuten, wie Luther ihn im Gespräche behandelt habe, und daß Luthers Auftreten von vorneherein alle Hoffnung anf Vereinigung vereiteln werde, wie es der weitere Erfolg dann leider auch bestätiget hat.

Zwingli verlangte, daß das Gespräch öffentlich für Jedermann gehalten werde. Luther widersetzte sich dem und gestattete nicht einmal, daß mehrere Gelehrte, die aus Frankfurt, Straßburg, Basel und anderen Schweizerstädten, sowie von den Rheingegenden gekommen waren, zugelassen würden. Wie Zwingli erzählt, waren dann blos 24 Zuhörer anwesend. Samstag den 2. Oktober wurde das Gespräch in dem großen Rittersaale des Schlosses zu Marburg, Morgens 6 Uhr, eröffnet, geleitet von dem hessischen Kanzler Feige, der im Namen des Landgrafen Alle nochmals daran erinnerte, „alle billigen Mittel und Wege zu suchen, durch welche der beschwerliche und hochnachtheilige Zwiespalt eilends aufgehoben und sie wiederum zu beständiger Einigkeit gebracht würden." Diesem edlen Ver-

langen zu willfahren, war Luther leider nicht gewillt. Nicht vergessen zu können, daß er mit der schnöden Absicht gekommen sei, „schlecht nicht zu weichen," so schrieb er als Antwort auf des Landgrafen ausgesprochene Erinnerung mit Kreide auf den Tisch, an dem Zwingli, Melanchthon, Oekolampadius und er selbst saßen, mit großen Buchstaben die Worte: „das ist mein Leib.' Alles staunte über diese Handlung Luthers. Noch ein Mal ergriff der hessische Kanzler das Wort und bat, des Landgrafen Wunsch nicht zu übersehen, was ihm aber Luther sofort mit den schneidenden Worten zurückgab: „Ich erkläre feierlich, daß ich von meinen Gegnern in der Lehre vom Abendmahle abweiche und ferner abweichen werde!" Diese Vorhersage hielt er zum Schrecken der Versammlung treulich. Ehe Luther sich auf das Abendmahl einließ, versuchte er das Gespräch auf ein weites Feld zu spielen, indem er vorgab, die ganze christliche Lehre sei zuerst durchzusprechen, bevor die Reihe an das Abendmahl kommen könne. Von Zwingli aber sofort in die gehörigen Schranken gewiesen, begann er das Gespräch über das Abendmahl damit, daß er erklärte, man müsse bei dem Buchstaben der Einsetzungsworte stehen bleiben. Oekolampadius erwiederte, man könne unmöglich alle Aussprüche Christi buchstäblich verstehen. So z. B. „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner." „Ich bin die Thüre der Schafe." „Johannes ist Elias." „Die sieben fetten und die sieben mageren Kühe sind je sieben Jahre." „Christus ist der Fels." „Das ist mein Leib." Luther räumte ein, daß manche Aussprüche heiliger Schrift geistlich zu deuten seien, nicht aber die Stelle vom heil. Abendmahle. Oekolampadius erinnerte an Joh. 6, 63: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch ist gar nichts nütze." Was Christus hier verwerfe, könne er unmöglich im Abendmahle gut heißen. Luther weigerte sich, näher auf Joh. 6, 63 sich einzulassen, schaute wieder auf seine Kreideschrift und deckte seine Verlegenheiten damit, daß er geltend zu machen suchte, wenn Gott etwas rede, so müsse man es einfach glauben und nicht daran deuteln. Oekolampadius wollte wissen, da wir im Abendmahle einen geistigen Genuß hätten, was denn der mündliche noch Besonderes gewähren könne. Anstatt zu antworten, half sich Luther mit Winkelzügen, die seine Befangenheit nicht zu verbergen vermochten. „Wenn Gott mich hieße Mist essen, so thäte ich es, es würde mir gewiß heilsam sein! Man muß es glauben und thun. Man muß es thun." So sprach Luther! Von jetzt an führte Zwingli das Gespräch mit ihm weiter, hob hervor, man müsse die Schrift mit der Schrift erklären und darum die Einsetzungsworte nach Joh. 6, 63 erläutern. Dem Zwingli fühlbar nicht gewachsen, klam-

merte er sich wieder an seine Kreideschrift an, indem er mit dem Finger auf sie zeigte und einfach sprach: „Das ist mein Leib.“ Zwingli ermahnte ihn doch aufzuhören, immer Dasselbe zu wiederholen. Da der Landgraf aus dem bisherigen Verlauf merkte, daß der Versöhnungsplan scheitern werde, gab er noch zu erkennen, daß Zwingli's Erklärung seinen Beifall habe. Hierauf gingen sie zur Mittagstafel.

Des Nachmittags las Zwingli Luther's und Melanchthon's publizirte geistlich gedeutete Erklärung von Joh. 6, 63 vor und zeigte, daß Beide mit ihm einen geistlichen Genuß lehrten! Sofort nahmen Luther und Melanchthon ihre eigene durch diese Schrift veröffentlichte Erklärung jener Stelle als falsch zurück,—ein freilich sehr einfacher Act, der für sich selbst redete, opponirten jeder Art von geistlicher Deutung und blieben bei der Behauptung stehen: „Sobald die Einsetzungsworte gesprochen sind, so ist der Leib da, so schlecht auch der Priester sein mag, der diese Worte redet.“ Es war Abend. Die Sitzung wurde aufgehoben—resultatlos.

Am nächsten Tage, Sonntags den 3. Oktober früh, nahm man das Gespräch wieder an demselben Punkte auf, wo man es Tags zuvor abgebrochen hatte. Luther sollte dem Zwingli beweisen, daß ein Körper zugleich an verschiedenen Orten sei, denn er hatte behauptet, ein Körper könne zugleich an mehreren Orten sein. Luther, nicht im Stande beweisen zu können, was er behauptet hatte, wiederholte immer: „das ist mein Leib.“ Dessen wurde Zwingli müde. Er hatte soweit dem Luther nach den Regeln der Exegese, aus der Schrift selbst, aus der Naturphilosophie den geistlichen Genuß kräftig erwiesen. Jetzt brachte er ihm noch Beweise aus den Kirchenvätern. Er hielt ihm Fulgentius' Aussprüche über die Naturen Christi vor. Dann einen Ausspruch aus Augustinus. Luther antwortete hierauf, um sich durch seine Worte zu verwickeln: „der Leib Christi ist im Abendmahle nicht wie an einem Orte.' Es war Mittag. Oekolampadius faßte das Resultat des Morgengespräches in die Worte zusammen, daß, da nach der Ansicht Luthers der Leib Christi im Sakrament nicht sei als an einem Orte, er nicht wahrhafter Leib sei, Luther also seine Lehre vom Sakrament selbst umgestoßen habe.

Nach dem Essen setzte man das Gespräch weiter. Oekolampadius eröffnete das Gespräch mit der Bemerkung an Luther, er habe vor dem Essen zugegeben, daß der Leib Christi im Sakrament nicht örtlich vorhanden sei; in aller Freundschaft wollten sie denn jetzt untersuchen, in welcher Art die Gegenwart des Leibes Christi sei. Luther im Gefühl, daß er sich noch tiefer möchte verwickeln können, flüchtete sich wieder hinter Winkelzüge: „Man

wird mich keinen Schritt weiter bringen. Habt ihr Fulgentius und Augustinus für euch, so haben wir alle andern Väter für uns." Luther wurde aufgefordert, diese Väter beim Namen zu nennen. Da wußte er keine zu nennen. „Wir nennen sie nicht!" war seine Antwort. Seine furchtbare Betroffenheit suchte er jetzt schnell zu verdecken, indem er den Teppich vom Tische aufhob, auf seine Kreideschrift zeigte und ausrief: „Seht, so lautet die Stelle; ihr habt uns noch nicht davon vertrieben, wie ihr euch gebrüstet habt, und wir kümmern uns um keine andern Beweise." Mit diesen Worten gestand Luther die vollständige Niederlage ein, die er erlitten. Es war überflüssig, weiter zu verhandeln. Auch die Katholiken, die Melanchthon als unpartheiische Schiedsrichter aufrief, tadelten Luther hier! Die Besprechung war zu Ende. Der erschrockene Kanzler bat sie, vor dem Auseinandergehen sich doch zu verständigen. Luther erwiderte: „Ich kenne dafür nur Ein Mittel: unsere Gegner müssen glauben, was wir glauben." „Das können wir nicht," antworteten Zwingli und Oekolampadius. „So überlasse ich euch dem Gerichte Gottes und bitte ihn, euch zu erleuchten," sprach Luther. „Wir thun dasselbe", erwiderte Oekolampadius. Während diese Worte gewechselt wurden, stand Zwingli da, tief ergriffen, und vergoß Thränen vor Aller Augen.

Lambert, der Straßburger Professor, der vorher lutherisch gesinnt war, trat zu Zwingli über. Als Luther das sah, spottete er: „Wälscher Wankelmuth." Lambert, der schon unterwegs geäußert hatte, er wolle während der Verhandlung wie ein weißes Papier sein, auf welches der Finger Gottes die Wahrheit schreibe, antwortete auf Luthers Spott: „Wie, war denn Paulus wankelmüthig gewesen, als er dem Pharisäismus entsagte? Sind auch wir wankelmüthig gewesen, indem wir das Pabstthum verlassen haben?"

Auch der Landgraf von Hessen nahm die Lehre Zwingli's an. Dann wünschte er noch, die Partheien möchten sich vor dem Auseinandergehen noch als Brüder anerkennen. Daraufhin bot Zwingli mit Thränen in den Augen Luthern die Hand des Friedens. Zum Entsetzen Aller wies sie Luther zurück mit den schnöden Worten: „Ihr habt einen andern Geist." „Wir haben," schlossen die Schweizer, „das Bewußtsein, rein vor Gott gehandelt zu haben. Die Nachwelt wird es bezeugen." Ruhig und getrost konnten sie am 5. October nach Hause zurückkehren. Auch Luther kehrte heim. Mit welcher Stimmung er aber Marburg verließ, sagte er selbst, indem er schrieb, er habe sich im Staube wie ein Wurm gekrümmt, und der Satan habe ihn so gequält, daß er gefürchtet, Weib und Kind nie mehr zu sehen,

und ausgerufen habe, er, der Tröster so vieler geängstigter Seelen, sei jetzt selbst ohne allen Trost."

Zwingli's Marburgersieg hat die Welt schon längst bezeugt. Sie wird ihn immer mehr bezeugen, je mehr die Bollwerke aller Vorurtheile fallen, und die Welt befähigt wird, die Wahrheit anzunehmen und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

---

13. Erster Kappeler Krieg.

Wenn Widerstand die Partheihäupter erbittert oder Nachgeben sie ermuntert, so kommen die besten Eidgenossenschaften hierdurch an den Rand ihres Unterganges.

Schon umfaßte das Werk der Reformation die Kantone Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Schaffhausen, Glarus, Appenzell und die Freien Aemter. Da schlossen diese reformirt gewordenen Kantone zum größten Verdruße der vom Pabste und dem Bischofe stets aufgewiegelten Katholischen ein Bündniß. Um so mehr boten jetzt die Katholiken Alles auf, um in solchem Gebiete, das unter ihrem Schutze stand, das Evangelium zu unterdrücken. Durch Hirtenbriefe ließ ihnen der Bischof von Konstanz ja genugsam sagen, sie möchten gute Katholiken bleiben, tapfer sich wehren, sonst würde baldigst die ganze Schweiz reformirt. Die reformirt Gewordenen beförderten die Evangelisation ebenfalls um so rüstiger. So hatte z. B. Zürich in Gemeinschaft mit den fünf katholischen Ständen Zug, Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern die zeitweilige zwei Jahre dauernde Herrschaft im Thurgau und dem Rheinthale, und ernannte abwechselnd mit jenen Kantonen die Landvögte. Hatten dann diese Gebiete zur Zeit des Züricherregimentes nur Gutes zu genießen, so harrete ihrer um so Schlimmeres, so oft die zwei Jahre des Züricherregimentes abgelaufen und die Vogtei den Katholischen zugefallen war. Unter Joseph Am Berg von Schwyz und Jakob Strack von Zug, den katholischen Landvögten, wurden die reformirt Gesinnten hart mißhandelt. Man warf sie ins Gefängniß, belegte sie mit Geldbußen, streckte sie auf die Folter, dem Einen aus den Predigern schnitt man die Zunge durch, Anderen schlug man die Köpfe ab, wieder Andere verbrannte man. Auch die Bibel, wo immer sie gefunden wurde, warf man ins Feuer. In den alten Bundesverträgen, die noch vor der Reformation geschlossen wurden, war über Religion Nichts gesagt. Darum verlangten die Züricher, die Landvögte sollten nur des weltlichen Regiments sich annehmen, und sich um Alles, was den Glauben betraf, nicht kümmern. Die Katholischen

dagegen behaupteten, in den zwei Jahren, in denen das Regiment ihnen zustehe, könnten sie schalten und walten, wie es ihnen beliebe. Darüber gab es gefährliche Reibungen, die zum Kriege führen mußten. Der Bruderhaß ging so weit, daß die Waldstätte die Schlachten von Murten, Laupen, Morgarten, Sempach, Näfels u. s. w. ganz ignorirten und jetzt zur Schmach und zum Entsetzen des Vaterlandes mit den in jenen Schlachten von ihren Vätern besiegten und aus dem Lande gejagten Oestreichern gegen die Reformirten ein so unnatürliches Bündniß schlossen, daß selbst die Kaiserlichen über dieses Begehren der Waldstätte ins Staunen geriethen, indem in diesem gesuchten Bündnisse der niedrigste Vaterlandsverrath ausgesprochen lag. Allgemeine Trauer legte sich über das Land. Die Reformirten versammelten sich in Zürich. Man sandte Abgeordnete an die Waldstätte. Man bot Versöhnung an. Aber überall schlimm empfangen, besonders in Unterwalden, kehrten sie nach Zürich zurück. Im Vertrage mit Oestreich hieß eine Klausel: „Wer irgend aus dem Volke neue Secten stiftet, soll mit dem Tode bestraft werden. Thut es Noth, so leistet bei der Exekution Oestreich die nöthige Hülfe." Siegestrunken über diesen Vertragspunkt brachen die Waldstätte muthwillig den Landesfrieden.

Am 22. Mai 1529 ging der Zürcherpfarrer Jakob Kaiser nach Oberkirchen, wo er predigen sollte. In einem Gehölze wurde er von sechs Katholiken überfallen, nach Schwyz geschleppt und am 26. Mai zum Feuertode geführt. Umsonst verwendeten sich für ihn Zürich und Glarus. Er starb als Märtyrer freudig seinen Herrn bekennend auf dem Scheiterhaufen. Das war das Signal zu einem geplanten Kriege. Er ließ nicht mehr lange auf sich warten. Durch die ganze Eidgenossenschaft zog sich ein Schrei der Entrüstung. Zwingli sah voraus, daß der Friede nicht lange mehr erhalten werden könne. Er sah es als gebotene Pflicht an, dem ungewissen Zustande ein Ende zu machen, unter dem so viele Unschuldige zu leiden hatten. Darum sprach er es in Zürich aus und schrieb es seinen Freunden in Bern: „Der Friede, dem auch jetzt noch Viele das Wort reden, ist Krieg; der Krieg, den ich wünsche, ist Friede. Es ist keine Sicherheit mehr für die Wahrheit und ihre Bekenner möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrschaft niedergestürzt werden. Man muß allerdings Gott allein vertrauen, aber man muß auch seine gerechte Sache, die man vor Gott hat, vertheidigen können, und wie Gideon und Josua sein Blut für Gott und das Vaterland vergießen." Auf Zwingli's Schultern lag die Last und das Wohl der Kirche, wie des Vaterlandes. Sein letztes Ziel war freie Predigt des Evangeliums durch die ganze Schweiz. Wenige Tage nach dem Märtyrer-

tode des Pfarrers Kaiser kamen aus den Freien Aemtern Schaaren von Geflüchteten nach Zürich. Unterwalden, von Oestreich unterstützt, hatte jenen Aemtern Krieg angekündigt und Ababern von Unterwalden mit einem Heere dahin abgesandt. Da beschlossen die Züricher, Kanton Schwyz den Krieg zu erklären. In der Kriegserklärung hieß es, der Kampf werde begonnen, weil sie gegen alles Recht die Reformirten verfolgten, die Bundesverträge nicht achteten und den Pfarrer Kaiser verbrannt hätten. Schon waren 500 Züricher mit 4 Geschützen nach Bremgarten geeilt, um Ababer zu begegnen und den Freien Aemtern die Glaubensfreiheit zu schützen. Zürich's Banner wehte auf dem Kloster Muri! Der Krieg war eröffnet. Die Katholischen standen gegen die Reformirten. Sechshundert Mann Zürcherwehr eilten Rapperschwyl zu, 400 Mann, vom Hauptmann Georg Berger befehligt, und den Konrad Schmidt von Küsnacht als Feldprediger bei sich, marschirten auf Kappel zu. Da sprach Zwingli: „Wenn meine Brüder ihr Leben wagen, will ich nicht allein am Heerde sitzen bleiben," ergriff seine Hellebarde, bestieg sein Roß und zog mit. Zürich wendete sich in dieser Stunde vaterländischer Noth an Bern. Allein Bruderneid auf Zürich's wachsenden Einfluß ließ sie den Zürichern antworten: „Den Krieg habt ihr allein angefangen; so sehet zu, wie ihr ihn vollendet." Anders handelten die Katholiken unter einander. Wie Zug seinen ersten Hülferuf erließ, eilten Schwyz, Luzern, Uri und Unterwalden herbei. Das Züricherheer, etwa 1000 Mann stark, stand vor Kappel und sandte einen Eilboten nach Zug, um nach alter Schweizersitte anzuzeigen, daß Zürich kampfbereit stehe. Zug erschrack. Es war gerade in diesem Augenblick noch nicht so bereit, wie es für den Kampf sein wollte. Man griff zu List, unterdessen sie sich heimlich wacker rüsteten. Ein Schnellläufer wird nach Kappel entsendet. Die Züricher standen schon im Begriffe in's Zugergebiet vorzurücken. Da sahen sie von Baar her einen Reiter kommen, „der es eilig hatte." Es war Aebli, der Landammann von Glaurus. Er war zurück gekommen, um Zeit zu Friedensunterhandlungen zu erbitten für seine eigenen Feinde! Diese hatten ihm, dem von den Zürichern an sie abgesandten Eilboten, gar schlau vorgeredet, wie leid es ihnen sei, daß Blut vergossen werden solle, da man doch im Frieden mit einander leben könne. Der herzige Aebli merkte nicht, daß sie nur Zeit für bessere Rüstung gewinnen wollten. Seine Fürbitte für die Feinde fand Anklang. Zwingli dagegen durchschaute die Zuger und sprach vor allen Kriegsleuten zu Aebli: „Gevatter Ammann, du wirst für diese Vermittlung Gott Rechenschaft geben müssen. Unsere Feinde sind in der Klemme, deshalb geben sie uns gute Worte. Später aber, wenn sie ge-

rüstet sind, werden sie uns plötzlich überfallen, und dann wird Niemand den Vermittler machen." „Lieber Gevatter," entgegnete Aebli, „ich vertraue zu Gott, daß Alles gut gehen wird. Wir wollen unser Bestes thun." Damit ritt er fort. Der Angriff unterblieb. Die Züricher schlugen wieder ihre Zelte auf, ganz nahe an den Vorposten der fünf Waldstätte. Zwingli trauerte. Still und ängstlich in seinem Zelte sitzend, erwartete er jeden Augenblick Schlimmes. „Zwingli ist gewiß in Gefahren unerschrocken gewesen; aber vor Blut, selbst vor dem seiner tödtlichsten Feinde, hatte er stets Abscheu. Die Freiheit des Vaterlandes, die Tugenden unserer Väter, die Ehre Christi lagen ihm allein am Herzen. Ich sage die Wahrheit, als ob ich vor Gott stünde." So genau kannte Mykonius seinen theuren Zwingli. Schon boten die Berner 5000 Mann auf, um Zürich in der Noth zu züchtigen! In Aarau versammelte sich die Tagsatzung. Das war schnelle Botschaft, die Aebli vom Rath an das Heer zurückbrachte. Zwingli ahnte nicht vergebens, stärkte sich aber, indem er sich und dem Heere zurief: „Unsere Zukunft hängt von unserem Muthe ab!" Während nun die Feinde einander gegenüber standen, die Züricher verstärkt durch Thurgau und St. Gallen, die Zuger durch Walliser, trug sich zwischen den Soldaten der Vorposten beider Heere eine Scene zu, welche der Schweizer Herzlichkeit in ihrem uralten, berühmten Glanze bewährte und deren Andenken ewig nicht vergessen werden darf. Einige hungrige Soldaten aus dem feindlichen Heere überschritten eines Tages die Vorposten. Die Zürcher nahmen sie sofort gefangen, um ihnen Säcke voll Lebensmittel zu übergeben und dann wieder zu entlassen, indem sie sich die Hände drückten, Eidgenossen und Brüder nannten. Ein anderes Mal stellten einige Soldaten der katholischen Vorposten einen Eimer voll Milch auf die Grenze, und riefen den Zürichern zu: Wir haben wol Milch, aber das Brod fehlt uns dazu. Die Züricher brachten das nöthige Brod ihren Feinden, brockten es selbst in die Milch, dann aßen sie lachend mit einander, ungeachtet die Katholischen von ihren Priestern angewiesen waren, nie mit Ketzern zu essen. Wann ein Soldat ein Stück Brod nahm, das bei seinem Gegner lag, so schlug dieser ihn mit dem Löffel und rief: „Komm in der Schüssel nicht über die Grenze." Lachend aßen sie dann wieder fort, bis die große hölzerne Milchschüssel leer war.

Von Aarau verlegte sich die Tagsatzung nach Steinhausen, einem katholischen Dorfe in der Nähe der beiden Heere, und beschloß, die beiden Heere sollen gegenseitig angehört werden. Zürich verlangte, das Wort Gottes solle frei in der ganzen Eidgenossenschaft gepredigt werden dürfen; doch solle Niemand gezwungen werden, der Messe zu entsagen, auch nicht den Bildern.

Auch solle Niemand mehr in den Sold des Pabstes, des Kaisers oder des Königs von Frankreich oder irgend eines andern ausländischen Herren treten, ebenso solle Schwyz den Kindern des verbrannten Pfarrers Kaiser 1000 Gulden ausbezahlen. Zugleich ermahnte Zwingli den Rath von Zürich, nur einen ehrenvollen Frieden zu schließen, ein solcher sei aber nur dann erreichbar, wenn es den ausländischen Fürsten unmöglich sei, um Geld überall in der Schweiz Männer für ihre Zwecke zu gewinnen. Am 26. Juni 1529 wurde der Friede unterzeichnet. Die Hauptbestimmung des Friedensschlusses setzte fest, daß kein Theil den andern um des Glaubens willen anfechten sollte, und daß in den unter gemeinschaftlicher Herrschaft stehenden Orten die Mehrheit für oder wider die Reformation entscheiden könne. Auch hätten die Waldstätte ihr Bündniß mit Oestreich aufzuheben und die Acten darüber sofort auszuliefern, wozu jetzt auch noch Bern die Erklärung abgab, so gewiß dasselbe nicht ohne Umstände abgeliefert werde, so würden sie selber es aus dem Archiv holen. Am 26. Juni, früh Morgens zwei Uhr, kam es in Kappel an, wo um elf Uhr Vormittags darauf das Heer wieder zusammentrat, um den Inhalt dieser Urkunde anzuhören. Leider wurde bei diesem Friedensabschlusse Zwingli's warnende Stimme überhört. Er konnte sein Herz über den geschlossenen Frieden nicht beruhigen. Es war ein fauler Friede. Darum währte er auch blos zwei Jahre, drei Monate und vierzehn Tage. Voll düsterer Gedanken blickte er in die trübe Zukunft. Er war rein vor Gott, das von ihm heiß geliebte Vaterland zu rechter Stunde gewarnt zu haben. Noch ehe er die herrlichen Abhänge des Albis, Kappel, verließ, dichtete er im Drange seines stillen Seelenschmerzes, und nicht ohne Vorgefühl, daß der zu Kappel geschlossene Friede bringen werde, daß seine Zürcher nicht über lang die Hände über dem Kopf zusammenschlagen müßten, noch drei Liederverse, die später auf den Schlachtfeldern der Schweiz, selbst in Königspalästen oft gesungen worden sind, wie denn unter dem Volke überhaupt Zwingli's Lieder sehr beliebt waren.

1. Herr, nun schieb' den Wagen selbst!
   Schief wird sonst all' unsre Fahrt.
   Das brächte Lust der Widerpart,
   Die Dich veracht' so freventlich.

2. Gott, erhöh' den Namen Dein
   In der Straf' der bösen Böck'!
   Deine Schaaf wied'rum erweck',
   Die Dich lieb haben inniglich.

3. Hilf, daß alle Bitterkeit
Scheide fern, und alte Treu'
Wiederkehr und werde neu,
Daß wir ewig lobsingen Dir!

Bald zeigte es sich auch, daß der Friede nur ein Scheinfriede war. Nach nur wenigen Monaten stellte es sich heraus, daß die Päbstler den Friedensvertrag ganz anders auslegten, als er verstanden worden war; daß sie nach wie vor in ihrem Gebiete die Reformirten verfolgten und zur Auswanderung zwangen. Des Schmähens über Zwingli und die Reformation ward kein Ende mehr, und offen sprach man davon, daß der Friede zu Kappel übereilt worden sei, die alten Freiheiten müsse man sich mit Waffengewalt wieder zurückholen. Indeß war Kaiser Karl V, nachdem er sich mit dem Pabste eng verbündet hatte, nach Deutschland gekommen, und hatte den Reichstag zu Augsburg eröffnet, von dem die Päbstler das Beste erwarteten, da zwischen den Protestanten Uneinigkeiten herrschten. Die Römischen der Schweiz schickten eine Gesandtschaft nach Augsburg, die sehr gnädig vom Kaiser aufgenommen worden war, so daß dieselben nur noch trotziger wurden. Von reformirter Seite sandte auch Zwingli eine Bekenntnißschrift nach Augsburg, erregte aber nur noch mehr Haß gegen sich. Da auch die sächsischen Theologen wegen des für sie so ungünstig ausgefallenen Marburgergesprächs jede Verbindung mit den reformirt gewordenen Schweizern ablehnten, und da sich weder Zwingli noch Luther zu einer von Bucer vorgeschlagenen Vergleichsformel herbeilassen wollten, Melanchthon sich dagegen in Vergleichsverhandlungen mit dem berüchtigten Dr. Eck einließ, so glaubten die Feinde Zwingli's in der Schweiz, sie hätten nun ihr Ziel bald erreicht, und benutzten jede Gelegenheit, die Bedingungen des Kapplerfriedens zu brechen. Ein zweiter Kapplerkrieg bahnte sich an. Zwingli, der mächtige Freund des Vaterlandes, will ihn verhüten. Umsonst.

14. Im Familienkreise.

Unserer Freiheit Stütze und schönste Frucht ist es,
daß wir wahr sein dürfen.

Während Zwingli 1484 in Wildhaus im Toggenburgischen geboren wurde, ward in demselbem Jahre in Zürich Anna Reinhard geboren. Im Alter von 20 Jahren verheirathete sie sich 1504 mit Johannes Meier, Sohn des Rathsherrn Gerold Meier von Knonau, Bezirk Affoltern am Albisberg, Kanton Zürich. Der Vater, welcher seinen Hannis am bischöflichen Hofe zu Konstanz bilden ließ, hatte ihm im Stillen eine Frau zugedacht. Des Vaters Plan scheiterte dadurch, daß Johannes ohne Vorwissen seines Vaters die Anna Reinhard ehelichte, und Ersterer zürnte ihm unversöhnlich. Dieses traurige Verhältniß zwischen Vater und Sohn veranlaßte Johannes Meier, in fremde Kriegsdienste zu treten; er kam 1517 von einem Kriegszuge in Italien krank nach Hause, und starb bald. Wittwe Meier, geborne Reinhard, zog sich in stille Verborgenheit zurück und widmete alle Zeit der Erziehung ihrer drei Kinder, von welchen zwei Mädchen und eines ein Knabe war, Namens Gerold, der in der Schule des zürcherischen Chorherrenstiftes seinen Unterricht empfing. Bald entwickelte der Knabe hervorragende Geistesgaben, verbunden mit Frömmigkeit und stillem Sinne. Aus dem frommen, stillen Wesen des Knaben schloß Zwingli auf eine gute Erziehung und aus dieser auf eine gute Mutter. Zwingli täuschte sich nicht. Mit Gerold's Mutter, die seit sechs Jahren Wittwe war, ging er ein näheres Verhältniß ein, indem er sich am 2. April 1524 öffentlich mit ihr trauen ließ und bis zu seinem Tode, Ende 1531, vier Kinder von ihr erhielt, nämlich: zwei Töchter und zwei Söhne. Das älteste aus den vier Kindern, Regula, verheirathete sich 1541 mit Rudolph Gwalther, der Zwingli's zweiter Nachfolger und erster Herausgeber seiner Schriften geworden ist. Nach einer blos 24jährigen Ehe starb sie schon 1565 an der Pest. Das jüngste aus den vier Kindern, Anna, scheint frühzeitig gestor-

ben zu sein. Der älteste Sohn, Wilhelm, wurde 1526 geboren und erreichte blos ein Alter von 15 Jahren. Als Student der Theologie in Straßburg, starb er in demselben Jahre, in welchem sich seine Schwester Regula mit dem zürcherischen Antistes, Rudolph Gwalther, verheirathete. Huldreich, der 1528 geboren wurde, ward später Pfarrer an der Predigerkirche und Professor der Theologie. Im Alter von 43 Jahren starb er Anno 1571. Er war der jüngste Sohn des Reformators und hatte ebenfalls einen Sohn, der wie sein Vater und Großvater Huldreich hieß. Im Alter von nur 29 Jahren starb er in 1600 als Professor der Theologie. Mit Diesem erlosch die männliche Nachkommenschaft des Reformators. Das im Kanton Zürich heute noch blühende Geschlecht Zwingli stammt von einem seiner Brüder her, der sich in Elly das Kantonsbürgerrecht angekauft hat.

Wie Christoffel Seite 333 sagt, so „fand man den Reformator im Hause stets einfach gekleidet, im weiten Chorrocke mit dem Priesterhut oder „Barette“ auf dem Haupte, immer heitern Antlitzes, das den freudigen, männlichen Muth des Helden verräth, stets freundlich gegen Jeden, den irgend ein Anliegen zu ihm führt, zuweilen in edler Entrüstung aufbrausend, wenn seine gerade Seele auf eine Heuchelei, auf Starrsinn und Unverstand stößt. Aber die Wolken des Zornes verziehen sich bald vor dem Strahle der Wahrheit, der er stets eingedenk ist: „Wir fehlen Alle mannigfaltig.“ In Kost und Kleidung liebte er große Einfachheit. Auch seine Frau Anna, die vormals viele und kostbare Geschmeide besaß, hat, wie Zwingli schreibt, „den Plunder nicht mehr angerührt, geschweige ihn zur Schau getragen. Wie sich's für eine ehrbare Altfrau geziemt, ist sie gerade wie unsere Bürgerweiber gekleidet, schlicht und gut, so daß man ihr den vorigen Stand nicht mehr anmerkt.“ Des Tages erste Morgenstunden waren ihm Gebetsstunden, Stunden der Andacht überm Worte Gottes. Im Umgang mit seinem Gott bereitete er sich vor, stärkte und ermunterte sich für die vielen, großen und schweren Arbeiten des Tages, die kein Anderer so leicht überwältiget haben würde, von ihm aber, der mit außerordentlichen Geistesgaben ausgerüstet war, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit pflegten beseitigt zu werden. Dennoch gab es Zeiten, wo er nicht blos bis Mitternacht arbeiten, sondern auch noch des Schlafes entbehren mußte, indem zu seinen täglichen Predigten und gelehrten Arbeiten, zu seinen Briefen für das In- und Ausland, zu seiner Sorge für Kirche und Schule, auch noch die besonders aufreibenden Sorgen für Arme, Vertriebene und nach Zürich Geflüchtete und für Kranke hinzukamen. Dabei noch die vielen großen Werke schreiben, die er in deutscher, lateinischer und griechischer

Sprache seiner Kirche und dem Vaterlande hinterlassen hat, wer sieht hieraus nicht die eiserne Gesundheit dieses großen Mannes und seine weise Eintheilung der Stunden für Arbeit, Ruhe und Erholung! Hatte Zwingli selbst nicht Zeit, so wußte seine Anna mit Gästen sich wohl zu unterhalten. Sie nahm stets an Allem warmen Antheil, was die Kirche und das Vaterland betraf. Zwingli konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn er ihr aus den neuesten Schriften Abschnitte vorlas oder schöne Stellen aus den alten Dichtern der Griechen und Römer übersetzte. Ein köstliches Geschenk für sie waren die ersten Druckbogen der Zürcherbibel, die er mit Leo Jud übersetzte und die 1530 vollendet im Schweizerdeutschen erschienen ist. So oft ein Bogen fertig war, mußte ihr Zwingli denselben vorlesen, hätte sie bis nach Mitternacht darauf warten müssen. Wie sie Beide Gott verehrten, so hielten sie auch ihre Hausgenossen an, ihrem Beispiele zu folgen, so daß Fremde, welche einige Zeit in diesem Hause zugebracht hatten, sich mit Freuden ihr Lebenlang dieser Zeit erinnerten. Der schlesische Oberkanzler Nikolaus Arator schrieb noch lange nach Zwingli's Tod, „in Zwingli's Hause bei diesen lieben Leuten habe ihm die christliche Hausordnung so gut gefallen, daß er derselben nimmer vergessen werde sein Lebenlang, und wolle sie den Seinigen beständig anpreisen." Besonders empfahl er Solchen, die bei ihm aus- und eingingen, das Gebet. „Denn," pflegte er ihnen vorzuhalten, „wenn wir schon gelehrter und besser werden durch den Umgang mit gelehrten und guten Menschen, wie viel mehr wird unser inneres Leben gewinnen, wenn wir im Gebete vertraulich mit Gott verkehren." Neben solchen ernsten Stunden hatte Zwingli dann aber auch solche, die er an der Wiege seiner Kinder verbrachte, dabei aus voller, heiterer Seele Kinderlieder singend, die er mit irgend einem Musikinstrumente begleitete. Unter den vielen Instrumenten, die er zu spielen verstand, war ihm die Laute das Lieblingsinstrument. Zum Trost wie zur Freude hat er sich manchen Gesang gedichtet, auch Kinderlieder dichtete er und setzte sie unter Noten. An seiner Musik, die er bei allem Geschäftsdrange keineswegs zu vernachläßigen gesonnen war, nahm Rom leichten Anstoß, und Faber tadelte ihn darüber. Doch schmerzte ihn solcher Vorwurf nicht. An Faber schrieb er: „Die Musik, die ich von Jugend auf fleißig geübt, kommt mir gut zu Statten, die Kinder zu erheitern und sie in Schlaf zu bringen. Auch Sokrates ward im Greisenalter wieder jung, nachdem er begonnen, die Harfe zu spielen." Wie an der Wiege und im engern Familienkreise, so kam ihm seine Liebe zur Musik auch überaus gut zu Diensten im Kreise seiner Freunde, die sich an den Sonntagnachmittagen in seinem Hause zu versammeln pflegten. Leo

Jud, Pfarrer Engelhard, Komthur von Küßnacht, Megander, Professor Uttinger, Mykonius, Ceporin, Ammann, Pellikan, Brennwald, Werner Steiner aus dem Zugergebiet, Diebold von Geroldseck, Bürgermeister Röust, der tapfere und bewährte Kriegsheld, und manche Glieder des Großen Rathes versammelten sich da in Zwingli's Haus und brachten auch ihre Frauen mit. Alles drehte sich alsdann um Gottes theures Wort, das der große Reformator stets so köstlich fand, wann seine Seele um irgend eines Grundes willen trauerte, das er deshalb auch seinen vertrautesten Freunden nicht herzlich genug zu empfehlen wußte. Nach Lesung der Schrift und erbaulicher Unterhaltung darüber, erging man sich über Dies und Das in freundlichem Gespräche, das mit lieblichem Gesange wechselte und wobei Leo Jud gewöhnlich dirigirte.

O, Zwingli, hättest du doch damals die unsterbliche Frucht geahnt, die diese abendlichen Gesangstunden dem Vaterlande tragen sollten! Wie sehr wäre dir, dem großen Kämpfer für Wahrheit und Recht, die erhebende, Leib und Seele erfrischende Ahnung zu gönnen gewesen! Aus diesen abendlichen Gesangstunden Zwingli's und seiner Freunde entstand später der in der Schweiz allgemein eingeführte, jetzt nach 300 Jahren noch immer so kräftig blühende vierstimmige Volks- und Kirchengesang. In den niedern und höhern Schulen des Kantons Zürich ist der Gesang vierstimmiger Choräle und Vaterlandslieder obligatorisch eingeführt. Die Kirchengesangbücher aller reformirten Kantone der Schweiz haben vierstimmigen Tonsatz! Die Schweiz pflegt nur vierstimmigen Gesang! Ob Zwingli auf der Kanzel, vor dem Rathe, unter dem Volke, bei den Studirenden, oder auf der Studirstube, in der Familie und im Freundeskreise war, überall war er ganz wahr. Die schwer entartete Kirche rekonstruiren und das am Abgrunde höllischen Verderbens stehende Vaterland retten—mehr wollte der große Zwingli nicht. „Nach meinem Dafürhalten ist die Wahrheit für die menschliche Seele, was die Sonne für die Welt. Wo diese immer aufgeht, da begrüßen wir sie freudig und rüsten uns munter zur Arbeit. Ebenso freut sich die Seele im Lichte der Wahrheit, woher diese ihr auch entgegenstrahlt; sie blickt freudig empor und beglückwünscht sich, daß das Dunkel der Unwissenheit vor deren Glanze verschwindet. Wie der Welt Nichts willkommener sein kann, als die Sonne, so kann der Seele nichts Lieblicheres, Köstlicheres, Höheres zu Theil werden, als Wahrheit. Wer die Wahrheit, auch mit Verunglimpfung meines Namens, ans Licht zieht, der wird dadurch mein Freund; er bereichert, beglückt meine Seele und führt sie zu höherer Vollendung." Als eines Tages Vadian, Bürgermeister von

St. Gallen, mit vielen Schützen nach Zürich kam, um an einem vaterländischen Feste Antheil zu nehmen, welches der Rath und die Zünfte der Stadt ihm zu Ehren verschönerten, weil er mit den Seinigen in gefahrvoller Zeit den Zürichern getrost seinen Beistand zugesagt hatte, da war auch Zwingli unter Denen, die St. Gallens Bürgermeister im Namen der Stadt in Empfang nahmen, saß mit an der festlichen Tafel und konnte sich freuen, daß nun solche Festlichkeiten alles Unwürdige abgestreift hatten und durch den heiligenden und reinigenden Einfluß des Evangeliums vom gläubigen Christen besucht werden durften. Wie auf den Zunftstuben der Bürger und Arbeiter, so zeigte Zwingli auch bei frohen Festen, daß zu den schönsten Früchten schweizerisch-eidgenössischer Freiheit auch die zu zählen sei, daß Staats- und Kirchenmänner, Hohe und Niedere, wie im öffentlichen, so auch im privaten Leben, wie in geselligen Freundeskreisen, so auch an vaterländischen Tagen wahr, ganz wahr sein dürfen.

---

15. Lehren und Schriften.

Um getrennte Freunde mit süßen Banden zu knüpfen,
gab uns Gott eine Sprache,—die Schrift.

In allen Lehrpunkten, die Zwingli aufstellte, pflegt er alles Heil allein Gott zuzuschreiben als der unbedingt Alles bestimmenden Macht. Nirgends gestattet er das Heil von menschlichen Entschlüssen, Handlungen oder von Dingen, Ceremonien u. drgl. abhängig zu machen, noch läßt er zu, daß irgend etwas Kreatürliches die Rathschlüsse Gottes beeinflussen könnte. „In Gott ist er gelassen und vertraut, Gott ist der Sabbath seiner Seele, Gott sein Eins und sein Alles, Gott das unvergleichliche, höchste Gut, der einige, ausschließliche Urheber und Spender alles Heils; von Gott ist ihm unmöglich zu lassen, an Gott, dessen Werkzeug er ist, gibt er unbedingt sich hin. Gott ist daher auch der eigentlichste Gegenstand des Glaubens, wie denn glauben nichts weiter heißt, als auf Gott allein vertrauen, Gott haben, und Alles, was außerdem noch zum Inhalt des Glaubens gehört, auch Christus und die Erlösung durch ihn, auch das Wort Gottes und die Heilsmittel der christlichen Kirche nicht ausgenommen, steht in einem dienenden Verhältniß zu der unmittelbaren, ausschließlichen Beziehung, in welcher das Subject zu Gott stehen soll. Alle Sicherheit der Seele ist das innig auf Gott vertrauen, und dies der Glaube, daß Alles allein durch Gott ist. Nur auf Gott, auf die Gnade Gottes, deren Mittler und Bürge ihm Christus ist, auf die Wirkungen der göttlichen Gnade im Menschen und für den Menschen, aber auf schlechterdings nichts Menschliches, nichts Aeußeres, nichts Endliches, kann die Seligkeit gegründet werden. Jedes Vertrauen, dessen Centrum nicht Gott ist, beruht auf Unglauben, ist Abgötterei, während je größer der Glaube an den allwaltenden Gott wird—desto größer Gott in dir ist, die ewige, unwandelbarliche Kraft alles Guten." Diese prachtvolle Sprache, in der wir Zwingli in zahllosen Stellen seiner Schriften sich ausdrücken hören, gewann er aus seinen uner-

müdeten Studien der heiligen Schrift und dem damit verbundenen innigsten Gebetsumgang mit Gott. Seines persönlichen Heilsbesitzes war er vollkommen gewiß. Versöhnt, geeinigt mit Gott durch Christum, von seinem Geiste erfaßt und getrieben, verließ er weder die Kirche noch das Vaterland in ihren Krankheiten. Am Tage der Noth und öffentlicher Trübsale war er ihre treueste Stütze, blieb sie auch bis in den Tod, obwol er, wenn er seinem Fleische hätte folgen wollen, des Kampfes gern sich entschlagen hätte. „Es geht uns", sagt Zwingli, „wie Denen, die sich auf das Meer begeben. Diesen scheint im Anfange das feste Land von weit größerem Umfange zu sein als jenes; je weiter sie aber in die See hinausfahren, desto mehr sehen sie, welch ein kleiner Theil das Land ist im Vergleiche mit dem Meere. Ebenso geht es uns, so lange wir an unserm Verstande hängen bleiben, wissen wir nichts von den Werken und Wegen Gottes, wenn wir aber unsern Blick vom Irdischen weg auf das Göttliche richten, dann lernen wir Dinge kennen, die uns mit hoher Bewunderung erfüllen. Was ist aber das Meer, von dem ich rede, anders, als die göttliche Vorsehung und Verwaltung aller Dinge, die unermeßliche und unerschöpfliche Kraft und Wirksamkeit Gottes? Wolan, laßt uns einmal vom Lande stoßen und die Betrachtung der Werke Gottes anheben und wir werden herrliche Dinge erblicken. Laßt uns die wundervollen Thaten Gottes betrachten, bis wir geübt werden, noch Größeres zu erkennen! Heute laßt uns von diesem Fehler uns los machen, morgen von einem andern, und so allmälig fortschreiten, bis wir zu einem vollkommenen Manne werden! Wir dürfen nicht stille stehen, denn noch sind wir auf der Reise, und zwar auf einem sehr schlüpferigen Pfade, und haben unser Ziel noch nicht erreicht!" Diese freudige und köstliche Sprache Zwingli's über Gott und des Menschen absolute Abhängigkeit von ihm zeigt gerade an ihm selbst, daß sie keineswegs sorglose und sichere Leute macht, vielmehr zu demüthiger und gehorsamer Unterwerfung unter sein Wort veranlaßt. „Wen der Geist Gottes erfüllt", spricht er, „der räth, springt bei, leistet Hülfe, thut immer etwas zur Wohlfahrt des Nächsten, will immer nützen und Gutes thun, hört damit niemals auf, ist unverdrossen in jedem guten Werke, ist vielmehr immer in ängstlicher Besorgniß, weniger zu thun, als er sollte. Gottes Geist wirkt immer in den Frommen, sie gleichen der Mühle auf einem Berge, die vom Andringen des Windes in Thätigkeit gesetzt wird. Laßt uns eingedenk sein, daß wir Werkzeuge der göttlichen Wirksamkeit sind, deren sich Gott zur Ausführung Dessen bedient, was er vor hat. Emsig und hurtig müssen wir also an die Arbeit schreiten, nicht schläfrig und träge sein, uns dem gött-

lichen Werke nicht entziehen, nicht feiern, sondern vielmehr beispringen und helfen in Allem.“

Zur Theilnahme an Gott und seinen Herrlichkeiten, also am höchsten Gut, dadurch zu unserem Heile, gelangen wir nur durch die Frömmigkeit oder Religion, welche als Gefühl und Bewußtsein gänzlicher Abhängigkeit kein Heil im kreatürlichen Dasein, sondern Alles nur in Gott sucht. „Die Religion hat ihren Ursprung da genommen, wo Gott den flüchtigen Menschen zu sich zurückrief, der sonst ein immerwährender Flüchtling geblieben sein würde; denn er gewahrte seine Nacktheit, nämlich seine Verschuldung, als eine solche und so große, daß er an einer Rückkehr zu Gnaden verzweifelte; allein der barmherzige Gott erbarmte sich über die Beharrlichkeit seiner Flucht und die Bestürzung seiner Seele, nicht anders als ein treuer Vater, welcher des Sohnes Thorheit oder Uebermuth zwar haßt, aber nicht den Sohn hassen kann, den Verlornen und Verzweifelten liebkosend ruft und wo er sich befinde, fragt: „Adam, wo bist du?“ O wunderbare, unaussprechliche Milde des himmlischen Vaters! Er fragt, wo Adam sei, er, ohne welchen, wenn er nicht alle Dinge an ihren Ort gestellt hätte, wo sie sind, dieselben nirgends sein würden; aber wegen des unglücklichen Menschen fragt er, damit er ihm seine Schuld offener vorhalten könne, denn dieser wußte nicht, wo er war. Voll Schrecken sah er nämlich, daß es um die Heimat, um den so glücklichen Heerd geschehen sei; er sah, wie nur zu wahr seines Herrn Worte gewesen: „Welches Tages du essen wirst, wirst du des Todes sterben!“ Er fühlte nämlich, daß sein Herz bebte, daß sein Geist in viele und verschiedene Rathschläge sich bewegte, alle aber vergebliche und verderbliche, und den argen Tod mußte er jeden Augenblick zugleich befürchten. Es fragt also der himmlische Vater, wo er sei, damit der Mensch immerdar eingedenk sein möchte, wo und in welchem Zustande ihn der milde Gott gerufen habe. Hier, behaupte ich, hat die Wiege der Religion gestanden. Es sah der unglückliche Mensch, daß er nichts als Zorn sich verdient hatte; so verzweifelt er und flieht von Gott. Siehe du nun des Vaters Treue gegen den untreuen Sohn! er eilt herzu, überwältigt den Widerstrebenden inmitten seiner trotzigen Rathschläge: was ist das anderes als Treue gegen den Sohn. So hat bis auf den heutigen Tag die Treue von Gott ihren Ursprung, aber uns zu Nutzen: denn was meinen wir wol, das Gott gefehlt haben würde, wenn Adam auch alsbald dem schrecklichen Tode anheimgefallen wäre? Es ist aber die vollkommene Treue dann, wann wir zu Dem bekehrt werden, der uns von uns und unsern Rathschlägen herbeiruft: o des unglücklichen Vaters! (ich rede menschlich,) der mit unausgesetz-

ter Güte den Sohn verfolgt, den noch unausgesetzter Widerstrebenden und Zurückweichenden: vergebens ist er treu gegen den Sohn. Das aber geschieht Gott nicht; denn welchen er ruft, der wird gezwungen, zu antworten, er mag wollen oder nicht; wie Adam, der Uebertreter, David, der Ehebrecher und Mörder, und Paulus, der Verfolger, beweisen. Es besteht also die Religion darin: Gott stellt den Menschen sich heraus, damit er seinen Ungehorsam, Verrath und Elend nicht minder als Adam erkenne, wodurch es geschieht, daß er an sich selber gänzlich verzweifelt, aber zugleich stellt Gott seiner Freigebigkeit Schoß und Fülle heraus, damit Der, welcher bei sich selber schon verzweifelt hatte, sehen möge, daß ihm bei seinem Schöpfer und Vater eine so gewisse und bereite Gnade vorhanden sei, daß er von ihm, nach dessen Gnade er strebt, auf keine Weise abgerissen werden könne. Solches Anhangen demnach, wodurch man Gott, als dem alleinigen Gut, das allein unsere Mühsale erledigen, alle Uebel abwenden oder zu seiner Ehre und der Seinigen Nutzen zu wenden versteht und vermag, unerschütterlich vertraut und seiner als eines Vaters gebraucht, ist Treue, Frömmigkeit, ist Religion."

Von so hoher Frömmigkeit getragen, ist dem Zwingli denn auch die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments gleich unantastbares Wort Gottes, d. h. die heiligen Schriften der beiden Testamente sprechen inspirirt das Wort Gottes aus. Nicht menschlich historische Nachweisungen, Beweisführungen, auch nicht das Zeugniß der alten Kirche, sondern allein der göttliche Eindruck, den der Gläubige aus der Schrift empfängt, indem unser eigenes höheres Glaubensleben sich durch den Inhalt der heiligen Schrift gefördert findet, das Zeugniß des heiligen Geistes, der dem Gläubigen die Inspiration der Bibel bezeugt, kann feste Zuversicht begründen, daß die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments inspirirt seien. Zur Beurtheilung von Lehre und Leben sind dieselben aller dem Irrthum unterworfenen Tradition gegenüber die einzig anerkannte Autorität. Bei den Disputationen läßt er keinerlei Berufung auf Tradition, Kirchenväter, Conzilien u. s. w. in dem Sinne zu, daß diese als letzter Entscheid und als entscheidender Beweis gelten könnten. In den berühmten 67 Artikeln lautet der 1.: „Alle, welche reden, das Evangelium gelte nichts ohne die Bestätigung der Kirche, gehen irre und schmähen Gott." Der 5.: „Darum gehen Alle irre, welche andere Lehren dem Evangelium gleich oder höher schätzen, und wissen nicht was das Evangelium ist." Artikel 14—16: „Darum sollen alle Christenmenschen allen Fleiß anwenden, daß allein das Evangelium Christi allenthalben gepredigt werde. Denn im Glauben an dasselbe beruht

unser Heil, im Unglauben unsere Verdammniß; denn alle Wahrheit ist klar in ihm. Im Evangelio lernt man, daß Menschenlehren und Menschensatzungen zur Seligkeit nichts nützen." Als Schluß der 67 Artikel: „Hier streite Keiner mit Sophisterei oder Menschentand, sondern komme, die Schrift zum Richter zu haben (die Schrift athmet den Geist Gottes), damit man die Wahrheit entweder finde, oder, wenn sie gefunden ist, wie ich hoffe, behalte. Amen. Das walte Gott!" „Endlich, damit wir aufhören, auf jeden Einwurf zu erwidern, ist Dieses unsere Ansicht und Ueberzeugung, daß das Wort Gottes von uns in höchsten Ehren gehalten werden solle, und daß wir keinem andern Worte solchen Glauben schenken sollen, wie diesem. Dieses Wort ist gewiß und kann nicht fehlen; es ist klar und läßt uns nicht im Finstern irren; es lehret sich selbst, thut sich selbst auf und bescheinet die menschliche Seele mit allem Heile und aller Gnade; es tröstet sie in Gott, demüthiget sie, daß sie sich selbst verleugnet und Gott in sich auffasset; in ihm lebt sie, nach ihm ringt sie und verzweifelt am Troste aller Kreatur; denn Gott allein ist ihr Trost und ihre Zuversicht; ohne ihn hat sie keine Ruhe, in ihm allein findet sie Ruhe und Erquickung. Ps. 77, 3. Ja, die Seligkeit beginnt schon in dieser Zeit, nicht nach ihrem ganzen Wesen, sondern nur in der gewissen Zuversicht und in der trostvollen Hoffnung; diese wolle Gott in uns stets mehren und sie nimmer schwinden lassen. Amen!"

Wie sehr die so kostbare Anschauung von des Menschen gänzlicher Abhängigkeit von Gott und seinem Worte, die sich übrigens durch die ganze reformirte Heilslehre hindurchzieht, Zwingli beseelte, zeigt auch seine Auffassung der Vorsehung und der damit innig zusammenhängenden Erwählung und Verwerfung. „Nichts, so gering und niedrig es ist oder gedacht, ja geträumt werden mag, ist anders vorhanden oder gedacht als durch die göttliche Vorsehung. Die Annahme, daß die Vorsehung auch nur ein Mal das Kleinste vernachläßigt hätte, hebt die Einsicht und Macht der Vorsehung gänzlich auf." Zwingli's und der ganzen reformirten Kirche Standpunkt anerkennt gar keine neben oder außer Gott oder unabhängig von ihm wirkenden Kräfte. „Richtige Kenntniß von der göttlichen Vorsehung ist für die Frommen das sicherste Verwahrmittel wider die Gefahren des Glückes und des Unglückes. Denn Alles, was geschieht, wir mögen es zufällig oder nach Vorschrift und mit Vorbedacht geschehen nennen, geschieht mittelst der stets gegenwärtigen Vorsehung Gottes, es mag nun die leblosen Dinge oder die lebendigen und mit Verstand und Vernunft begabten Wesen betreffen; wenn wir dies schon nicht ganz deutlich erkennen, weil wir durch unsere grobe körperliche Natur in tiefes Dunkel der Unwissenheit versenkt

sind. Wem es aber gegeben ist, diese Ereignisse aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, Gott! welche Wonne genießt ein Solcher, wenn er überall die Weisheit und Güte Gottes entdeckt! Ja, die Betrachtung des ganzen Weltalls, wie schön dasselbe auch ist, ekelt ihn nur an gegen das Vergnügen, welches ihm zu Theil wird, wenn er bis zu Gott hinaufsteigt und ihn als den Baumeister des ganzen Werkes bewundert." Als Spitze und Krone der ganzen irdischen Schöpfung ist von der gnadenvollen Liebe des Vaters ewig beschlossen und vorherbestimmt die Erlösung der Menschheit. Dieser Rathschluß des Vaters muß die Erlösung genau in demjenigen Umfang beschlossen haben, welchen sie dann in der Ausführung wirklich erreicht; eine weitere, allgemeinere Absicht als Das, was erreicht wird, läßt sich in Gott nicht voraussetzen. Dieser Rathschluß der Erlösung, weil dem Zwecke vollkommenster Verherrlichung Gottes dienend, muß unter allen Rathschlüssen der oberste sein. In diesem Gnadenwerke des Vaters verherrlicht sich Gott in einem Grade, wie es ohne Dasein der Sünde nicht denkbar wäre. Alle übrigen, natürlich gleich ewigen Rathschlüsse, dienen diesem obersten und ersten Rathschlusse so, daß aus ihm der Beschluß folgt, Sünde in die Welt eintreten zu lassen. Mit diesem supralapsarischen Standpunkte Zwingli's, Kalvin's und Anderer ist aufs innigste verbunden die Erwählungslehre. Das Fassen des Rathschlusses wird dem Vater zugetheilt. Der Grund für diesen Rathschluß ist allein Gottes freie Macht, sein Wolgefallen und freier Willen, wie das ja auch durch die hl. Schrift und die Erfahrung der Gläubigen genugsam bestätiget wird. Auch ist er nicht etwa bestimmt worden durch das Voraussehen unseres Glaubens, unserer guten Werke, oder des Verdienstes Christi. Denn Gott sieht Nichts blos voraus. Obwol absolut und durchaus nur im Wolgefallen, Macht und Willen Gottes begründet, so ist dieser Rathschluß darum keineswegs willkührlich, sondern in allen seinen Theilen heilig, gerecht, weise, überhaupt aus Gottes Vollkommenheiten hervorgegangen. Dieser Erwählung kann der Erwählte gewiß werden mit nicht blos menschlicher, sondern göttlicher Zuversicht im heiligen Geiste. „Entweder muß die Erwählung und die freie Gnade hinfallen, oder unser Verdienst. Denn wenn die Seligkeit durch die Werke erworben wird, so wird sie nicht umsonst geschenkt. Ist sie aber umsonst geschenkt, so ist sie kein Lohn unseres Werkes; wie Paulus Solches auf's Klarste darthut Römer 11. Wie kommt es aber, daß die Befreiung von Sünden und die ewige Seligkeit in so vielen Stellen der heiligen Schrift dem Glauben zugeschrieben wird? Laßt uns sehen, wem der Glaube, dieses freie Geschenk Gottes, gegeben werde. Der Glaube wird Denen ver-

liehen, die zum ewigen Leben erwählt und bestimmt sind; jedoch so, daß die Erwählung vorhergeht, und der Glaube demselben als Wahrzeichen nachfolgt. Apostelgeschichte 13, 48: ‚Und es glaubten, so viel ihrer verordnet waren zum ewigen Leben." Siehe da, Die, welche zum ewigen Leben bestimmt und verordnet waren, die glauben. Es ist also ausgemacht, daß Die, welche glauben, wissen, daß sie erwählet seien; denn welche glauben, die sind erwählt. Wenn also dem Glauben der Preis des ewigen Lebens zugeschrieben wird, so wird hier dem Spätern, das zum Siegel dient, beigelegt, was eigentlich dem Frühern, als dem Mittel zukommt. Der Glaube ist das Zeichen der Erwählung, durch die wir wahrhaft selig werden. Wäre die Erwählung nicht als Blüthe vorausgegangen, so würde der Glaube niemals als Frucht gefolgt sein." Aus dem gänzlichen Abhängigkeitsgefühl ist auch das Dasein der Sünde zu erklären. Alles, was in der sittlichen Welt ist und geschieht, Böses wie Gutes, muß irgendwie von Gott gewollt, beschlossen, zugelassen sein. Irgendwie will Gott auch das Böse, sonst wäre es nicht da. Es ist aber gänzlich von ihm abhängig, und darf am wenigsten benutzt werden, um dem Geschöpfe eine von Gott unabhängige Freiheit zu unterschieben. Auch hebt die göttliche Zulassung des Bösen die Verantwortlichkeit des Menschen ganz und gar nicht auf. „Wer Gutes und Böses zu thun darum für gleichgültig ausgibt, kann durch solche gottlose Reden dahin kommen, daß er Gott zum Urheber der Sünde macht, der doch zu aller Sünde die Strafe bestimmt hat und somit zeigt, daß er das Böse nicht wolle, keine Freude noch Wolgefallen an der Sünde habe." Was das innere Wurzelwesen der Sünde, welches aus der biblischen Erzählung vom Sündenfalle näher erkannt werden kann, sei, zeigt uns Zwingli in sehr vielen Stellen seiner Schriften. Sie ist das Sichselbstsetzen der Kreatur auf Kosten der gänzlichen Abhängigkeit, ein Fürsichselbstseinwollen, Selbstständigseinwollen, ein Gott gleich sein wollen, Selbstliebe, darum auch Ungläubigkeit, Mißtrauen, Ungehorsam, wie denn überhaupt Sünde Alles ist, was vom Gesetze Gottes abweicht, wider, ohne oder unterhalb dieser Norm ist. „Außerdem ist Adams Tod nicht allein leiblich, sondern das Verlieren des inwohnenden, herrschenden oder führenden Gottesgeistes, somit das Verlieren der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur, so daß er und seine Nachkommen nichts Gutes mehr vermögen, denn sie sind presthaft, abgefallen von der göttlichen Natur, zu der thierischen geneigt. Die göttliche ist: nicht eigennützig sein, sondern sich allen Geschöpfen zu genießen geben; die thierische ist: sich selbst lieb haben, alle Dinge um sein selbstwillen thun." Indem Zwingli einerseits mit voller

Entschiedenheit einstimmt in Das, worauf hier Alles ankommt, in die Lehre, daß alle und jede Menschen, sowie sie nun einmal ins Leben treten, durch die Erbsünde die ursprüngliche Güte und Gerechtigkeit vor Gott verloren haben, vor der göttlichen Gerechtigkeit verdammlich und gänzlich unfähig zu einigem Guten sind, betont er andrerseits mit ebenso großer Entschiedenheit, daß wirklich verdammt nur darum nicht Alle werden, weil Gott auch rettende Gnade ist und im Gnadenbunde die verdammende Wirkung der Erbsünde für die Nichtalle aufhebt. „Siehe, wie Gott seine Hand offen hält und uns nicht verdammt um der Sünde Adams willen, auch die Kinder nicht, aber der Prest oder die Sündhaftigkeit hängt ihnen an, aus welcher hernach, so das Gesetz von uns erkannt wird, die Thatsünde entspringt. Ihrer Wirkung nach, weil sie Thatsünden hervorbringt in Gedanken, Worten und Werken, verdammt allerdings die Erbsünde, aber das Heilmittel im Sohne ist so alt als der Fall und kommt auch Adam zu gut. So stellte die Gerechtigkeit Christi her, daß uns jenes Verderben nicht schadet. Christus stiftete so viel Nutzen als Adam Schaden." Dieses für die gesammte Heilslehre so hochwichtige Dogma von der gänzlichen Verderbtheit des Menschen, aus der für Jeden unausweichlich, aber nichtsdestoweniger verschuldet, die wirkliche Sünde, sei es innerliche oder äußere Unterlassung oder Uebertretung, hervorgeht, aus der auch nicht eine einzige rein gute Handlung entspringen kann, indem wir von Natur geneigt sind, Gott und den Nächsten zu hassen, ja daß dieser natürliche Presten selbst im erlösten Zustande, so lange wir im irdischen Leibe sind, nie völlig von uns lasse, deshalb bis an's Ende ununterbrochen fortbekämpft werden müsse, ist am allerklarsten von Zwingli erkannt und als ein theures Lehrkleinod seiner reformirten Kirche hinterlassen worden, die, den unermeßlichen Reichthum desselben sofort erkennend, dann auch nicht versäumte, es im Zürcher- und Heidelberger-Katechismus, wie auch in der helvetischen Konfession und andern Bekenntnißschriften zu verewigen.

Auch in der Lehre von der Erlösung durch Christum ist alles Heil gänzlich von jenem ersten ewigen Rathschluße Gottes abhängig gemacht. Die Erlösung ist die Ausführung der ewigen Rathschlüsse. Als Mittler bietet Christus die ewig beschlossene Erlösung in der Zeit dar, führt somit die ewigen Rathschlüsse aus. Zu dem Ende nimmt er wahre menschliche Natur an, erscheint und wirkt menschlich bestimmt, weil er Menschen zur Erlösung führen soll, und nur er, der Gottmensch, kann für unsere Sündenschuld genug thun und eine unendliche Schuld büßen, weil jene Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur in Christi Person zur genugthuenden mittleri-

schen Leistung für die Sünde unerläßlich war, und die allein bei ihm zu einer Person vereinigt worden sind. „Da Gott sich selbst angreift, so sehen wir, daß er uns zum höchsten lieb hat, ja so lieb als sich selbst. O der tiefen, unergründlichen Gnade Gottes.“ „Christus hat zwei Naturen an ihm, die göttliche und menschliche, und wirkt jede nach ihrer Natur; nach der göttlichen weiß und vermag er alle Dinge, nach der menschlichen ist er tödtlich, leidet Hunger, Durst, Furcht, freut sich. Gleich als ein Eisen, das glühend ist und haut. Maria hat Den geboren, der Gott ist und Mensch, nach der Menschheit, denn die Gottheit kann Niemand gebären. Gott ist für uns gestorben! Nein, aber der gestorben ist, der ist Gott und Mensch, aber er ist allein an der menschlichen Natur gestorben.“ „Ist Alles geschehen, daß wir seine Güte und Vollkommenheit erkennen lernen; die Güte an der Gnade und Erbarmung, die Vollkommenheit an der Bezahlung seiner Gerechtigkeit, und daß er uns auf sich selbst erbuwen hat und uf kein bloßes Geschöpf. Die Bezahlung, daß Gott sin Gerechtigkeit nit hat lassen bezahlt werden mit einer bloßen Kreatur, lehret uns, wie hoch, groß, unwandelbar sy ist, damit wir die nimmer verachtind. Da die Gottheit nicht sterben konnte, so war der Menschheit noth. Deshalb es der göttlichen Wysheit noth bedünkt, bede Naturen in eine Person zu fügen.“ „Jedoch folgt aus der Verschiedenheit der Naturen nicht eine Theilung der Person, ebenso wenig, als wenn wir von einem Menschen sagen, daß er denke, und daß er schlafe. Hier ist das Denken eine Kraft der Seele allein, das Schlafen aber ein Bedürfniß des Körpers; dennoch ist der Mensch deshalb eine Person, nicht zwei. Denn die Einheit der Person besteht auch bei den Naturen. Wir bekennen überhaupt, daß Gott und Mensch ein Christus ist, dessen menschliche Natur durch Wirkung des heiligen Geistes aus der Maria bei unverletzter Jungfrauschaft an das Licht gekommen sei, damit der Welt ein Retter und ein Berather der Seelen geboren werde von einer Jungfrau, der von Ewigkeit her geboren ist ein Herr und Gott von seinem unvermählten Vater, damit er ein heiliges und unbeflecktes Opfer würde, dem nie ein mit Thieren beladener Altar rauchte, damit die Menschen sich von thierischen Opfern hinweg und zur Opferung ihrer Seelen wendeten, indem sie sahen, daß Gott seinen Sohn zum Opfer bereitet und dargebracht habe, damit wir des ewigen Lebens gewiß würden. Denn Alles, was Christus ist, das ist er für uns; Alles, was er wirkt, ist unser. Denn also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gegeben hat, um uns aus dem Tode der Sünden lebendig zu machen, in den Adam und Eva und in ihnen und durch sie das ganze menschliche Geschlecht gefallen

sind. Wenn nun Adam todt ist und seine Nachkommen gestorben sind, wer könnte sie lebendig machen? Keiner aus ihnen; denn sie standen Alle auf der Parthei der Todten. Nun kann ja kein Todter sich selbst lebendig machen. Sind nun alle Menschen in Adam todt, so vermögen sie auch Alle nimmer, sich selbst lebendig zu machen, sondern müssen todt sein, bis sie durch Christum, den Sohn Gottes, das Leben erlangen."

Nach dem bisherigen Standpunkte behandelte Zwingli auch die hochwichtige Lehre von der mit der Erlösung innigst zusammenhängenden Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Ernst und laut protestirt er gegen jede Rechtfertigung, die sich selbst durch Werke des Gesetzes verdienen will. Er anerkennt nur eine Rechtfertigung oder Gerechtsprechung aus dem Glauben, die schon von Ewigkeit her allen Erwählten zugetheilt sei, auf Erden nur für Die ins Bewußtsein trete, welche in den Gnadenbund aufgenommen sind und alle mit dieser Aufnahme verbundenen Veränderungen während der jetzigen Zeitfrist erleben und die, während sie der Werkgerechtigkeit verweigert wird, allein von dem Glauben erlangt werden kann. Schon deshalb kann eine auf Gesetzeswerke gebaute Rechtfertigung keinen ausreichenden Trost gewähren, weil, wie nicht blos Zwingli, sondern auch der Heidelberger unter S. 24, 62 lehrt, die Gerechtigkeit, so vor Gottes Gericht bestehen soll, durchaus vollkommen, und dem göttlichen Gesetze ganz gleichförmig sein muß; und aber unsere besten Werke in diesem Leben alle unvollkommen und mit Sünden befleckt sind. „Der Gerechtfertigte," sagt Zwingli, „sündigt immer noch, so lange er im Leibe ist, Dieses der Streit Römer 7, aber die Sünde schadet ihm nicht; das tägliche Sündigen zeigt uns, wie sogar Nichts wir sind; je mehr hinfällt der Trost in uns selbst, desto mehr währt der Trost in Gott, je mehr Gnade, desto weniger Sünde. Wenn wir genau und eigentlich sprechen wollen, so ist es Gott allein, der uns, und zwar aus lauter Gnade, gerecht und selig macht. Genau gesprochen macht also die Erwählung selig und nicht der Glaube, indessen sagt die Schrift: auch der Glaube, weil er das sicherste Zeichen ist unserer Erwählung. Wer sich auf die Barmherzigkeit Gottes in Christo verläßt, der hat das sicherste Zeichen seiner Erwählung, der Glaube ist das Pfand. Da aber Glaube bald Fürwahrhalten, bald Zuversicht zu Gott bedeutet, so muß er in dieser letzteren Bedeutung genommen werden, wenn es heißt, der Glaube macht selig. Gläubig ist, wer sich ungezweifelt an die Gnade Gottes hält, die ihm aufgethan und sicher gemacht ist mit seinem eingeborenen Sohne. Die Einrede, diese Lehre mache leichtfertige, sorglose und verruchte Leute, welche sagen: Da unsere Werke uns nicht selig machen, sondern allein die Gnade

Gottes, so lasset uns sündigen, ist nichtig;—Alle von Gott Gezogenen fechten streng wider die Sünde. Der Sünde leistet diese Lehre keinen Vorschub. Denn im Gerechtfertigten, Gläubigen, Wiedergebornen ist die Sünde nicht mehr herrschend und beständig bekämpft. Indem bei Unwiedergebornen nur Fleisch, ist dagegen bei den Gläubigen Geist im Fleische thätig. Also wird nicht Leichtsinn, sondern demüthiges Bauen auf die Gnade Gottes durch diese Lehre gepflanzt."

Aus der bisherigen Darstellung reformirter Heilslehre nach Zwingli ergibt sich auch die Unverlierbarkeit des wirklichen Gnadenstandes. Zwingli besteht fest darauf, daß, da der ewige Rathschluß der absolut entscheidende Grund ist, warum einer wirksam berufen, bekehrt, und durch den Gnadenstand der Heiligung zur Seligkeit geführt wird, so könne der wahre Gnadenstand nicht wieder verloren gehen, auch könne der Gläubige eine Versicherung zukünftiger Herrlichkeit besitzen. Hemmungen als zur Unterbrechung können zwar vorkommen, aber nicht als bleibende; Beängstigungen sind nur vorübergehende. „Da er täglich in Sünden fällt, verschüttet er nicht die Gnade Gottes wiederum? Ja solchen Streit haben die Rechtgläubigen, aber so sie nur allweg zu Gott gehen, durch Christum werden sie bewahrt, daß sie doch das Ende des Glaubens, die Seligkeit der Seelen, davon sie nach Römer 8 Vorschmack haben können, davontragen. Als wider die Sünde beständig Fechtende, darf sie ihnen nicht schaden. Der Leib ist zwar todt von wegen der Sünde, der Geist aber lebt wegen der Gerechtwerdung. Diese ist nichts Anderes, denn daß der Mensch in die Gnade Gottes sich gelegt und ergeben hat, und ist der wahre Glaube. Der Leib ist todt und gebiert tödtlich sündliche Werke, aber sie können uns nicht verdammen, so wir im Glauben gerechtgesprochen sind, daß wir der Gnade Gottes gewiß vertrauen. Wenn das Gemüth fromm, so bringen nach Römer 8, 28 selbst die Fehltritte noch etwelchen Nutzen, jedoch nicht so, daß man sie darum immerwährend dulden soll. Wir erkennen unsere Schwachheit, und der Streit dagegen ist beständig. Unser Inneres, ob auch vielfach verdunkelt, baut beharrlich auf die erlösende Gnade und ist das Sündethun im Gläubigen ein anderes als in den Nichtgerechtfertigten. Die höchste Gotteslästerung ist, nicht an Den zu glauben, der allein uns retten kann, und dessen Leiden und Sterben, welches er für uns Fluchwürdige erlitten hat, so theuer und werth vor Gott ist, daß es in Ewigkeit für alle Menschen das Pfand und der Preis ist, wodurch wir allein zu Gott kommen können. Wer das einige Opfer Christi, am Kreuz vollbracht, im Unglauben verwirft, schmäht so sehr die Gnade Gottes,

daß, wenn die Verwerfung des Sohnes Gottes beharrlich begangen wird, er nahe daran ist, die Sünde zu begehen, welche die alten Väter nicht unschicklich die Sünde wider das Gewissen nannten, denn hier ist die Rede von Solchen, die in ihrem Gewissen von der Wahrheit überführt sind. Eigentlich gesprochen ist jede Sünde wider die Mahnstimmen des Gewissens und des Geistes Gottes. Der Gläubige jedoch, so oft er sündigt, bereut wieder. Denn nicht aus Bosheit, nicht der erkannten Wahrheit Widerstand leistend, sündigt er, sondern aus Schwachheit des Fleisches und aus Unwissenheit. Er hat alles Selbstvertrauen zusammengebrochen, an die Gnade Gottes in Christo Jesu ganz und gar sich hingebend, führt ihn die bewahrende Gnade an das Ziel seiner Hoffnung, die eine gute und lebendige ist, denn sie ruht auf dem Bewußtsein, daß Gott vollenden werde, was er wirksam in ihm begonnen hat. Mit Recht heißt diese Hoffnung eine gute, lebendige und zuversichtliche. Denn seine Hoffnung einstiger Vollendung tritt alsogleich nach dem Tode des Leibes ein."

Schließlich werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Sakramente, um auch hieraus Zwingli's Standpunkt einigermaßen kennen zu lernen. Ihre Bedeutung ist nur nach dem Worte Gottes zu bestimmen, welches sie unterstützend begleiten, damit uns durch ihren Gebrauch gewisse Wahrheiten des Evangeliums besser einleuchten möchten. Deshalb sollen wir bei dem Maaß und der Form bleiben, die Gott angeordnet hat, und uns hüten, willkührlich irgend Etwas zu einem Sakramente zu stempeln. Nach Gottes Wort ist ihre Zahl nur zwei, die aber unserer Sinnlichkeit wegen unentbehrlich sind. Sie sind göttlich eingesetzte Wahrzeichen, Pfänder und Siegel, von Christo hinterlassen, ohne Zweifel, um unserer Schwachheit Etwas nachzugeben. Denn er zerbricht den zerknickten Stab nicht; er löschet auch den glimmenden Docht nicht aus. Mit dem einen Zeichen, mit der Taufe, verschreibt man uns Gott, mit dem andern sagen wir Gott Dank, daß er uns durch seinen Sohn erlöst hat, das ist, mit dem Mahle des Herrn oder der Danksagung. Viele wähnen, wenn sie das Wort Sakrament hören, es bedeute ein Ding, das uns die Sünde wegnehme oder uns heilig mache, was aber ganz falsch ist: denn uns Christen kann Nichts die Sünde hinwegnehmen oder uns heilig machen, als allein Christus Jesus, und kein äußerliches Ding. Aber wegen dieses Unverstandes schrieen Etliche: „Man will uns die heiligen Sakramente, unserer Seelen Trost, rauben." Es will sie aber ihnen Niemand rauben, sondern wir wollen sie nur lehren, dieselben recht zu gebrauchen und sie nicht zu verfälschen. Diejenigen aber verfälschen sie, welche ihnen eine Bedeutung zuschreiben, die sie nicht haben. Wie aber im A. T. die-

selben mit Blut geschahen, so deuteten sie auf den Herrn Jesum Christum, dessen Blut die Gewissen reinigt, welches das Opferblut nicht vermochte. Da aber das Blut gekommen ist, das ein Mal vergossen, unser Gewissen gereinigt hat, so wurde alles Blut von nun an unterlassen. Also geschahen bei ihnen die zwei höchsten Sakramente, die Beschneidung und das Osterlamm, nicht ohne Blutvergießen. Nachdem aber das kostbare Blut Christi vergossen, und das übrige Blutvergießen gestellt, so hat Christus dieselben Zeichen in andere, freundlichere verwandelt, darin man kein Blut vergießen noch irgend leiblich tödten muß. Den Tod und das Blut des Osterlammes, wodurch sie Gott dankten für die Verschonung, die ihnen in Egypten widerfuhr, und für die Herausführung aus dem Gefängnisse, hat er uns verwandelt in Wein und Brod, zwei für den Menschen sehr angenehme und gebräuchliche Dinge, durch welche wir ihm seiner Zeit Lob und Dank sagen, daß er seinen Leib zu unserer Erlösung hingegeben und sein Blut zur Abwaschung unserer Sünden vergossen. Das Blut der Beschneidung hat er uns in Wasser verwandelt, welches auch allen Menschen angenehm und nöthig ist. Dieses geschah, damit wir auch an den äußern Zeichen die Sanftmuth und Milde des Neuen Testamentes erkennen und bekennen, indem wir nicht mehr unter dem Gesetze sind, sondern unter der Gnade. Darum haben wir die allerfreundlichsten Zeichen und Elemente: Wasser, Wein und Brod." Zur Seligkeit sind aber die Sakramente nicht absolut nöthig. Der heilige Geist ist nicht an sie gebunden, auch wirken sie durchaus nichts Anderes, als was der heilige Geist, dessen Werkzeuge sie sind, selbst wirkt. Als von Christo eingesetzte Wahrzeichen, Siegel und Pfänder helfen sie zwar von Außen herein unserm Vertrauen in die Gnade Gottes nach; indessen bleibt diese Wirkung wieder eine Wirkung des heiligeu Geistes selbst. Dabei betont Zwingli aber ausdrücklich, daß, da die Sakramente das uns von dem heil. Geiste anzueignende Gnadengut unserer Rechtfertigung aus dem Glauben bezeichnen, versiegeln und verpfänden, wir durch das Empfangen derselben auch unsere Verpflichtung gegen Christum aussprechen und dadurch in derselben befestiget werden. „Christus hat dazu die Sakramente eingesetzt, nicht daß wir in ihnen unsere Gerechtigkeit suchen oder setzen, sondern daß wir, durch sie ermahnt und erweckt, zur wahren Gerechtigkeit des Glaubens gelangen. Sie weisen auf die Rechtfertigung durch den Glauben und erwecken zu Unsträflichkeit des Lebens." Zwingli's Standpunkt ist auch hier wieder klar. Er lehrt, daß wir in Sachen des Heiles absolut nur von Gott und seiner Gnade abhängig sind, und daß wir dieses Vertrauen auch nicht haargroß auf äußere Dinge setzen sollen. Die Taufe trat an die

Stelle der Beschneidung, ist eine Handlung der Aufnahme, Einweihung und Bezeichnung. Sie wird nur ein Mal vollzogen, und ist ein sinnliches Zeichen, Siegel und Unterpfand von der Vergebung der Sünden, die allein in Christo Jesu ist. Da das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns von allen Sünden reinigt, so bleiben für die Taufe keine Sünden zur Abwaschung mehr übrig. „Also vermag die Wassertaufe nicht, die Sünde abzuwaschen." Das zeigt auch der heilige Petrus, 1. Petri 3, 20, 21: „in welcher Arche Wenige, das heißt acht Seelen, durchs Wasser hindurch gerettet wurden, dessen Gegenbild auch uns jetzt rettet, die Taufe, nicht als ein Abwaschen der Unsauberkeit des Fleisches, sondern als Angelobung eines guten Gewissens gegen Gott." Hier hören wir deutlich, daß Petrus bestimmt behauptet, daß die Wassertaufe die Sünde nicht hinnehme, sondern in sofern der Mensch sich selbst zurecht finde in seinem Gewissen gegen Gott. Es kann schlechterdings kein leibliches Ding die Gewissen reinigen, wie ich auch aus dem Briefe an die Hebräer klar bewiesen habe. Etliche der uralten Lehrer verstanden das Wort des Herrn an Nikodemus nicht recht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, wenn Jemand nicht geboren wird aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen." Die Lehrer verstanden hier unter dem Wasser das leibliche Wasser, und haben somit demselben mehr zugeschrieben, als sie sollten. Daraus folgte also, daß sie lehrten, das Wasser vermöge zu reinigen; sie haben aber nicht erwogen, daß gleich daselbst Vers 6 folgt: „Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist." Aus diesen Worten hätten sie gleich gesehen, daß leibliches Wasser Nichts als blos Leibliches gebären kann. Irdisches wirkt blos Irdisches, deswegen vermag das Wasser nicht die Seele zu reinigen. Wenn sie aber sprechen: Es ist wahr, das leibliche Wasser thut Nichts, aber die Worte und das Wasser zusammen; so ist doch die Kraft eines mündlichen oder leiblichen Wortes nicht größer als die Kraft des leiblichen Wassers; denn es vermag Niemand die Sünden hinwegzunehmen, als Gott. Und wenn auch, wie sie sagen, das Element und Wort das Sakrament bildeten, so vermag dennoch auch kein Sakrament die Seele zu reinigen; denn es ist nur ein äußerliches Ding. Das auswendig gesprochene Wort macht die Seele nicht selig, sondern das inwendig verstandene und geglaubte. Noch eine Gegenwehr wollen wir hier für Diejenigen darbringen, die an diesem Orte durchaus streiten wollen: Wollet ihr durchaus, daß hier Wasser für flüssiges Wasser genommen werde, so müsset ihr auch Matth. 3, 11 Feuer als wirkliches Feuer nehmen: „Ich zwar taufe euch mit Wasser zur Buße; der

aber nach mir kommt, ist stärker als ich, dem ich nicht genugsam bin die Schuhe zu tragen; derselbe wird euch mit heiligem Geiste und mit Feuer taufen." Darum, wie hier Matth. 3, 11, Feuer nicht als wirkliches Feuer genommen werden muß, also muß auch Joh. 3, 5 Wasser nicht als wirkliches, flüssiges Wasser genommen werden. Da die Wassertaufe Nichts vermag zur Reinigung der Seele, so kann sie nichts Anderes sein, als ein äußeres Wahrzeichen, daß der Mensch in den Herrn Jesum Christum eingeführt, eingepflanzet und verpflichtet sei, daß er ihm leben und nachfolgen wolle. Und wie in Christo Jesu weder Beschneidung, noch Vorhaut gilt, sondern daß wir ein neues Geschöpf seien, ein neues Leben führen, so macht auch nicht die Taufe selig, noch reinigt sie uns von Sünden, sondern daß wir erneuert seien zu einem Geschöpfe, das da sagen kann: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Da nun die Seligkeit nicht an die Taufe gebunden ist, so ist sie allein des Glaubens." Exorcismus, Salz, Priesterspeichel, Kreuzschlagen und andere Erfindungen sind zu beseitigen. Unverschuldetes Entbehren der Taufe schadet nicht, da die Erwählung fest steht. Während Erwachsene nur auf das Bekenntniß hin getauft werden sollen, ist die Taufe der unmündigen Kinder schon deshalb beizubehalten, weil sie von den Aposteln selbst, wie man glaubt, geübt ward, weil der Taufbefehl ganz allgemein lautet, weil dieselbe den Eltern tröstlich ist, weil der Gemeinde die christliche Erziehung des Täuflings gesichert ist, und dem Kinde die Segnungen einer von Pathen und der Gemeinde überwachten Erziehung nur heilsam sein können, „damit sie nit in untrüw Händ fallind; und ist doch die Bewahrung allein Gottes, kommt aber us Inbrunst des Glaubens der Eltern." Das heil. Abendmahl trat an die Stelle des alttestamentlichen Passahmahles, ist ein geistlicher Genuß, wobei Christi Fleisch und Blut oder sein natürlicher und wesentlicher Leib, mit dem er hier gelitten hat und nun im Himmel zur Rechten des Vaters sitzt, nicht natürlicher oder leiblicher Weise, sondern mit dem Mund des Glaubens genossen wird, und bei welchem Genusse besondere Achtung auf die drei Artikel des christlichen Glaubens zu geben ist: „Ist aufgefahren zum Himmel," „wo er sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters," und „von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten." Denn in Christo sind zwei verschiedene Naturen, die göttliche und die menschliche, und sind doch beide ein Christus. Nach der göttlichen Natur hat Christus die Rechte seines Vaters nie verlassen; denn er ist ja ein Gott mit dem Vater, darum er auch spricht: „Ich und der Vater sind eins," Joh. 10, 30, und „Niemand ist hinaufgestiegen in den Himmel, als nur der aus dem

Himmel herabgestiegen ist, des Menschen Sohn, der im Himmel war." Dieser Natur halber bedurfte er nicht gen Himmel zu steigen, denn er ist allenthalben; auch wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen. Er ist deswegen überall zur Rechten des Vaters; denn er sagt, er wäre im Himmel, da er noch leiblich auf Erden war. Das mußte allein nach der göttlichen Natur sein. Die andere Natur Christi ist die menschliche, die er um unsertwillen angenommen, wahrhaft herumgetragen und an sich gehabt in dieser Zeit. Nach dieser Natur ist er gewachsen und hat zugenommen leiblich und an Weisheit; in dieser hat er Hunger, Durst, Frost, Hitze und andere Gebrechen, die nicht sündlich sind, erlitten; nach dieser ist er ans Kreuz geheftet, und mit dieser ist er gen Himmel gefahren. Darum soll und muß man, wenn hier Mark. 16, 9 von Christo geschrieben wird, er sei gen Himmel gefahren und sitze zur Rechten Gottes, dieses von der menschlichen Natur verstehen, denn nach seiner göttlichen ist er ewig allenthalben. Was aber Matth. 28, 20 geschrieben steht: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt," muß allein von der göttlichen Natur verstanden werden; denn nach dieser ist er allenthalben und mit besonderer Gnade und Trost bei seinen Gläubigen. Denn wenn man ohne Unterschied Alles, was auf die göttliche Natur bezogen ist, auf die menschliche beziehen wollte, und hinwiederum Das, was sich auf die menschliche Natur bezieht, ohne Unterschied auf die göttliche beziehen wollte, so würde man alle Schrift, ja den Glauben ganz verwüsten. Denn wie würde das verstanden werden: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!", wenn wir es auf die göttliche Natur beziehen wollten? Und dergleichen Stücke kommen viele in der Schrift vor. Die Eigenschaften jeder Natur müssen unversehrt bleiben. Wenn nun Christus zur Rechten Gottes sitzt, und da bleibt bis er am jüngsten Tage wiederkommen wird, wie kann er denn hier im Sakramente leiblich genossen werden? Du sprichst: Er ist Gott, er kann überall sein. Siehe, wie du dich so schön fängst. Er ist Gott, sprichst du. Dadurch gibst du zu verstehen, daß es eine Eigenschaft der Gottheit sei, allenthalben zu sein; aber dem Leibe kommt es nicht zu, allenthalben zu sein. Ich will es noch deutlicher machen. Joh. 16, 28 spricht Christus: „Ich bin ausgegangen vom Vater und bin in die Welt gekommen; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater." Siehe, wie diese Rede jener entgegensteht: „Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt," indem er hier spricht: „Wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater." Wie verläßt er die Welt? etwa mit seiner Gottheit, Gnade, Fürsorge, Barmherzigkeit? O, nein! So etwas rede keine

Kreatur! Nun muß er uns aber doch verlassen haben, denn er hat es ja geredet, er kann nicht lügen, er muß von uns gegangen sein. So folgt nun, daß er leiblich von uns hingegangen sei, uns leiblich verlassen habe. Wenn er nun hingegangen ist, die Welt verlassen hat, und nicht mehr bei uns weilet, so müssen entweder das Glaubensbekenntniß und die so klaren Worte Christi aufgehoben werden, was ja nicht geschehen kann, oder aber der Leib und das Blut Christi sind nicht im Sakramente. Umsonst beruft man sich auf die Allmacht Gottes, nach welcher er sein könne, wo er wolle. Gott ist Nichts möglich gegen sein eigenes Wort, was nicht eine Ohnmacht, sondern die rechte Allmacht ist. Sagt man: Das ist Gott schon möglich, so folgt eben noch keineswegs aus dieser Möglichkeit, daß es nun wirklich so sei. Auch ist es nicht möglich, daß Christus bis zum letzten Tage irgendwo anders sei, als zur Rechten des Vaters. Psalm 110, 1 steht: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege.“ Auf diesen Ausspruch bezieht sich Paulus im 1. Korintherbriefe 15. Sitzet Christus nun droben, so ist er nicht hienieden; wäre er aber hienieden, so brauchte er nicht zu kommen, denn er wäre ja da. Das zeigt auch Matth. 26, 64 an: „Ich sage euch, von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ Was könnte deutlicher geredet sein? Das Wort „von nun an“ beweist uns hinlänglich, daß wir ihn fort und fort, bis daß er in den Wolken zu Gerichte kommen wird, zur Rechten Gottes suchen sollen. Das „von nun an“ hört bis zum letzten Tage nicht auf. Der dritte Artikel des Glaubens „von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten,“ zeigt, daß er von dannen nicht kommt, bis daß er richten will. Er kommt nicht ins Brod hinein, sondern um zu richten die Lebendigen und die Todten. Ist er nun im Brode, oder ist das Brod der Leib Christi, so ist jetzt das jüngste Gericht, so sitzet er auf seinem Throne, und ist hier. Wenn aber das jüngste Gericht nicht hier ist, so ist auch Christus nicht leiblich da; denn wenn er leiblich kommen wird, wird er zu Gerichte sitzen. Auch kann Christus nicht anders kommen, als sichtbarlich. Denn es stehet Acta 1, 9 geschrieben: „Und da er Solches gesprochen, ward er emporgehoben, indem sie es sahen, und eine Wolke nahm ihn hinweg aus ihren Augen. Und als sie gen Himmel aufblickten, indem er hinfuhr, siehe, da standen zwei Männer bei ihnen in weißen Kleidern, die auch sprachen: Ihr galiläischen Männer! was stehet ihr und blicket gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch aufgenommen worden in den Himmel, wird also wieder kom-

men, wie ihr ihn sahet in den Himmel fahren.“ Dieses Wort kann uns Einfältige nicht betrügen. Kommt er so sichtbarlich herab in das Brod, wie die Jünger ihn gesehen haben hinauffahren, so wollen wir glauben, daß er da sei; denn die Engel sprechen, er werde also kommen, wie sie ihn gesehen haben hinauffahren. Kommt er nicht so offenbar und sichtbar, so wollen wir auf seine leibliche Ankunft verzichten, bis daß er also erscheint, wie es von den Engeln geredet worden; und Anderes werden uns weder Engel vom Himmel, noch Menschen, noch Teufel glauben machen, so viel sie auch von der leiblichen Gegenwart Christi im Brode reden, bis daß wir ihn so sichtbarlich sehen, wie ihn die Jünger gesehen haben gen Himmel fahren.“

Schriften hinterließ Zwingli eine große Anzahl, besonders exegetische über die Bücher des Alten und Neuen Testamentes. Die stürmische Zeit seiner nur 13 Jahre langen Berufsbahn als Reformator erlaubte ihm leider nicht, dieselben so zu ordnen, wie bei gewünschter Ruhe ein schriftstellerischer Gelehrter gethan haben würde. Unter unsäglichen Hemmungen sind sie entstanden. Dennoch sind die in Deutsch und Latein vorhandenen ein theures, werthes Zeugniß von dem großen Geiste, der in ihm war. Die erste noch unvollständige Gesammtausgabe seiner Schriften umfaßt vier Bände in Fol. und erschien durch Zwingli's Schwiegersohn R. Gwalther 1545. Im Jahre 1581 kam ein neuer Abdruck heraus, in Latein. Schon 1530, ungefähr fünf Jahre vor der lutherischen, erschien seine berühmte Bibelübersetzung, die bis heute, mit nur geringer Revision nach dem Grundtexte, als eine der vortrefflichsten Uebersetzungen gilt und in Amerika sehr stark verbreitet ist. Basel 1536, in Fol., dann 1592 in Quart, erschien ein großer Band seiner Schriften. Eine vielfach verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe erschien 1828—42 in Zürich durch Melch. Schuler und Joh. Schultheß. Sie führt den Titel: Huldreich Zwingli's Werke. In drei Bänden besorgten L. Usteri und S. Vögelin 1819 einen Auszug von Zwingli's sämmtlichen Schriften. Biographien erschienen 1776 von Nüscheler, 1810 von J. C. Heß, 1819 von J. M. Schuler, 1855 von Röder, St. Gallen und Bern, 1857 von R. Christoffel, der schon 1845 etwa 10 Bändchen aus Zwingli's Schriften herausgab, 1862 eine Broschüre von Hundeshagen, 1866 von Spörri, 1867 von Mörikofer.

16. Tod bei Kappel.

Theuer ist in den Augen des Herrn der Tod seiner Frommen.

Die unseligen Folgen des am 26. Juni 1529 unterzeichneten Kappeler Scheinfriedens, die der scharfe Blick des großen Reformators so ahnungsvoll vorausgesehen hatte, stellten sich nur zu bald ein. Wol hatte Bern gejubelt und Zürich Freudenfeste gefeiert, weil kein Blut vergossen worden war. Zwingli's Seele dagegen trauerte. Er meinte, wenn das Volk jetzt noch so sehr juble, so werde man doch gar bald über diesen vermeintlichen Triumph wehklagen. Sein auf der Kanzel gesprochenes Wort war für Zürich und seine Verbündeten ein Wort der Weissagung: „Der zu Kappel geschlossene Frieden wird bringen, daß wir nicht über lang die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen müssen." So kam es. Nur Bern hatte über den Sieg gejubelt, nur Zürich war fröhlich heimgegangen. Die fünf Waldstätte dagegen hatten erbittert das Feld verlassen, es war ihr Schwur, beim alten Glauben ewig zu verbleiben. Die eingegangenen Bedingungen des geschlossenen Friedens waren ihnen ein unerträgliches Joch und wurden von ihnen ganz anders als von den Zürichern ausgelegt. Der unterzeichnete Frieden belästigte sie. „Wir haben keine Ruhe," sagten sie, „bis wir alle diese Bande gesprengt und unsere alte Freiheit wieder gewonnen haben." Am 8. Januar 1531 trat eine Tagsatzung in Baden zusammen, wo die fünf Waldstätte erklärten, sie würden nicht mehr auf der Tagsatzung erscheinen, wenn dem zürcherischen unbefugten Evangelisiren nicht Schranken gesetzt werde, ja nöthigen Falls würden sie ganz allein strafbarer Gewalt entgegentreten. Dem gegenüber klagten die Züricher, daß das Verbot gegenseitiger Schmähreden, welches im Friedensvertrage einen Hauptartikel bildete, „damit nicht durch sie und durch Verläumdungen neuer Zwiespalt entstehe und größere Unruhen ausbrechen," besonders von den Schwyzern unaufhörlich gebrochen werde. Grade in diesem Verbot

lag jedoch der Funke verborgen, welcher das Feuer zum Ausbruche des zweiten Kappler Krieges bringen sollte. Die Zungen der katholischen Waldstätte zu zügeln, war eine Unmöglichkeit. Durch alle ihre Thäler schrieen sie, Zwingli sei ein Mörder und Oberketzer, verübe die schlimmsten Gräuel, und die Züricher seien insgesammt Ketzer, welche gräuliche Sünden begingen. Ein Pensionär rief in den Straßen aus, er ruhe nicht eher, als bis er Zwingli, diesem gottlosen Ketzer, das Schwert bis an das Heft in die Brust gestoßen habe. Alles durfte die Reformation und die Reformirten öffentlich schmähen. In Schwyz machte man es am schlimmsten. Die Reformirtgesinnten wurden nicht blos übel geschmäht, sondern auch übel behandelt. Die Feinde der Reformation erschienen in einer Landsgemeinde mit Tannenzweigen an den Hüten, als Zeichen des Krieges, ohne daß Jemand sich zu widersetzen gewagt hätte. Die fünf katholischen Kantone rüsteten sich für den von ihnen neu beabsichtigten Krieg. Stolz schauten sie auf die ketzerischen Kantone herab. Von allen Seiten rasselten die Kürasse und die Schwerter. Unter solchen Umständen mußten freilich die reformirten Kantone aufwachen. Im Februar versammelte sich in Basel, im März in Zürich eine neue Tagsatzung, und auf den 10. April eine allgemeine aller Kantone in Baden, welche jedoch insgesammt Nichts erstrebten, was den Frieden hätte sichern können. Zürich verlangte allgemeine freie Predigt des Evangeliums durch die ganze Schweiz; die fünf Waldorte dagegen küßten des Pabstes Fußsohle und die Hände der Oestreicher, deren Kaiser ihnen wöchentlich Briefe zusandte, durch die er die Katholischen ermunterte, der Sache der Reformirten guten Widerstand zu leisten, da seine Hülfe ihnen sicher sei. Der Krieg war nicht zu vermeiden. Das erkannte Zwingli klar. Sein Herz schlug allein zum kirchlichen und staatlichen Wohle seines Vaterlandes. Das Blut der alten Schweizer lebte eben in ihm, deren größte Ehre es war, für das Vaterland leben und sterben zu dürfen. Er wollte darum, man solle jetzt energisch handeln, ehe der mit den Türken gerade beschäftigte Kaiser den fünf Waldorten zu Hülfe eilen könne. Am 12. Mai 1531 versammelte man sich in Aarau, wo die Züricher den Waffen das Wort redeten, die Berner dagegen Grenzsperre vorschlugen. Getreide, Wein, Salz, Eisen, Stahl, meinten die Berner, solle man den fünf kleinen Kantonen absperren und damit Blutvergießen hindern. Der Zweck werde auf diese Weise vollkommen erreicht. Die Zürcher dagegen fanden diesen Vorschlag unklug, weil den Feinden Gelegenheit gegeben werde, heimlich sich zu rüsten, ja sogar sie zwinge, gerüstet einen Ausfall zu thun, um sich wieder Einfuhr zu verschaffen. Unschuldige würden

mit den Schuldigen getroffen, die Freunde dadurch zu Feinden gemacht, und unnöthiger Weise Tausenden alles Brod abgeschnitten. Umsonst waren Zürich's Gegenvorstellungen. Die Grenzsperre wurde am 15. Mai zum Beschluß erhoben. Zürich fügte sich. Zwingli trauerte. Am Sonntag darauf predigte Zwingli ernst und offen gegen diese ungerechte und unweise Maßregel der Grenzsperre. Er lebte der Ueberzeugung, daß er nicht nur als Pfarrer, sondern auch schon als christlicher Bürger Beruf und Recht habe, alles unchristliche Wesen, auch wenn es von der Obrigkeit ausging, zu strafen und möglichst zu hindern, soweit Gott ihm Kraft und Gelegenheit gebe. Unter Anderem sagte er in seiner Predigt: „Ihr von Zürich verweigert den fünf Orten wie Missethätern den Proviant. Lasset lieber auf eure Drohung einen entschiedenen Schlag folgen, als daß ihr arme Unschuldige aushungert. Meinet ihr, es sei kein hinreichender Grund zu ihrer Bestrafung vorhanden, und verweigert ihnen doch Speise und Trank, so zwingt ihr sie durch eure Maßregeln, die Waffen zu ergreifen, über die Grenze zu rücken und euch zu bestrafen. So wird es ergehen." Zwingli's Blick war klar, seine Trauer über die Grenzsperre eine gerechte. Nur zu bald ergriffen die Waldorte ihre Schwerter, wetzten ihre Hellebarden und schwangen sie nach der Richtung von Zürich und Bern mit dem Rufe: „Man sperrt uns die Straßen; wir wollen sie mit Gewalt aufthun." Das katholische Frankreich wollte Frieden stiften, versäumte aber dabei nicht, heimlich die Waldorte aufzuhetzen, ja um keinen Zoll breit von ihren Forderungen nachzugeben. Wieder versammelte sich die Tagsatzung. Man saß am 14. und 20. Juni, am 9. Juli, am 10. und 23. August, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Dazu kam, daß um diese Zeit eine Theuerung das Land drückte. Nicht allein in den katholischen Waldorten, sondern auch in Zürich litten die Armen schwer, um so mehr, da Müller und Bäcker die theure Zeit zu ihrer Bereicherung ausbeuteten und viele Reiche großen Wucher trieben. Dieser schweren Ungerechtigkeit trat Zwingli energisch entgegen und setzte es durch, daß Müller und Bäcker sich gewissen Vorschriften unterwerfen mußten, welche die Theuerung nöthig machte, und daß Alle, welche die theure Zeit zum Wucher ausbeuteten, bestraft wurden. Diese Alle wurden sofort Zwingli's Feinde, hetzten und arbeiteten gegen ihn, wo sie nur konnten. Mönche, Pensionäre, Adelige und Unzufriedene aller Arten machten jetzt gemeinschaftliche Sache, um den Reformator zu stürzen. Mit schwerem Kummer sah Zwingli auf das Treiben dieser Verbündeten. Tiefer Schmerz legte sich auf seine Seele. Es ward ihm weh ums Herz, ja ihm, der sich dessen bewußt war, nur für Kirche und Vater=

land gelebt, nie das Seine gesucht, nur für die zeitliche und ewige Wolfahrt des Volkes so gehandelt zu haben, wie er gehandelt hatte. In schmerzliche Trauer eingehüllt, trat er denn am 26. Juli vor den Großen Rath und sprach mit tiefbewegtem Herzen: „Elf Jahre lang predige ich euch nun das Evangelium und warne väterlich und treulich vor den Gefahren, die der Eidgenossenschaft drohen, wenn die fünf Orte, das ist der Haufe Derer, die von Jahrgeldern und Söldnerkriegen leben, die Oberhand gewinnen. Das Alles gilt bei euch aber nichts; im Gegentheil wählt ihr noch immer Solche in den Rath, die selbst noch nach dem Blutgelde lüstern sind. Solche Männer sind aber die besten Freunde der fünf Orte und die gefährlichsten Feinde des Evangeliums. Ihr wollet der Wahrheit nicht folgen und dennoch mich für alles Unheil verantwortlich machen. Ich begehre daher meine Entlassung und will auf andere Weise für mein Fortkommen sorgen." Dann entfernte er sich, die Augen voll Thränen. Darüber wurde der Rath sehr bestürzt, und die so viele Jahre vor Zwingli gehegte Ehrfurcht erwachte wieder neu. Jedes Glied des Rathes ward durch Zwingli's Worte tief gerührt. Man erkannte, daß mit Zwingli's Weggange der Kirche und dem Staate ein großes Unglück zustoßen würde. „Ihn jetzt verlieren," meinten Alle, „heißt Zürich zu Grunde richten." Der Bürgermeister und einige Magistratspersonen erhielten den Auftrag, in Zwingli's Haus zu gehen und ihn ernstlich zu bereden, seinen Entschluß fallen zu lassen. Noch an demselben Tage ging man zu ihm, und Zwingli nahm sich drei Tage Bedenkzeit. Drei Tage und drei Nächte kämpfte die Seele dieses großen Mannes, um die rechte Antwort zu finden. Das sah er wol ein, daß die Staatsmänner mit aller ihrer politischen Klugheit und Halbheit die Verhältnisse so verwirrt, die Zerrissenheit und das Partheiwesen so gefördert und die Feinde so gestärkt hatten, daß nur ein Alles tief erschütterndes Ereigniß und eine schwere Heimsuchung helfen könne, wie er sie den Zürichern auch vielfach vorhersagte. Daß er selbst als Opfer fallen werde, sah er als wahrscheinlich voraus. Wie viel angenehmer wäre es da für ihn gewesen, bei seiner eingereichten Entlassung zu beharren, sein Amt nicht wieder anzunehmen und außerhalb Zürich's etwa auf seinen Toggenburgerbergen, in Wildhaus oder sonstwo, in den Ruhestand sich zu begeben. Doch der große Mann wollte sein Vaterland in seiner Krankheit, in der Stunde, wo ein nationales Gewitter sich vorbereitete, nicht verlassen. Endlich wurde das Opfer gebracht und zitternd auf den Altar gelegt. Alles Unrecht, das man ihm zufügte, stellte er Dem anheim, der da recht richtet, und übergab sich auf's Neue unbedingt in den Dienst Gottes. Nach drei Tagen trat

Zwingli wieder vor den Großen Rath und erklärte demselben: „Weil ihr Besserung versprochen habet, so bleibe ich bei euch, und werde mit Gottes Gnade für das Wohl des Volkes wirken bis in den Tod.“ Neuer Muth und Eifer beseelte ihn von jetzt an wieder, und eine erstaunenswerthe Thätigkeit zur Ausbreitung des Evangeliums entfaltete er bis an sein Ende, unerachtet der zahllosen Arbeiten, die ihm sein pastoraler Beruf schon für die Sorge um Zürich allein auferlegt hatte, und die wir bei ihm von 1519 an fortwährend gefunden haben. Zwingli lebte einmal des unentwegbaren Glaubens, daß das Wort Gottes das einzige und gründliche Heilmittel für alle Schäden und Gebrechen seines Vaterlandes nicht nur in der Kirche, sondern auch im Staate sei. Er konnte darum von der Hoffnung nicht lassen, am Ende doch noch die ganze Schweiz für das Evangelium zu gewinnen. An der Gutwilligkeit zur Aufnahme des Evangeliums bei dem Volke in den Bergkantonen zweifelte er nicht und behielt, trotz aller Schmähungen und Beschuldigungen, mit denen ihn seine katholischen Landsleute in den Bergkantonen verletzten, ein warmes Herz für sie, das erst im Tode erkaltete. Schon 1529 und 1530, als er auf den Synoden zu Frauenfeld vor mehr als 400 Geistlichen stand, ward er mit hohen Ehren ausgezeichnet. Auch nach St. Gallen und Toggenburg wurde er gerufen, um auf Synoden die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen. Er predigte vor begeisterter Volksmenge und erntete Vertrauen und Ehrfurcht in so hohem Grade, daß in St. Gallen das Volk unter seinen Fenstern sich versammelte und ihm durch Gesang und Spiel seine Dankbarkeit ausdrückte. Die Augen Aller, welche die Wahrheit lieb hatten, sahen auf ihn; von ihm, wie von einem Propheten Gottes, erwartete man Rath, Ermahnung, Zurechtweisung und Trost. Bei dieser außerordentlichen Thätigkeit war er um diese Zeit grade mit der exegetischen Erklärung des Jesaias und Jeremias beschäftigt. Im Sommer 1531 erschienen beide Arbeiten im Druck. Glich doch seine eigne Stellung vielfach der jener zwei Propheten. Immer mehr schaute sein Auge über die Gegenwart hinaus, und je mehr er für sich selbst und die Kirche ein sich nahendes Wetter voraussah, um so fester hielt er daran, daß Gott, wie er es in seinen Predigten grade damals immer freudiger aussprach, dennoch sein Wort erhalten und den Seinen sich treu erweisen werde in allen seinen Verheißungen. Das Wort Gottes war ihm so sehr die alleinige Richtschnur seines Wirkens, daß er bereit war, lieber sein Leben zu verlieren, als den Gewalten, die wider Gott und sein Wort sich erhoben, im Geringsten zu weichen. Darum konnte er auch so klar und fest die Aufgabe überschauen, die ihm von Gott noch beschieden war, und

ohne das geringste Wanken der Trübsal, die mit jedem Tage näher herbeirückte, entgegengehen. Fortwährend suchte er in die Geheimnisse Gottes tiefer hineinzudringen, trat auf, wandelte und handelte im Angesichte der ihn umgebenden vaterländischen Noth wie Einer, der seine Heimat, sein Bürgerrecht droben hat. In seinem letzten Kommentar, der kurz vor Ausbruch des Krieges aus dem Druck hervorging, sagt er zu Kapitel 33, Vers 2, die ewig denkwürdigen Worte: „Hier müssen wir die höhere Nothwendigkeit, unter welcher die Propheten stehen, wol erwägen. Ist es nicht ein offenbarer Verrath, wenn man räth, daß Diejenigen, welche sich retten wollen, zum Feinde übergehen sollen? Könnte wol der Verrath durch etwas Anderes so deutlich dargethan werden, als durch diese Worte? Wenn dagegen Gott uns etwas thun heißt, was den Ansichten aller Menschen widerstreitet, wenn er uns etwas befiehlt, was die menschlichen Gesetze mit Recht verbieten und mit Strafe bedrohen, dann befinden wir uns scheinbar zwischen Thür und Angeln. Aber eine Seele, die Gott fürchtet und ehrt, kümmert sich nicht um die Drohungen der Welt. Den Rath Gottes zu fördern, was ihr auch dabei begegnen möge, ist ihr Geschäft. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg fährt, muß darauf rechnen, daß Gespann und Geschirr abgenutzt werden, aber dennoch fährt er die übernommene Waare zum Ziele. Wir sind Gottes Gespann und Geschirr. Jedes Stück ist gebrochen, abgenutzt und beschädigt, aber unser himmlischer Führer vollendet dennoch seine großen Rathschlüsse. Wir sollen uns daher die Leiden und die Kämpfe nicht verdrießen lassen; denn durch sie wird Das errungen, was Gott will. Wird es uns auch nicht vergönnt, selbst den glücklichen Erfolg noch zu schauen, so haben wir gleiches Schicksal mit den Kriegshelden. Diejenigen von ihnen erkämpfen die schönsten Siege, welche die Hitze der Schlacht selbst muthig tragen oder im Kampfe fallen, und in beiden Fällen nicht blos Zuschauer sein können. Muth also! wenn sich uns bei der Erneuerung der Kirche Christi und der Wiederherstellung einer christlichen Ordnung auch viele Leiden und Gefahren entgegenstellen, wenn wir den Erfolg auch nicht mehr erleben sollten. Der Richter sieht uns und krönt uns nach dem Kampfe. Andere freuen sich auf Erden der Früchte unserer Leiden, während wir im Himmel die ewige Belohnung genießen!"

Wenn der theure Gottesmann bei den hohen Auszeichnungen, die ihm bei seinen Synodalreisen in die Bergkantone so wiederholt zu Theil wurden, sich täuschte, indem er daraus auf eine gutwillige Aufnahme des Evangeliums in allen Waldorten schloß, und in Folge dessen die Zähigkeit übersah, mit der die katholischen Urkantone ihr liebgewordenes theures Alte festhielten,

und annahm, sobald der Predigt des Evangeliums der Zugang bei dem Volke der Waldstätte geöffnet sei, so würden auch das freudige Hören, die willige Annahme desselben nicht fehlen, so war seine Täuschung dennoch eine in hohem Grade edle, ja rührende, die uns zeigt, wie ungetheilt Zwingli sein ganzes Vaterland im Herzen trug. Zwingli fühlte sich von Gott berufen, die freie Predigt des göttlichen Wortes, wie für alle Christen insgesammt, so besonders auch dem Volke der Waldstätte, seinen geliebten Brüdern, zu erkämpfen, um sie auf diesem Wege zur wahren eidgenössischen Freiheit zu führen. Sein Glaube in Gottes Walten war ein so seelenvoller, lebendig thätiger und weiter, daß er jede Stunde bereit war, sein Leben für das Evangelium zum Opfer zu bringen. Statt daß die Aussicht auf ein baldiges tragisches Ende ihn zurückgeschreckt hätte, belebte sie vielmehr seinen gottergebenen Muth: denn von Gott auserwählt und gewürdiget zu sein, für dessen Sache zu sterben, war ihm die höchste Siegeskrone des Christen. Jetzt da sein ausgesprochener Scharfblick, den er zu guter Stunde vor den Rath und die Tagsatzung gebracht hatte, und der so hoch verdient hätte beachtet zu werden, aber eben überhört worden war, anfing sich zu erfüllen, weiß Zwingli immer noch Rath und bleibt treu seiner Aufgabe, für die er sich von Gott berufen fühlte. Wie er richtig voraussah, hatte die lange Absperrung der Lebensmittel mehr geschadet als genützt. Die Waldorte sind durch sie nicht gedemüthiget, sondern trotziger und unter sich einiger geworden. Rathlos standen die reformirt gewordenen Kantone da. In Bremgarten wurden innerhalb weniger Wochen eine ganze Reihe von Tagsatzungen gehalten. Hoben sie die Sperre auf, so hatten sie dadurch Nichts gewonnen, dagegen Vieles verloren, weil die Feinde aus der zuvorkommenden Aufhebung der Landsperre geschlossen hätten, die Reformirten wären nicht stark oder einig genug, sich der fünf katholischen Orte zu erwehren. Hoben sie die Sperre nicht auf, so war nicht abzusehen, wie die Sache enden würde. Die fünf Orte waren bereits so trotzig, daß sie selbst die gemäßigtesten Vorschläge nicht mehr anhören wollten, sondern unerbittlich auf der Forderung sofortiger Aufhebung der Grenzsperre bestanden. Laut und immer eindringlicher rieth Zwingli zur Aufhebung, und sprach wiederholt sein schmerzlichstes Bedauern aus, daß man seinem wolgemeinten Rathe, seiner ernsten Warnung gegen diese schnöde Maßregel kein Gehör gegeben habe, da es immer offener an den Tag trete, wie diese ungerechte Handlung die fünf Orte zwingen werde, Zürich kriegerisch zu überfallen, wodurch wiederum bei der herrschenden Rathlosigkeit viele Menschen unglücklich gemacht und dem Werke der Glau-

bensverbesserung unendlicher Schaden zugefügt werden würde. Ihm schien noch immer, wie er früher schon gerathen hatte, eine Besetzung der Waldstätte weniger nachtheilig und dem Evangelio gemäßer als die Sperre. Der bisherigen Unthätigkeit zu steuern, begab sich Zwingli mit Collin und Werner Steiner zur Zeit der vierten Sitzung der Tagsatzung nach Bremgarten, obschon er sich dadurch der größten Todesgefahr aussetzte. Gedeckt durch die Dunkelheit der Nacht, traf er heimlich im Hause seines theuren Bullingers ein, ließ vor Tages Anbruch die Berner Abgeordneten Johann Jakob von Wattwyl und Im-Haag rufen und unterredete sich mit ihnen im Hause seines Freundes Bullinger während der Stille der Nacht und bat sie inständigst, das Wohl des Vaterlandes insgesammt zu bedenken. Die Berner, von den ernsten Vorstellungen des Reformators ergriffen, versprachen ihr Bestes zu thun, um dem gefürchteten, von Zwingli so klar vorausgesehenen Unheil zuvorzukommen. Hätten die Abgeordneten der katholischen fünf Stände um Zwingli's Anwesenheit in Bremgarten gewußt, so wären seine Tage gezählt gewesen. Aus diesem Grunde mußten während dieser nächtlichen Besprechung drei Glieder des Stadtrathes vor Bullingers Hause Wache halten. Noch ehe der Tag anbrache, eilte der Reformator mit seinen beiden Freunden Collin und Steiner, von Bullinger und den drei Rathsherren begleitet, durch die einsamen Stadtstraßen an das Züricherthor, wo sich noch eine herzzerreißende Scene der heiligsten Freundschaft zwischen Zwingli und Bullinger zutrug. Zwingli konnte sich von seinem Busenfreunde Bullinger nicht losreißen. Drei Mal nahm er schluchzend von Bullinger Abschied, ohne sich trennen zu können. In der Ahnung seines nahen Todes, gewiß, daß er Bullinger auf Erden nie wieder sehen werde, gab er ihm mit heißen Thränen seinen Segen, indem er zu ihm sprach: „Gott behüte dich, mein lieber Heinrich, bleibe getreu dem Herrn Jesu Christo und seiner Kirche." Dann riß er sich, laut schluchzend, von Bullinger, den er umarmt hatte, los und reiste Zürich zu. Als sie sich endlich trennten, erschien plötzlich eine schneeweiße Gestalt, durch welche die am Thore Wache haltenden Soldaten erschreckt wurden, und die dann sofort in den vorbeifließenden Bach trat, wo sie verschwand. Bullinger, der mit Zwingli und seinen Zürcher Freunden Nichts gesehen hatte, suchte auf das Erzählen der Wache hin ringsum nach, jedoch ohne Erfolg. Still und tief bewegt begab sich Bullinger nach seinem Hause. Die weiße Gestalt beschäftigte ihn. Mit düstern Blicken schaute er in die kommenden Tage. Er ahnte nichts Gutes.

Zwingli kam in Zürich wieder an und fand die Aufregung im Zuneh-

men. Die Gemüther Aller waren mit den schwersten Besorgnissen erfüllt, denn auch in der Natur ereigneten sich wunderbare Dinge, die sich nicht weglächeln ließen. Im Westen des Horizontes erschien ein Komet, dessen breite, lange, blaßgelbe Strahlen sich gegen Mittag oder Süden wandten, und der, wenn er unterging, wie ein Feuer leuchtete. Auch Zwingli betrachtete ihn. In der Nacht vom 15. August—acht Wochen vor seinem Tode—stand er mit seinem Freunde Georg Müller, dem ehemaligen Abte von Wettingen, auf dem Domkirchhofe des Großmünsters. Auf die Frage des Abtes: was dieser Stern wol bedeute? antwortete Zwingli: „Mir und manchem Biedermanne, der in der Eidgenossenschaft gern das Recht und die Wahrheit siegreich sähe, wird er zum Grabe leuchten!" „„Mit Gottes Wille, nein!"" sagte der Freund, „„Gott wird Solches nicht geschehen lassen."" „Ja, ja," erwiderte Zwingli, „er wird es zur Bewährung geschehen lassen! Wenn aber die Ruthe am Hause Gottes anhebt, dann dreimal Wehe den Feinden des Evangeliums! Gott wird seine Sache dennoch erhalten, wenn es auch so weit kommt, daß man glaubt, es werde Alles wieder zu Grunde gehen. Der Sache selbst traue ich schon, die ist recht und gut, aber den Leuten traue ich so wenig als möglich. Unser einiger Trost sei Gott!" Am 3. September verschwand der Komet wieder, der drei Wochen lang die ganze Eidgenossenschaft im Schrecken erhalten hatte, da er als ein Zeichen des Zornes Gottes galt und man von ihm sagte, er bedeute nicht blos großes Blutvergießen, sondern auch den Tod vieler gelehrten und berühmten Männer. Im Kanton Argau, nahe bei dem Dorfe Castelenschloß, stand schon vor dem Erscheinen des Kometen, am 26. Juli, eine Wittwe vor ihrem Hause, als sie plötzlich Blut aus der Erde hervorsprudeln sah. Ein bernerischer Beamter berichtete den amtlich untersuchten und bestätigten Vorfall an Zwingli. Auf dem Brüning sah man zwei Fahnen am Himmel flattern, in Zug sah man über der Stadt einen Kriegsschild in der Luft schweben, an der Reuß hörte man nächtlichen Kanonendonner, auf dem Luzerner- oder Vierwaldstättersee sah man in der Nacht Schiffe mit geisterhaften Kriegern kreuzen. Krieg, Krieg! Blut, Blut! war der nicht mehr zu stillende Ruf aus den Waldorten. Alles war rathlos, nur Zwingli allein blieb still und ruhig. Als ein Kämpfer Gottes verwarf er keinerlei Ahnung, gelassen nahm er sie auf. Sein inniger Umgang mit Gott stärkte ihn. Sein Herz war beseelt von dem Frieden, den die Erde nicht geben kann. Sein so seelenvoller Glaube stützte sich auf ihn und wurzelte allein in ihm, der einst zu seinen Jüngern sprach: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die

Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz werde nicht betrübt und verzage nicht." Noch einmal erhob er, in gerechter Entrüstung über das saumselige Handeln der Zürcher und Berner, während die Waldstätte immer deutlicher den Krieg ankündigten, seine warnende Stimme von der Kanzel herab an das Volk: „Nun wolan, die treuesten Warnungen fruchten nichts mehr an euch, können euch auch nicht retten, ihr wollet die ausländischen Pensionäre, die so stolz ihr Haupt erheben, nicht strafen. Sie haben zu starke Stützen unter euch. Eine Kette ist geschmiedet. Da ist sie; sie wird auseinander gelegt, Ring an Ring, mich und manchen frommen Züricher zu erwürgen. Gegen mich ist Alles berechnet. Ich bin auch bereit und unterwerfe mich dem Willen Gottes. Aber diese Leute sollen nie meine Herren sein. Aber dir, Zürich, werden sie den Lohn geben; sie werden dir einen Schlag auf das Haupt versetzen, denn du willst es also haben. Strafen willst du sie nicht, darum werden sie dich strafen. Aber Gott wird sein heiliges Wort hüten und ihre Herrlichkeit wird bald ein Ende nehmen. Gott walte sein und schütze seine Kirche!" Noch einmal ward ein Versuch zum Frieden gemacht. Umsonst. Die Waldorte hatten bereits unter sich eine Landgemeinde in Luzern abgehalten und Krieg beschlossen. Zürich blieb sorglos. Was immer das Gerücht von stillen Rüstungen der Katholischen auch sagte, man glaubte ihm nicht, bis es zu spät war. In tiefster Stille bewachten die Katholiken alle Wege, um jede Verbindung mit Zürich unmöglich zu machen. Die Freunde, welche Zürich in Zug und Luzern hatte, und auf deren Nachrichten man rechnete, waren selbst in ihren Thälern wie Gefangene. So blieb Zürich unbenachrichtigt über die Vorgänge unter den Waldstättern, bis ihnen am 4. Oktober vom Kappeler Kloster aus schnell die Warnung zugesandt wurde: „Waffnet euch und seid auf der Hut." Allein man glaubte dem Eilboten nicht. Am 8. Oktober, einem Sonntage, an dem Zwingli zum l e t z t e n M a l e auf der Kanzel stand, erschien ein Bote in Zürich und forderte im Namen der fünf Kantone den ewigen Bund zurück. In der Stadt herrschte Verrath, Unschlüssigkeit, Schrecken. Das Volk schien feige geworden zu sein und die Anführer schwankten hin und her. Zwingli allein stand aufrecht und getrost. Er schaute unverrückt auf seinen Herrn und das ewige Leben mit der Siegeskrone, und wußte wol, daß Gott zwar sein Antlitz verbergen, aber die Seinen nicht gar vergessen könne. So rief er dann von der Kanzel herab in das rathlos verzweifelnde Volk hinein, gleich als ob er Rom's Gespenst vor sich sähe, wie es sich furchtbar erhob hinter den Alpen, um ihm und den Seinigen den Glauben abzufordern: „Nur das ist unser wahres Eigenthum, Gott zum

Freunde zu haben, den kein Tod und keine irdische Macht uns entreißen kann; nein, nein, ich werde meinen Erlöser nicht verleugnen!" Am 9. Oktober waren schon 10,000 Mann aus den Bergen hervorgebrochen, so berichteten Boten, und bezeichneten ihren Weg durch die freien Aemter und Kappel zu mit Mord und Brand. Dienstag den 10., Vormittags 10 Uhr, war man nach langer Berathung in Zürich so weit, daß man den Hauptmann Georg Göldli, der es heimlich mit den Katholischen hielt, mit etwa 600 Mann nach dem drei Stunden entfernten Kappel abschickte. Weil jedoch die Pferde noch nicht bereit waren, konnte der Schützenhauptmann Peter Füßli erst gegen drei Uhr Nachmittags mit dem Geschütze nachkommen, mit dem er Nachts zwischen zwei und drei Uhr in Kappel anlangte, worauf ihm am Morgen die bezeichnete Stellung angewiesen wurde. Jetzt rückte auch von Meilen und Grüningen etwas Mannschaft ein, so daß die vereinigte Schaar etwa 1200 Mann betrug. Um elf Uhr meldeten die Vorposten, eine „große Welt" rücke von Zug her über die Allment und nähere sich den Wachen. Darauf versammelte Göldli seine Krieger auf Scheuren und bildete die Schlachtordnung. Die kleine Heerschaar kniete nieder zum Gebet. Mittwochs den 11. Oktober 1531 rüsteten sich die fünf Orte auf der weiten Ebene des Baarer Bodens langsam zum Aufbruch. Ihre Stellung hatte die besten Vortheile, indem sie die Straße inne hatten, welche zur Linken des Feindes von Baar aus über Ebertsweil nach Hausen führte, die ohnedies hoch gelegen war, während mehr rechts zu ihren Füßen ein Wäldchen lag, das sie vor dem Feinde deckte. Dagegen war freilich nach dieser Seite hin die Bewegung des Heeres mit Kanonen und Wagen durch den tiefen Grund schwierig und gefährlich. Durch Göldli wurde ihnen jedoch dieser Nachtheil zum Vortheile gemacht. Denn mehrere schwere Gespanne des Feindes blieben in dem weichen Grunde stecken, verursachten im Zuge Verwirrung und wären ohne weiteres den Zürchern in die Hände gefallen, wenn Rudolph Schinz Erlaubniß erhalten hätte, mit einer Schaar freiwilliger Schützen in den zerstreuten Haufen zu fallen. Göldli, der Hauptführer der Züricher, erlaubte es ihm nicht. Da nun dem Feinde Zeit gelassen wurde, unten hindurch zu kommen und hinter das Buchenwäldchen zu ziehen, drangen mehrere Zürcher durch das Gehölz und sahen, wie mühsam und zerstreut die Feinde sich vorwärts bewegten. Als sie schnell zurückkehrten und Solches anzeigten, rief Rudolf Gallmann: „Fromme Zürcher, jetzt laßt uns getrost in sie fallen, jetzt sind sie unser; gewiß, wenn wir sie jetzt angreifen, sind sie geschlagen. Lassen wir sie aber hinaufkommen, so daß sie uns anfallen, dann sind wir geschlagen." Göldli gab Gegenbefehl!

Drinnen in der Stadt wurde endlich am Morgen dieses 11. Oktobers auf dem Rathhause das große Banner ausgesteckt, um alle wehrfähige Männer unter die Waffen zu rufen. Aber anstatt stolz sich zu entfalten, fiel es schlaff zusammen: ein trauriges Wahrzeichen, welches Alles erschreckte. Während der Feind in der Front vor Zürich stand, hatte man in der Nacht zuvor 500 Mann in die freien Aemter entsendet und etwa 400 Mann nach Wädensschweil. Aus diesem Grunde ging es jetzt, wo die Alles entscheidende Schlacht geschlagen werden sollte, nur mühsam zu, um etwas Mannschaft aufzubringen. Das Heer hätte wenigstens 4000 Mann stark sein sollen, das jetzt in der Stunde größter Gefahr hätte abgeschickt werden müssen. Allein es schaarten sich blos einige Hundert, die sich dann noch zertheilten, indem die Einen ohne den Befehl der Obern abzuwarten und ohne Eidschwur zu den Thoren hinauseilten, während die Uebrigen bis nach Mittag noch zurück blieben, den Eid leisteten und sich langsam zum Abmarsch rüsteten. Der Rath war noch nicht einig, was eigentlich das Beste sei. Zwingli rief: „Soll man sich hier vorerst lange versammeln, so besorge ich, wir kommen für unsere biedern Leute zu spät. Darum ziemt sich nicht, daß wir hier stehen und hören, was die Unsrigen da unten bei Kappel leiden. Ich einmal will im Namen Gottes zu den biedern Leuten hinab und willig mit und unter ihnen sterben, oder sie retten helfen."

„Ohne einen Hauptprediger darf das große Banner nach uraltem Schweizergebrauche niemals die Stadt verlassen!"—das war die allgemeine Stimme. Alles schaute auf Zwingli. „Ohne ihn gibt es keinen Rath,"—sprachen die Einen. Andere sagten: „Wer soll uns trösten, wenn nicht Zwingli." Der Rath berief ihn als Feldprediger, er mußte ausziehen. Jetzt versammelte sich auf dem Domplatze vor dem Hause des Reformators ein Theil der noch vorhandenen Mannschaft. Neben der Thüre des Hauses stand angebunden ein Schlachtroß, bereit für Zwingli. Um 11 Uhr trat er aus der Thüre, mit einem zwar festen, aber traurigen Blicke. „Ich weiß, wie es kommt; Alles geschieht, damit ich fortkomme." So sprach der große Mann schon Wochen zuvor. Begleitet von seinem laut weinenden Weibe, vielen Freunden und seinen Kindern, die sich schluchzend an seinen Mantel klammerten, um ihn zu halten, verließ er das Haus, in welchem er so glückliche Jahre verlebt hatte. Bei seinem Pferde stehend, sagte er zu seiner weinenden Anna: „Die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen; der Herr will es, Amen! Er sei mit dir, mit mir, mit den Unsrigen!" Seine Gattin stand sprachlos vor ihm, bis sie endlich zitternd fragte: „Werden wir uns wieder sehen?" „So der Herr es will! Sein Wille ge-

schehe!" erwiderte Zwingli. „Und was bringst du uns zurück?" frug Anna. „Segen nach dunkler Nacht!" sprach Zwingli, und küßte noch seine Kinder, um auf immer von ihnen und ihrer Mutter sich zu trennen. Wie ein Sterbender die Seinen segnet, so befahl er die Seinen dem Schutze Gottes; noch einmal still seufzend: „Herr, wie du willst!" reichten sich er und Anna zum letzten Male die Hand. Damit stieg er zu Pferde. Aber in eben demselben Augenblicke, da er sein Pferd besteigen wollte, scheute es einige Schritte zurück, und selbst als er schon im Sattel war, wollte es nicht voran, sondern sprang rückwärts. „Eine böse Vorbedeutung," sagten Viele bei sich selbst. Zwingli jedoch spornte sein sich bäumendes Pferd und ritt mit verhängten Zügeln fort. Alles blickte ihm nach. „Betrachtet ihn noch einmal, wir sehen ihn nicht wieder!" sagte Einer. „Der Herr geleite ihn!" fügte ein Anderer hinzu. „Ach," sprach ein Dritter, „hat er nicht von Bullinger in Bremgarten kürzlich Abschied genommen, wie ein Mann, der in den Tod geht?" Sie sahen ihn nicht wieder.

Ohne rückwärts zu schauen zog er in Gottes Namen mit der kleinen Schaar ab, die ungeordnet dem bedrängten Häuflein bei Kappel überm Albisberge zu Hülfe eilte und nach drei Uhr des Nachmittags auf der für die Zürcher so verhängnißvollen Stätte ankam. Der ganze Schlachthaufe der Zürcher zählte etwa 1800 Mann, während die fünf Orte mit etwa 8000 Mann ihm gegenüber standen. Unterdessen war es vier Uhr geworden und die Sonne neigte sich zum Untergange. Die Feinde hatten die Verstärkung der Züricher bemerkt, hielten Kriegsrath und eilten noch vor Einbruch der Nacht mit wildem Geschrei auf die Zürcher los. Von beiden Seiten begann ein heftiges Stechen, Schlagen und Steinewerfen. Die Feinde wichen zwei Mal zurück. Während nun die vorderen Reihen eine Zeitlang den Kampf gegen den übermächtigen Feind aushielten, sahen die hinteren Glieder den rechten feindlichen Flügel jenseit des Gehölzes gegen Mitternacht den Rain hinabziehen und hinter ihrem Rücken gegen den Graben herandringen. Von Schrecken ergriffen, begannen die Hintersten zu weichen und eilten dem Graben zu. Als die hinter dem Banner Stehenden Solches sahen, wendeten auch sie sich zur Flucht. Um so mächtiger bedrängte nun der Feind auf der ganzen Linie die gebrochenen und gelichteten Reihen der Zürcher, von denen die noch Lebenden sich zur Rettung dem Albis zuwandten. Manche fielen beim Uebergang über den breiten Mühlgraben, welcher sich mit Todten und Verwundeten füllte. Andere erlagen weiterhin den Streichen der grimmig nacheilenden Feinde, welche die Fliehenden bis nach Türlen am Fuße des Albis verfolgten.

Die Banner der fünf Orte rückten vorsichtig und in geschlossener Ordnung bis auf die Hauser Allment. Ueberall siegte der Feind. Es war keine Schlacht mehr, sondern nur noch ein Schlachten auf den Feldern von Kappel. Zürich hatte verloren.

Als die Kriegshäupter der fünf Waldorte über das Schlachtfeld schritten, hatten sie die traurige Freude, unter den Erschlagenen grade diejenigen Zürcher zu erkennen, welche die entschlossensten Vertheidiger der evangelischen Sache waren. Da fanden sie den hochangesehenen Oberst-Zunftmeister Rudolf Dumeisen nebst seinen beiden tapfern Söhnen Großhans und Junghans; den kühnen Ulrich Funk; Heinrich Peyer, der auf seinem Vorposten zu Kappel so treue Wache gehalten. Die sämmtlichen Hauptleute, welche das Hauptbanner begleitet hatten und in den Tod geeilt waren, z. B. Schweizer, der sterbend das Banner noch fest hielt; Schützenhauptmann Wilhelm Töning, Schützenfähndrich Jost von Chusen, Spießenhauptmann Heinrich Escher, Hallbardenhauptmann Marx Maurer, Wagenhauptmann Hans Däniker, Wachtmeister Rudolf Rei — dahingestreckt vermehrten diese Alle den Triumph ihrer Feinde. Unter den Todten waren sieben Mitglieder des Kleinen und neunzehn des Großen Rathes, überhaupt 98 Bürger der Stadt Zürich, standhafte Freunde der Reformation. Ebenso tapfer fielen die Männer vom Lande, 500 an der Zahl, und oft fielen neben einander Vater und Sohn kämpfend und sterbend, so der Ammann Heinrich Merkli von Kilchberg mit 2 Söhnen, während der dritte tödtlich verwundet neben ihnen lag, aber wieder genas; ebenso wurde von drei Brüdern Goßauer aus dem Riesbach, die auf dem Schlachtfeld lagen, der dritte gerettet. Rudolf Gallmann von Mettmenstetten nebst zwei neben ihm gefallenen Brüdern zur Rechten und zur Linken. Nach uralter Schweizersitte mußten die Prediger an der Spitze ihrer Gemeinden ebenfalls ausziehen. Auf den Höhen und Wiesen von Kappel fielen ihrer 25 durch das Schwert. Als treue Hirten hatten sie ihre ausziehenden Gemeinden begleitet und schauten mitten in der Schlacht dem Tode in's Angesicht, mit dem Troste des Evangeliums vom ewigen Leben bei den Ihrigen verharrend. So fiel Abt Wolfgang Jomer von Kappel gegenüber seiner Wohnung. Schmidt von Küsnacht fiel zwischen 40 seiner Gemeindeglieder. Dietbold von Geroldseck, Chorherr Anton Walder, Johann Haller—sie starben für das von ihnen verkündigte Wort des Heiles. Von den 25 gefallenen Predigern waren sieben aus der Stadt und achtzehn vom Lande. Göldli, der auf dem Schlachtfelde den Verräther spielte, verließ Zürich und zog nach Konstanz. Der Verlust der fünf Waldstätte wurde auf 80 Mann geschätzt,

der dagegen auf Seite der Zürcher auf etwa 900 Mann. Aber Ein Tod war bitterer, als alle. Zu den Strömen vergossenen köstlichen Blutes sollte sich noch das edelste und unersetzlichste gesellen. Zwingli stand fest auf seinem Posten, mitten unter seinen Gemeindegliedern, den Helm auf dem Haupte, das Schwert zur Seite, die Streitaxt in der Hand. Denn nach Schweizersitte mußten die Feldprediger Waffen tragen. Auch Zwingli trug sie, machte aber von den seinigen ganz und gar keinen Gebrauch. Während er noch im ersten Kapplerkriege planvoll und unermüdlich Alles anordnete und Schritt für Schritt leitete und besorgte, verharrte er im zweiten in einer wehmüthigen Gelassenheit, womit er den kommenden Ereignissen entgegensah und den traurigen Ausgang derselben verkündigte. Nachdem seine Rathschläge und Mahnungen vergeblich gewesen, legte er die Sache in die Hand des Herrn und beugte sich geduldig und getrost in seinen Willen. Es kann kein herrlicheres Zeugniß für seine Gottergebenheit bis in den Tod und von seiner Treue in der Nachfolge Christi geben, als der Schluß seiner Vorrede zur Leidensgeschichte Jesu. Diese seine Worte zeigen uns ganz getreu die Gesinnung und Stimmung, in welcher er vom Albisberg auf das Schlachtfeld von Kappel eilte. „Auch wir wollen den Tod Christi bedenken lernen, damit wir tapfer, unerschrocken und standhaft seien, wenn wir für Christum, für Wahrheit, für Gerechtigkeit zu leiden haben, damit wir mit ungebrochenem Muthe Beschimpfungen, Schmähungen, den Tod ertragen, so daß Nichts so hoch, Nichts so schwer sei, das wir für ihn zu tragen nicht bereit seien. Das heißt Christo gleichförmig werden, zu leiden, was er selbst gelitten, zu thun, was er selbst gethan, sich Dessen zu rühmen und zu freuen, was man für Christus zu tragen berufen ist. Denn es sei ferne, daß wir in dieser Welt einen anderen Ruhm suchen, als im Kreuz unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen uns die Welt gekreuzigt ist und wir der Welt: dessen Wundmale wir an unserem Leibe tragen, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöthen. Wir wollen uns um Jesu willen stets dem Tod überliefern, damit auch Jesu Leben in unserem sterblichen Leibe geoffenbaret werde. Denn die Liebe Christi dringet uns, indem wir also urtheilen, daß, wenn Einer für Alle gestorben, somit sie Alle gestorben sind. Denn die schnell vorübergehende leichte Last unserer Trübsal schaffet uns immer überschwenglicher ein ewiges Gewicht der Herrlichkeit, da wir nicht das Sichtbare betrachten, sondern das Unsichtbare. Lasset uns bedenken, welche Schande es sei, von einem so großen Feldherrn abzufallen oder feige zu sein, da er selbst so tapfer und entschlossen kämpfte: wie wenig es den Gliedern geziemt, stolz, hochmüthig, neidisch

zu sein, während das Haupt sich so demüthigt und von solcher Liebe brennt; welche Schmach es sei, wenn der Hauptmann so viele Wunden und zuletzt den Tod auf sich nimmt, die Kriegsknechte aber schlafen und schwelgen. Alle Diejenigen also, welche Jesu Christo getreu leben wollen, sollen bereit sein, Verfolgungen zu ertragen, durch viele Trübsale nach dem ewigen Leben trachten, in der Furcht Gottes stehen, ihre Seelen auf Anfechtungen vorbereiten und sich von der Welt unbefleckt erhalten. Denn Christus hat uns ein Vorbild gelassen, damit auch wir thun, wie er gethan." Als Zwingli mit seinen Gefährten sich Kappel nahte und Hans Maler, der Stadtreuter von Winterthur, hinter ihm drein ritt, so hörte dieser ihn brünstig beten, indem er Gott anrief, ihm Seele und Leib und besonders seine Kirche anbefahl. Nachdem der Angriff aus dem Walde schon begonnen hatte, indem die von oben herab gerichteten Schüsse der Feinde unter den Zürchern ihre verheerende Wirkung ausübten, stand Zwingli, auf die Hallbarde gestützt, im dritten Gliede, und erkundigte sich besorgt nach dem unerwarteten Angriff. Da trat Leonhard Burkhard, der Pfister, einer der Gegner Zwingli's, zu diesem und sprach: „Wie steht's nun, Meister Ulrich, wie gefällt euch die Sache? Ihr habt uns den Brei gekocht und die Rüben gesalzen: ihr müßt sie uns nun helfen ausessen!" „Das will ich", antwortete Zwingli, „und mancher Biedermann, der hier steht in Gottes Hand, dessen wir im Leben und im Sterben sind!" Als der Gefallenen immer mehr wurden, bat Bernhard Sprüngli, ein anderer Zürcher, den stets trostreichen Prediger, daß er zum Volke reden und dasselbe stärken möchte. Da sprach Zwingli zu den ihn Umstehenden: „Biedere Leute, seid tröstlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist unsere Sache doch gut. Befehlet euch Gott, der uns und den Unsern helfen kann. Gott walt's!" Unter den Todten lag Zwingli's Stiefsohn, Gerold Meyer von Knonau, Bezirk Affoltern, erst 22 Jahre alt und schon Mitglied des Großen Rathes. Es fiel Anton Wiez, der Mann der ältern Stieftochter Margaretha. Mitten unter den Erschlagenen fanden die plündernden Feinde auch den Rathsherrn Balthasar Keller, Zwingli's jüngern Tochtermann, mit vielen Wunden bedeckt, welchem sie den Harnisch und einen Ring abnahmen. In der Nacht kam er wieder zu sich selber und vermochte sich noch zu retten. Bernhard Reinhard, Zwingli's Schwager, starb den edeln Tod eines wackern Eidgenossen. Neben ihm lag sein Vetter Rudolf Rei, der Großkeller beim Münster und Stadtbaumeister, ebenso Zwingli's Schwager Hans Lütschi und älterer Tochtermann Ulrich Stoll. Zwingli selbst lag unter den edeln Todten. Mehrmals im Gedränge darniedergestoßen, erhob er sich zum

zweiten Male wieder, erhielt aber sofort noch zwei Lanzenstiche in die Schenkel, sodaß er von Neuem niederfiel. Dunkelheit umgab ihn, in der Seele jedoch war es helle, ganz Licht. Er weiß, wem er geglaubt hat. Er ist des süßen Trostes gewiß, daß Christus sein Leben und darum droben sein Bürgerrecht ist, und ruft aus: „Was schadet's ? Den Leib können sie tödten, nicht aber die Seele!" Das waren seine letzten Worte. Zum dritten Male rafft er sich auf, als plötzlich ein furchtbar betäubender Schlag auf's Haupt ihn dahinstreckte. Als plündernde Feinde, mit Fackeln in der Hand zwischen den Leichen dahingehend, die Verwundeten quälend und die Todten schändend, zu Zwingli kamen und ihn noch lebend fanden, fragten sie ihn, ob man ihm einen Priester bringen solle, der ihn die Beichte höre, Zwingli schüttelte verneinend das Haupt. Als die Gesellen, ohne ihn zu kennen, ihm als einem der hartnäckigen Ketzer zürnten und ihn schmähten, kam Hauptmann Vokinger von Unterwalden hinzu, ergriff sein Schwert und versetzte ihm in den Hals den Todesstoß. Der katholische Schriftsteller, Salat von Luzern, frohlockt darüber und sagt: „Man ließ die Züricher wie Hunde sterben, oder gab ihnen noch einen Stich, damit sie desto eher zum Teufel, für den sie gefochten, geführt würden. Die Messe oder der Tod ist unser Losungswort." Während Vokinger mit dem Wuthgeschrei: „Stirb, du schändlicher, verstockter Ketzer, Verbrecher und Verräther!" dem Zwingli das Schwert in den Hals stieß, verschied dieser im Alter von 47 Jahren 9 Monaten und 11 Tagen. Zwingli lag nun die Nacht hindurch unter den Todten und Verwundeten auf der rechten Seite des Schlachtfeldes gegen das Kloster hin, ganz nahe an der Straße, die über den Albis nach Zürich führt. Als die Sieger am Morgen über das Schlachtfeld schritten und unter den Erschlagenen so angesehene Männer erkannten, da begriffen sie erst die ganze Größe ihres Sieges. Des Jubels konnten sie nicht satt werden, als sie Zwingli zu ihren Füßen sahen. „Da war ein wundergroß Zulaufen den ganzen Morgen, Jedermann wollte den Zwingli sehen." Der Ausdruck des entschlossenen Muthes, mit dem er gestorben, blieb ihm auch im Tode. Kaplan Bartholomäus Stocker von Zug, ein genauer Bekannter Zwingli's, bezeugt, derselbe habe so frisch und kräftig ausgesehen, wie wenn er predigte. Der alte Hans Schönbrunner aber, der ehemalige Chorherr beim Fraumünster in Zürich, welcher mit Stocker auf das Schlachtfeld gekommen war, konnte, da er vor Zwingli's Leiche stand, sich der Thränen nicht enthalten und sprach: „Was auch dein Glaube war, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse gewesen. Gott sei mit deiner Seele!" Endlich wurde die Trommel geschlagen, um das ganze Heer der fünf Waldkantone

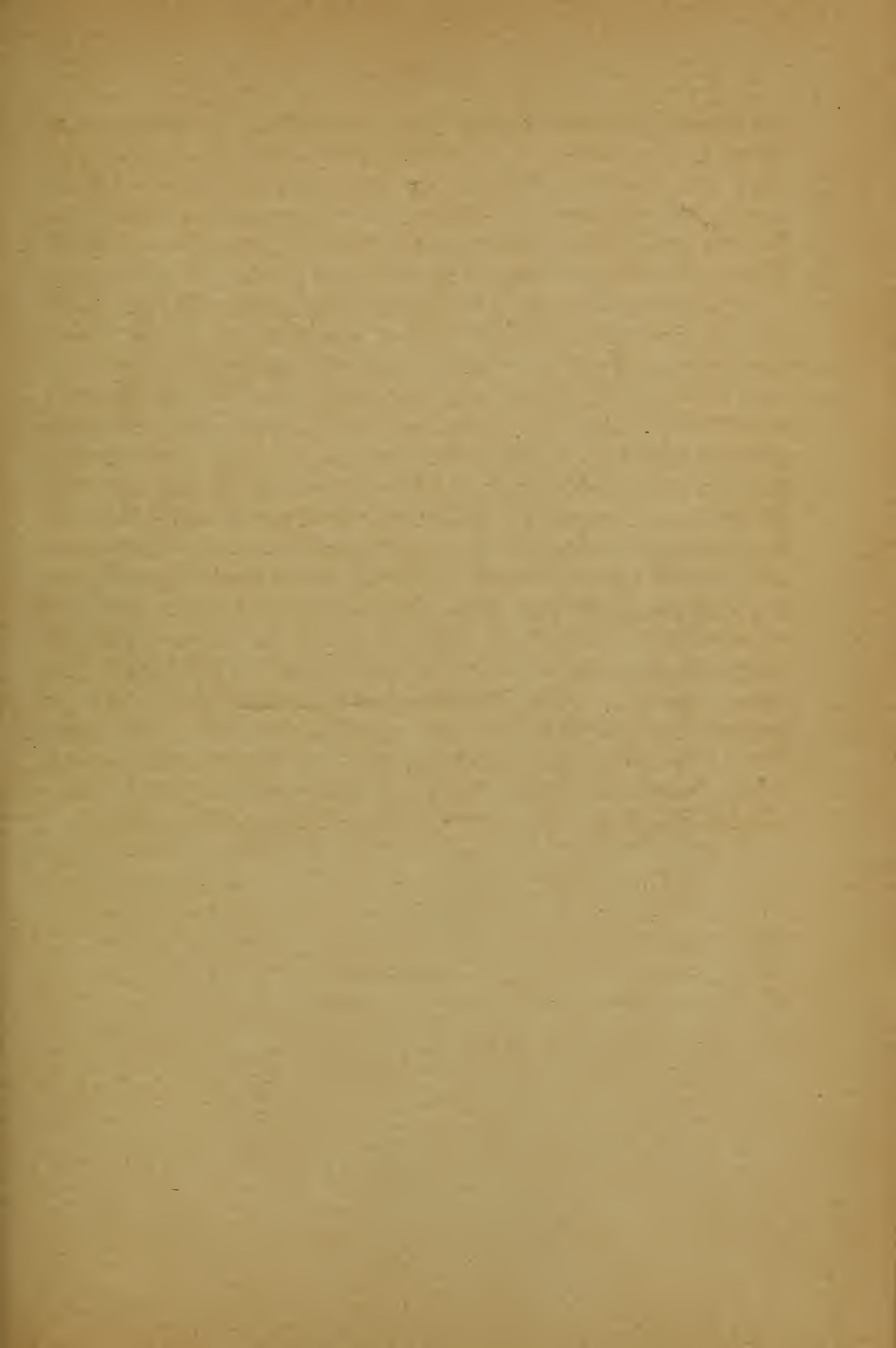
dadurch zu versammeln und Gericht über des Erzketzers Leichnam zu halten. Die Pensionäre wollten: „Haut ihn in fünf Stücke und schickt in jeden der fünf Kantone eines.' Schultheiß Golder und Landammann Thoß von Zug ermahnten die Krieger, die Todten ruhen zu lassen, indem Gott allein das Gericht gebühre. Mit wildem Geschrei wurde jedoch von der Menge erkannt, daß Zwingli durch Henkers Hand geviertheilt und mit Unrath gemischt hernach verbrannt werden solle. Der Henker von Luzern vollzog das Gericht. Die Ueberreste wurden nach allen vier Winden geschleudert. Abends sieben Uhr traf die erste Nachricht von der schrecklichen Niederlage in Zürich ein. Der Schrecken war um so größer, da er so unerwartet kam. Auch Anna Zwingli hörte den Ruf: „Zwingli ist todt!" Da küßte die unglückliche Gattin ihre Kinder, kniete mit ihnen nieder und seufzte: „Herr, dein Wille geschehe, und nicht der unsrige!" Als sie vollends hörte, daß auch ihr Sohn Gerold, ihr Bruder, ihre Schwiegersöhne, ihr Schwager, ihr Vetter und viele andere aus ihren Freunden gefallen seien, da schwamm das arme Weib in Thränen und ihre Kinderchen weinten mit ihr.

Die Nachricht über Zwingli's Tod verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland. Die katholischen Fürsten sandten Jubelschreiben an die fünf Waldstätte. Oestreich und Rom folgten nach. Auch Luther stimmte in den Jubel der Katholiken ein und verfolgte seinen verhaßten Gegner auch im Tode mit Lästerschriften und freute sich des Strafgerichtes, das über Zwingli und die Seinigen gekommen sei! Dagegen liefen aus Elsaß, Schwaben, Hessen und von manchen deutschen Städten Beileidsschreiben an den Rath von Zürich ein, durch welche die Züricher nicht wenig getröstet wurden, indem sie erkennen konnten, daß wenn jene Feinde des Sturzes Zwingli's sich auch freuten, durch ganz Deutschland dennoch Tausende von Herzen lebten, die als unvergängliche Huldigung gegen den großen Reformator Thränen weinten und Schmerzensrufe ertönen ließen. „Mögen unsere Feinde sich seines Leichnams freuen und die Unschuld schmähen: er lebt noch und wird ewig leben. Der tapfere Held läßt ein unvergängliches Ruhmesdenkmal zurück, das von keinen Flammen verzehrt werden kann. Gott, zu dessen Ehre er bis auf den Tod gewirkt hat, wird sein Andenken verherrlichen. Und ich, für den er so Vieles gethan, werde seinen Ruf vertheidigen und seine Tugenden preisen." So sprach Leo Jud, Zwingli's treuer Gehülfe an der zürícherischen Kirche. Auch Oekolampadius, der im Schmerz über den Ausgang der Schlacht bei Kappel schon kaum sechs Wochen nach Zwingli's Tode, am 24. November, starb, ließ sich angelegen sein, seinen vielen Freunden in Deutschland zu beweisen, wie

Zwingli als treuer Hirte mitten unter seiner Heerde das Leben für sein Vaterland und seine Kirche dargebracht habe.

Seit dem 11. Oktober 1531, dem Tage, an dem Zwingli des Abends, nicht lange nach dem Untergange der Sonne, starb, sind drei Jahrhunderte verschwunden, und mit ihnen drei volle Geschlechter eilig vorüber geflohen und dahin geflogen. Aber Zwingli's Name und sein Werk sind nicht verschwunden. Sie leben noch und stehen in hohem Segen. Zwar würde ihr Andenken unter uns noch unendlich höher stehen, wenn es nicht eine krankhafte Richtung des Zeitgeistes wäre, diesen großen Mann immer nur und unnöthiger Weise im Hinblick auf Luther zu messen und zu beurtheilen, wodurch Jener nothwendig zu kurz kommen muß, was nie der Fall da sein wird, wo man ihn aus sich selbst beurtheilt. Seine erste Erziehung als Hirtensohn in der toggenburgischen Alpenwelt, wo er schon so frühe seine ersten, bis zum Tode ihm gebliebenen Eindrücke von der Herrlichkeit Gottes empfing und mit freiem Blicke über jeden Menschentand hinwegzuschauen lernte; sein frühes Heranreifen für den von Gott ihm angewiesenen Lebensberuf in so glücklichen, freien und fördernden Familien- und Verwandtschaftsverhältnissen, verbunden mit einem so herrlichen Naturell, daß er schon als Jüngling das Leben und seine Aufgaben fröhlich, muthig und überall mit bestem Erfolge anfassen durfte, und noch etwas später über die rohe, entsittlichte Gegenwart hinweg schauend, mit einem förmlich weltumfassenden Blick sich schon im Voraus an einer bessern Zukunft freute, und an der Hand des Wortes Gottes planmäßig, besonnen und höchst weise den Grundstein dafür legen konnte; der mitwirkende Einfluß sehr betrübender Verhältnisse seines eidgenössischen Vaterlandes zur Zeit seiner reformatorischen Wirksamkeit; der allzu frühe Tod, durch den er mitten aus seinem Werke der Rekonstruktion der Kirche und des Vaterlandes herausgerissen wurde: sind für sich selbst sprechende Gesichtspunkte, ja der allein zuläßige Maßstab, um dem großen Manne gerecht zu werden, der in nicht ganz 13 Jahren unter den schwersten Gefahren und unter furchtbarem Widerstande einen vollständigen Grund und Unterbau für die gesammte Ev. Reformirte Kirche der Schweiz und des Auslandes gelegt hat. Mochte der sächsische Zeitgenosse noch so feindselig und der genfer Nachfolger nach ächt französischer Manier noch so geringschätzig auf seine Person und seine Arbeit herabschauen: Zwingli blieb der große, fort und fort geliebte Reformator der Schweiz, der tonangebende Begründer und erste Vater der gesammten Reformirten Kirche, dessen mit den Waffen des Geistes und auf dem Grunde der Apostel und Propheten erstrebte kirchliche Reform sich so gewaltig

dem Gewissen des Volkes bezeugt hatte, daß sie bis auf den heutigen Tag treulich gepflegt worden ist. Das brüderliche Band der Geistesgemeinschaft, welches er mit Württemberg und Bayreuth, Pfalz, Hessen und Brandenburg, mit den Fürsten und Städten am Niederrhein, mit Holland und England geknüpft hatte, gewährte noch Jahrhunderte nach seinem Tode der Schweiz das erhebende Gefühl, daß, wenngleich Zwingli, ihr größter Lehrer, getödtet worden sei, so sei doch das von ihm gestiftete Werk unzerstörbar. Ein ewig köstliches Wort bleibt es, was Bullinger an die Freunde und Verehrer Zwingli's in deutschen Landen, welche über seinen unerwarteteu Tod untröstlich waren, geschrieben hat: „Der Sieg der Wahrheit steht allein in Gottes Kraft und Willen und ist nicht an Zeit und Person gebunden. Christus ist auch getödtet worden und seine Feinde meinten gesiegt zu haben, aber 40 Jahre darauf offenbarte sich der Sieg Christi in der Zerstörung Jerusalems. Darum sieget die Wahrheit nicht etwa so, daß sie nicht gedrängt würde, sondern in der Drangsal findet sie ihre Bewährung. Da ist uns aber Glaube, Geduld und tapfere Beständigkeit nöthig. Die Kraft der Christen wird in der Schwachheit stärker! Darum lasset euch, geliebte Brüder in Deutschland, unsere Sieglosigkeit bei Kappel nicht zum Aergerniß werden, sondern beharrt in Gottes Wort! Dasselbe hat stets gesiegt, wenn schon die heil. Propheten, Apostel und Märtyrer seinetwegen geschmäht und getödtet worden sind. Wohl Denen, die in dem Herrn sterben! Der Sieg folgt auch zu seiner Zeit; denn tausend Jahre sind vor Gottes Augen, wie ein Tag. Es ist auch nicht nur einerlei Sieg, indem auch Derjenige sieget, der nm der Wahrheit willen leidet und stirbt!"





Geburtsstätte Huldreich Zwingli's.

17. Von 1484 — 1531.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihrer Verkettung dargestellt werden kann, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor.

Noch heute, Anno 1883, liegt an der Senkung des Dorfes Wildhaus gegen Alt St. Johann zu Zwingli's Hütte in der Mitte einer Gruppe von Häusern, die Lysighaus heißt. Die Besucher der ehrwürdigen Stätte, deren jährlich eine große Anzahl beobachtet wird, finden ein wohlgezimmertes und festgefügtes Häuschen, dessen braune Balkenwand noch heute dem Zahne der Zeit trotzt. Der Eingang und die Fenster des Hauses sind gegen Mittag. Ist man ein paar Stufen hinangestiegen, so öffnet sich im Hausgange rechts eine Thür und man tritt in die geräumige, getäfelte Stube, deren ganze Vorderwand von der Reihe der Fenster mit kleinen runden Scheiben eingenommen wird. Die Balken der niedrigen Decke überraschen durch kunstlose, aber gefällige Schnitzereien, ein Zeichen, daß der Erbauer und Bewohner dieses Hauses nicht den Armen angehörte und in seiner Stube eines behaglichen Daseins sich freuen durfte. Von der Stube steigt man in die Kammer hinauf, welche eben so geräumig ist, wie jene. Eine zweite kleinere Kammer liegt links vom Hausgange, und hinter der Stube ist der freie Raum der Küche und der Hausflur. Heut zu Tage freilich wundert man sich, daß der reiche Gemeindeammann mit seiner Familie in einer so einfachen Blockhütte wohnte. Und doch ging der nachmalige Reformator aus ihr hervor. Ein hochstehender Verwandter der Familie war der Abt Christian von St. Johann. Die Pathin Huldreich Zwingli's war die Mutter der nachherigen Aebtissin von Dänikon, Maria Sophia von Grüt. Heinrich Zwingli, schon 1475 Ammann zum Wildenhaus, war sein Großvater. Das ganze Zwingligeschlecht, das aus hochangesehenen Familienverbindungen bestand, wird im Toggenburger Archiv von 1393—1487 das rechtschaffene und ehrenfeste Zwingligeschlecht genannt. Das Gefühl, einem so berühmten Geschlechte anzugehören, gab Zwingli von frühe an das

freie, sichere und unerschrockene, aber zugleich das maß- und würdevolle Wesen, das wir bei diesem auserwählten Rüstzeuge zur Gründung neuer kirchlicher und vaterländischer Zustände bis zu seinem Tode bei Kappel finden. Bei seinem Oheim, dem Dekan von Wesen, der in Wissenschaft und Leben ein warmer Freund der neuerwachten Humanität war, scheint er die ersten und bleibenden Eindrücke über dieselbe, welche die Wohlthätigkeit von der Verherrlichung der Kirche ab auf die Theilnahme für die Armen lenkte, empfangen zu haben, die wir in seinem späteren Leben in so hohem Glanze erweitert wiederfinden, indem es Zwingli's bleiben des Werk und Verdienst ist, der erste Schweizer zu sein, welcher es als die höhere Aufgabe seines eidgenössischen Vaterlandes erkannte und als Grundsatz aussprach, daß die Schweiz eine Freistätte für Bedrängte und Verfolgte sein solle. Wie er Hutten gegen seine zahlreichen Feinde Schutz und ein friedliches Grab gewährte, wie er ebenfalls Karlstadt wider Luther's Bannflüche eine ruhige und das Gemüth des Verfolgten zufriedenstellende Wirksamkeit darbot, so erwarb er sich noch bei Lebzeiten den Dank und die liebevolle Verehrung von Tausenden, denen er in der Schweiz ein Asyl bereitet hatte. Die Reformirten, welche im Auslande, in den weit zerstreuten Ländern ihrer Heimat sehr oft die Minderzahl ausmachten, wurden von Zwingli's Zeit an gewohnt, sich aus weiter Ferne theilnehmend und hülfreich die Hände zu reichen. Indem Städte und Kantone der reformirten Schweiz sich vor allen anderen Ländern zuerst und Jahrhunderte lang ungeachtet ihrer Armuth und ihrer kleinen Verhältnisse den reformirten Flüchtlingen aus Frankreich und Italien öffneten, und indem sie mit bewunderungswürdiger Ausdauer in sehr großen Geldopfern und Unterstützungen aller Art von Geschlecht zu Geschlecht nicht müde wurden, so ehrte die Schweiz damit den ausgesprochenen Grundsatz und das Beispiel Zwingli's und brachte sie bis auf unsere Tage zur allgemeinen und segensreichsten Anwendung, bei welcher Staat und Kirche in rühmlichster Weise wetteiferten, den unglücklichen Heimatlosen ein neues Heim zu bereiten, oder, wenn sie der Ueberzahl der Flüchtlinge nicht selbst eine Heimat gewähren konnte, eine solche bei auswärtigen Glaubensgenossen zu ermitteln und sie unter sicherm Schutze dahin zu befördern. Den ersten Anstoß für diese humane Richtung erhielt der junge Huldreich dadurch, daß sein Oheim, bei dem er zwei Jahre lang Studien genoß, eine Stiftung gegründet hatte für die Kinder sowol der im Wallenstädtersee ertrunkenen Schiffsleute, als der beim Holzschleifen verunglückten Holzhauer. Nachdem er zuerst eine große Summe unterzeichnet hatte, bewog er nicht blos die Bürger von Wesen, ihn in seinem Liebeswerke

zu unterstützen, sondern er vermochte auch die Angehörigen der benachbarten Glarnergemeinden mit Beiträgen behülflich zu sein. Gewiß mußte diese herrliche Geistesrichtung, die es auf das Wohl der leidenden Menschheit abgesehen hatte, dem jungen Knaben tief sich einprägen!

Von Wesen nach Basel, dann bald darauf nach Bern gebracht, hätte er hier keinen bessern Lehrer bekommen können, als wie er einen in Heinrich Wölflin fand, um in seiner Seele eine unauslöschliche Liebe zu den Alten und zu dem Vaterlande zu entzünden. Man weiß, wie ein gründlicher und begeisterter Kenner der alten Klassiker und geschmackvoller lateinischer Dichter Lupulus war; zudem hatte er seine Liebe zum Vaterlande durch eine Chronik von Bern und durch die erste Lebensbeschreibung Niklaus von der Flüe in schönen Versen an den Tag gelegt. Zwar war Paris das ganze Mittelalter hindurch die alte Muster-Universität des Abendlandes und die berühmteste Bildungsschule der Theologen, daher auch die Schweizer daselbst gewöhnlich ihre Studien machten. Der Grund, warum Zwingli von Bern nicht auch nach Paris, sondern nach Wien kam, war, weil durch Kaiser Maximilian I. und seine gelehrte Umgebung Wien eine edle und freisinnige Schule der Humanität geworden war, wo eine geistvolle Behandlung der Alten und die Bemühung für vaterländische Geschichte besondere Pflege fand. Was diese Wienerschule dem jungen Huldreich bieten konnte, war grade Das, worauf er durch seinen bisherigen Bildungsgang so vortrefflich vorbereitet worden war. Von hier nach Hause zurückgerufen, aber voll Verlangen nach neuer Wissenschaft abermals nach Basel gegangen, ohne zu ahnen, daß er von hier nach Glarus berufen werden würde, findet er in Thomas Wyttenbach seinen „geliebten und treuen Lehrer", wie Zwingli ihn mehrere Male nennt, und von dem er Luthern erklärte, daß er von diesem Basler Gelehrten und frommen Manne zuerst unterrichtet worden sei, nicht auf die „Schlüsselgewalt der Kirche zu bauen, sondern daß im Tode Christi allein das Lösegeld für die Vergebung der Sünden liege, und daß daher der Glaube allein der Schlüssel sei, welcher dem Menschenherzen den Schrein der Vergebung der Sünden öffne." Als später Wyttenbach schüchtern zum Reformator von Zürich aufschaute, und von ihm über das Abendmahl unterrichtet zu werden wünschte, da versicherte ihn Zwingli, voll der größten Demuth, „wie er von der Lauterkeit seiner christlichen Gesinnung erfüllt sei, vor der man sich in voller Offenheit aussprechen dürfe; nie werde es ihn reuen, sein Schüler gewesen zu sein. Er wisse, daß er jener Zeit seinen Tribut habe bezahlen müssen, aber er freue sich, von den Schla-

cken derselben frei zu sein, und vergesse nie, wie die Wyttenbach und Zwingli sich zu jener Zeit verhalten haben."

Mit dem Alter von 22 Jahren sehen wir den hoffnungsvollen Jüngling zum hochbegabten Manne herangewachsen, der als ächter Sohn der höchsten und herrlichsten schweizerischen Gebirgswelt sich nicht blos im engen Kreise der Gelehrsamkeit bewegen wollte, sondern das tiefe Bedürfniß empfand, Volksmann zu sein, und der seine Freude und Ehre darein setzte, den Schatz seiner Erkenntniß zum Gemeingut des Volkes zu machen. Mit seltenem Glücke gelang ihm diese Bemühung. In Allem, das er unternahm, offenbarte er hohes populäres Geschick, eine Sicherheit und Festigkeit, welche für die Zukunft Großes versprach. Aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in Glarus datirt sich sein erstes Schriftstück, ein deutsches Gedicht, das Labyrinth genannt. Das Labyrinth, das mühselige und verirrliche Gefängniß der Welt, schließt den Minotaur, Sünde und Laster, ein. An den Wänden des Labyrinths schrecken die Gestalten grimmiger Thiere, der einäugige Löwe: Spanien, der gekrönte Adler: der Kaiser, der geflügelte Löwe: Venedig, der Hahn: Frankreich, der Ochse: die Schweiz, der Bär mit dem Ring in der Nase: Savoyen, die übermüthigen Weltmächte. Theseus, „der starke, fromme Ehrenmann," läßt sich durch die Thiergestalten nicht irren, dringt vor und beschließt, zu siegen oder zu sterben, indem er bedenkt:

> Wolan, dem Frischen hilft das Glück;
> Will's aber nicht und zeiget Tück',
> Ist's doch genug in großer That,
> Daß Einer Fleiß gebrauchet hat;
> Weil ehrlich Niemand hinnen ruckt,
> Als wer in tapfrer That verzuckt.

Der Held erlegt das Ungeheuer, denn

> Am End' entgeht der Rache nicht,
> Was hochher fährt in Uebermuth:
> Gott wartet, doch sein Arm nicht ruht.

An dieser poetischen Arbeit ist der große freie Blick des jugendlichen Mannes und für sein Vaterland glühenden Eidgenossen das Bedeutungsvolle. Ein Blick, mit welchem Zwingli die Gebrechen seiner Zeit in abschreckendem Bilde darstellt, mit besonderer Vorliebe für den Helden, der im Kampfe mit der Welt sein Leben wagt. Auch ist von hohem Werthe, daß Zwingli in diesem ersten Schriftstücke klare und bestimmte Beweise seiner christlichen Gesinnung abgibt, wie aus folgendem Verse zu sehen ist:

So ist die Welt jetzt voller Trug und List,
Daß wir von Christi Bildniß fern,
Schmachvoll! als Heiden uns bewähr'n.
Wer Unzucht, Todschlag schaffen kann,
Der gilt für einen kühnen Mann.
Sagt je uns Solches Christi Lehr'?
Niemand hat größre Lieb, denn der
Sein Leben setzt für seine Freund'.

In demselben Jahre 1510 folgte diesem ersten Gedichte ein zweites: „Fabelgedicht vom Ochsen und etlichen Thieren, den Lauf der Dinge begreifend." Auch in diesem Gedichte zeichnet sich der junge, kaum 26jährige Mann durch die Schärfe seines Urtheils über gesellschaftliche Verhältnisse und durch die Klarheit seines vaterländischen Blickes aus. Die herzzerreißenden, militärischen Verbindungen, in denen die Schweiz im 16. Jahrhundert mit dem Pabste, dem Kaiser, mit Mailand, Savoyen, Venedig und mit Frankreich stand, ließen ihn den Verfall seines geliebten Vaterlandes in fremden Kriegsdiensten sehen, und es trat ihm das Unheil in den abschreckendsten Bildern vor seine Seele. Der für sein Vaterland besorgte Kilchherr von Glarus suchte dem eidgenössischen Ruin zu wehren. Wie sehr ihm die Sache am Herzen lag, geht daraus hervor, daß er das Gedicht in kürzerer Zusammenfassung in hundert lateinische Hexameter übertrug und unter das Volk verbreitete. Auch war mit diesem Gedichte ein Ton angeschlagen, der in Zwingli's Leben immer lauter und mächtiger klingt, der Ruf für das Vaterland, den er stets mit demjenigen für das Reich Gottes auf das Lieblichste zu verbinden wußte. Hier in Glarus herrschte der erstere Ton noch vor. Den fremden Kriegsdienst sollte Zwingli durch Gottes Walten näher kennen lernen, indem er den Landesgesetzen gemäß als Pfarrer die ins Feld rückende Mannschaft zu begleiten hatte. Der erste Auszug, an welchem er Theil zu nehmen hatte, geschah im Sommer 1512 nach Pavia. Durch die italienischen Feldzüge stieg der schweizerische Kriegsruhm auf die höchste Stufe: in wessen Wagschale sich das Schwert der Eidgenossen legte, dem wog dasselbe die Herrschaft über Italien zu. Daher wurde die Schweiz der Zielpunkt europäischer Politik und der große Menschenmarkt, auf dem die Großhändler einander zu überbieten suchten. An Vadian schreibt Zwingli: „Täglich sind bei uns in Glarus fremde Gesandte anzuhören. Der Pabst will Soldaten, der Kaiser, Frankreich, Savoyen, Mailand, Venedig. Aber ich will dir lieber von Sachen schreiben, die nicht so sehr Verdruß machen." Man sieht, die erste Freude des jungen Feldpredigers an dem Kriegsleben seiner eidgenössischen Landsleute

ist verschwunden. Auch jetzt folgt er wieder der Pflicht seines Amtes und begleitet seine Glarner in die Schlachten von Novara und Marignano. Aber während die Welt den Heldenmuth der Schweizer bewundert, beobachtet jetzt Zwingli ein trauriges Schweigen. Denn er hatte sechs Tage vor der Schlacht zu Monza vor dem Heere gepredigt, das durch Bestechung und Uneinigkeit sich zu theilen drohte, und dasselbe ernst und muthig zur Einigkeit und Treue ermahnt. Werner Steiner, der neben seinem Vater, dem Landammann von Zug, zugegen war, meldet: „Hätte man ihm gefolgt, so wäre viel Blut weniger geflossen, und die Eidgenossen wären vor großem Schaden bewahrt worden." Bullinger meldet: „Im Heerlager hat er fleißig gepredigt und in den Schlachten sich redlich und tapfer gestellt mit Rathen, Worten und Thaten." Aber mit heiligster Entrüstung und Trauer wandte sich Zwingli's Seele von diesen Erinnerungen, mit Entrüstung über die gewissenlosen Miethlinge, welche ihr Volk an das Ausland verkauften, und mit Trauer über das allgemeine Unglück und das Sittenverderbniß des fremden Kriegsdienstes.

Da Zwingli mehrere Male in Italien war, und mit dem Heere einen großen Theil der Lombardei durchzogen und durch längeren Aufenthalt kennen gelernt hatte, so konnte der große Mann, der in ihm war, Rom nicht verborgen bleiben. Schinner will ihn an Rom fesseln, ebenso Falk, das Haupt der Parthei des Pabstes in Freiburg. Doch von Innen heraus war Zwingli durch Vaterlandsliebe und Gottesfurcht zu gut verwahrt, um in solchen Schlingen gefangen zu werden. Acht Jahre später sagt er über die Lockspeisen Rom's: „Ich bin nie so jung gewesen, ich habe in meinem Gewissen mein Wächteramt mehr gefürchtet, als mich dessen gefreut, da ich weiß, daß meiner Schäflein Blut, so durch meine Sorglosigkeit umkommen, von meinen Händen gefordert wird." Durch die Ränke der Franzosen, welche seine schwersten Feinde waren, veranlaßt, zog Zwingli nach Einsiedeln, um daselbst in der Stille auf sein letztes Arbeitsfeld in Zürich, freilich ohne Vorauswissen, gestärkt zu werden. Erasmus Schmid, Pfarrer zu Stein am Rhein, hörte zum ersten Male von Zwingli dadurch, daß er eine Schrift Glarean's kaufte und dieselbe dem Zwingli gewidmet fand. Er wendet sich an Johannes Oechslin, den spätern Pfarrer auf Burg, jetzt aber noch Helfer in Einsiedeln, und frägt ihn äußerst neugierig, ob er diesen Mann kenne. Dieser, vor Freude bebend und stammelnd, sagt: „Der, der ist's, dessen ich schon so vielmal erwähnt. Der ist's, der Erste aller Schweizer, ohne Vergleich; der ist's, der bei seinen Landsleuten die Wissenschaften zuerst einheimisch machte, der gleich ausgezeichnet

Bildung und Sitten mit Anmuth schmückt." Beatus Rhenanus schrieb ihm nach Einsiedeln: „Wol weiß ich, daß du und deines Gleichen dem Volke die reine Lehre Christi aus den Quellen vortragen, nicht durch scholastische Auslegungen entstellt, sondern von Augustin, Ambrosius, Cyprian, Hieronymus ächt und lauter erklärt. O! daß die Schweiz viele deines Gleichen hätte! So könnte es endlich leicht dazu kommen, daß unser Volk bessere Sitten annähme. Gewiß ist das Volk auf alle Weise belehrbar, wenn es nur nicht an Solchen fehlt, welche Christum predigen können und wollen."

So trat er mit seinem 35. Lebensjahre in Zürich auf, an dem Orte, von dem er, wie er zwei Jahre später, 1520, in einer Predigt auf der Kanzel bekannte, als er noch in Glarus und Einsiedeln stand, meinte: ‚er habe, als er früher einmal nach Zürich gekommen, daselbst ein so schändliches Leben gefunden, daß er bei sich selbst gesagt und Gott gebeten habe, er möge ihn behüten, daß er in dieser Stadt nicht Pfarrer werden müsse."

„Von Leib und Gestalt," wie Bullinger sagt, „ein schöner Mann, von blühender Gesichtsfarbe, von mehr als mittlerer Größe, begabt mit einer nicht sehr starken Stimme, welche aber zu Herzen ging, weil Geist und Leben aus ihm sprach, und weil er von der Größe seiner Aufgabe erfüllt war. Daher redete er auch in seiner ersten Predigt nicht von sich, von seiner Person und seinen Vorsätzen, sondern vom „Geschlechte Jesu Christi." All sein Trost stand allein mit fröhlichem Gemüthe zu Gott; darauf ermahnte er auch die ganze Stadt Zürich, daß sie allein in Gott vertraute." Wie ihm die Auslegung der heil. Schrift die höchste Aufgabe war, und wie er es verstand, seine Kenntnisse der Klassiker und seine philosophischen Studien zu verwerthen, zeigen seine exegetischen Bearbeitungen der verschiedenen Bücher der heiligen Schrift. Gründlich und tief wies er an der Hand der heiligen Schrift die Sünde des menschlichen Herzens im Allgemeinen und die Gebrechen der Zeit im Besondern nach, und wie allein in Christo das Heil zu finden sei. Es ist sein offener Blick, es ist die tiefe Kenntniß des Menschenherzens und seiner Bedürfnisse, es ist das klare, maßvolle Urtheil, welches Alles, verbunden mit den Parallelstellen aus den Klassikern und den treffenden, mitten aus dem Leben genommenen Beispielen, so wohlthätig anspricht und auf die Schrift Schritt für Schritt ein helles Licht wirft.

Einige Proben seiner herrlichen Schriftauslegung:

1. Ueber Matth. 16, 17.

„Fleisch und Blut nimmt nicht an, daß Gott Mensch sei und daß durch

sein Leiden alle Menschen selig werden. Wer aber glaubt, daß durch Christum aller Welt Sünde bezahlt wird, der hat's von einem anderen Schulmeister, nämlich von Gott: wir müssen uns auf das Erbarmen Gottes verlassen. Das Fleisch, das ist der Mensch, kann nicht ermessen, daß sein Gutes so klein ist und seine Sünde so groß, daß er nicht zu Gott kommen mag. Wenn er aber einsieht, daß seine Kraft, sein Vermögen und Thun nichts ist, sondern daß allein Gottes Gnade uns selig macht: solches Wissen und Erkennen kommt von Gott; und so dem Menschen solches Wissen von Oben herab kommt, so ist's ein Gottesleben und er ist jetzt ein himmlischer Mensch."

2. Ueber Matth. 13, 57.

„Der Prophet muß sich selbst verschätzen, und so er das thut, so sieht er kein Ding an, weder seinen Leumden, noch sein Gut, noch sein Leben, sondern er hat Alles verschätzt um Gottes willen, räth das und redet hoch und theuer Alles, was zur Gerechtigkeit dienet, und straft die Laster. Das weltlich Regiment straft nicht den Zorn, in Folge dessen Einer den Andern schlägt, sondern den Streich und Schlag, straft auch nicht das Verkuppeln, woraus der Ehebruch erwächst, sondern den Ehebruch. Darum ist der Prophet geordnet, daß er hervorziehe die Laster, woraus Mord und Diebstahl erwächst. Aber der Prophet straft und zieht die innerlich heimlichen Dinge hervor. Daher ist zu ermessen, daß, wo Gott Propheten zu einem Volke schickt, diese ein Zeichen sind, daß Gott diesem Volke gnädig ist und daß er dasselbe vom Laster ziehen will.“ .... „Der Prophet muß lange zuvor den Tod und das Sterben in's Auge fassen und um der Wahrheit willen leiden können, sonst ist er kein fester Prophet. Wer sich den Tod familiär macht, der erschrickt nicht ob dem Tod: er ist keine Verderbung, sondern eine Aenderung. Man muß Propheten haben, wie Schnitter in der Ernte. Welchen nun eine Liebe des Todes und der ewigen Güter erfäßt, der gewinnt eine Unlust und einen Abscheu ob den Lastern. Er erhebt sich, sie nämlich zu strafen und ihnen zu wehren, und das bringt den heutigen Span. Das Evangelium straft unsere Laster: das wollen wir nicht leiden, da erhebt sich der Span."

3. Ueber Matth. 15, 19.

„Wenn wir das Gute und Rechte thun, so thun wir's allein darum, daß es uns gut und ehrbar und nützlich ist. Gibst du Almosen, so gibst du, weil du meinst, man werde dich als barmherzig loben. Besuchst du die Kranken, so thust du's, daß man spreche: das ist doch ein guter Mensch, und daß man dich nach deinem Tode lobe. Kurz, aus dem Herzen kommt

nichts Gutes. Thut es schon Gutes, so will es gesehen sein, es ist eigennützig, es will sein genießen, ja es will, daß ihm wohl sei bei anderer Leute Schaden. Eigennutz ist die rechte Brunnader der Laster. Es ist ein starkes, böses Ding um den Bresten der Sünden. Darum wer die kleinen nicht verzaumt, der fällt gleich in die großen. Daraus erhellt, welch ein elendes Geschöpf der Mensch sei, weil er nicht nur einem Laster, sondern vielen ergeben ist. Nun vermag der Mensch nicht ein Haar zu ändern, seinen Leib länger oder kürzer zu machen, viel weniger seine Anfechtungen und Begierden. Gott allein kann es thun, der weiß, woraus der Mensch zusammengesetzt ist. Er, Gott, muß dem Menschen ein anderes Herz und Gemüth, einen andern Geist geben, muß ihn ändern. An einem Knaben sehen wir so recht den Bresten. Zuerst weiß er nichts von Sünde und Unrecht, das heißt, er meint, alle Dinge seien recht. Kinder fragen ja nicht nach dem Rechten, sondern nach Kirschen, Nüssen, Birnen; nach Gottes Wort und nach Beten fragen sie nicht. Wenn es nun beim Knaben zur Vernunft kommt und diese erstarkt, so ist der Bresten noch immer da. Wenn ihn nun Gott erleuchtet, und ihm der Bresten oder seine Sündhaftigkeit mißfällt und er ihm gerne los wäre, dann wird er ein Gläubiger. Also will uns Gott üben; denn der Mensch ist zu Mühe und Arbeit und Kummer geboren: das macht uns demüthig, schlägt uns den Muthwillen und Gammel nieder, lehrt uns seufzen und wachen und immerdar zu Gott um Hülfe schreien, die Laster verzaumen und nach den himmlischen Dingen trachten."

4. Ueber Matth. 21, 28.

„Das ist nach hebräischer Art gesprochen, als ob ein Mensch gewesen, der zwei Söhne gehabt &c., ist aber nur ein Gleichniß. Also merken wir, wie Christus durch dieses Gleichniß zweierlei Menschen hat bezeichnen wollen. Etliche, die auf ihre Frömmigkeit vertrauen wollen und darauf ausgehen, die wollen angesehen sein, als hätten sie das gethan, was Gott sie geheißen, so sie es doch nicht thun; vielmehr thun dieselben nur die Werke, die sie erdacht, die Gott nicht geheißen hat. Er schätzt sich selbst fromm. Aus solchen Werken will er geehrt und gerühmt sein und hofft Lohn darin. Erkennen, daß wir Alle Sünder sind, und daß wir der Gnade und Barmherzigkeit bedürfen, das ist wahrlich fromm sein. Das tägliche Vornehmen des Menschen, den irdischen Dingen anzuhangen und nicht den göttlichen, das bezeichnet hier Christus mit der Weigerung des ersten Sohnes, da er spricht: Ich will nicht! als ob der Mensch spräche: Ich will nicht thun, was Gott will, sondern was mir Fleisch und Begierde eingibt. Wer auf

seine Frömmigkeit baut, kennt sich selbst nicht; wer sich selbst nicht kennt, kennt Gott nicht; wer Gott nicht kennt, der glaubt nicht; wer nicht glaubt, dem ist Alles Sünde, was er thut. Haben wir wider Gott gesündigt und erkennen wir das und ergeben uns ganz an Gott, so wird uns geholfen, und das ist die Wiedergeburt."

Bei so herrlichen Geistesgaben rügte und strafte Zwingli die Mißstände der Zeit offen und frei und zeigt, daß ein Prediger bei derartigen Uebelständen, wie sie damals vorlagen, weder schweigen könne, noch dürfe. „Solches beschalt und strafte Zwingli scharf, und zeigte, wie solcher Muthwille Jedermann, besonders aber den Eidgenossen übel anstehe. Der von den Eidgenossen wegen seines Muthwillens aus der Schweiz vertriebene Adel habe dergleichen nie geübt." Seinen Ernst und seine Treue in Erstrebung der eidgenössischen Wohlfahrt seines Vaterlandes melden folgende zwei Briefe an Vadian und Myfonius. Dem Ersten spricht er seine Freude aus, daß er in evangelischen Schriften seine Erbauung suche. „Der Christ soll seine Hoffnung nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Reinheit seines Lebens setzen, welche zuerst mit der Liebe Gottes und dann derjenigen des Nächsten verbunden ist. Beim Lesen der Schriften, in welchen der Geist des Paulus und der heiligen Väter weht, wirst du selbst von dieser Flamme entzündet, und befeuerst und erleuchtest du auch Andere." Dem Zweiten eröffnet er seine ganze evangelische Gesinnung: „Es ist die ziemlich sichere Hoffnung aufgegangen, daß Christus und sein Evangelium wieder aufleben werden, da nicht wenige rechtschaffene und gelehrte Männer mit aller Kraft darauf lossteuern, daß die Saat zur Reife komme und Frucht bringe." Das noch stark wuchernde Unkraut dürfe nicht allzu große Besorgniß erregen, man solle es ruhig wachsen lassen bis zur Zeit der Ernte. Dann entwickelt er dem Myfonius eingehend und getrost an der Hand der heil. Schrift seine gewisse Siegeshoffnung, fügt aber hinzu: „Ich darf dir nicht verhalten: die Kirche, glaube ich, wie sie durch Blut errungen worden, kann auf keine andere Weise als durch Blut erneuert werden. Die Welt und Christus werden nie zusammen gehen; und die Verheißung jener Vergeltung durch Christum ist mit Verfolgungen verbunden. Er sendet die Seinen wie Schafe mitten unter die Wölfe. Siehe, Bruder, wie du hoffen könnest, ein Schaf Christi zu werden: gewiß so, wenn du zur Ehre Christi Alles thust und Alles leidest; wenn die reißenden Wölfe dir den Tod drohen, wenn sie mit den Zähnen knirschen und mit ihren Krallen dich zerfleischen. Sei du nur guten Muthes; nie werden unserer Zeit Männer fehlen, welche Christum echt predigen und welche ihr Leben gerne für ihn

dahingeben werden, auch wenn ihre Namen nach diesem Leben bei den Menschen verlästert werden. Was mich betrifft, so erwarte ich mit Ergebung alles Schlimme von Allen, sowol Geistlichen als Laien; Christum um dies Eine flehend, daß er mir verleihe, Alles mit männlichem Herzen zu tragen, und daß er mich sein Gefäß, zerbreche oder fest mache, nach seinem Wolgefallen."

Nachdem das Werk der Glaubensverbesserung in Zürich und Umgegend zwei volle Jahre grundlegend und auferbauend in Gang gebracht worden war, richtete Zwingli sein Augenmerk auch auf die Bergkantone und suchte die Waldstätte für das Evangelium zu gewinnen. In Luzern, dem Vororte der fünf Waldorte, gewinnt er Johannes Zimmermann und Jodokus Kilchmeier, und tritt mit diesen zwei Predigern in lebhaften Briefwechsel. In Zug arbeiten für das Evangelium Werner Steiner, der treue Anhänger Zwingli's, und Bartholomäus Stocker; aus Graubündten gibt Jakob Salzmann vom Wachsthum des Wortes Gottes Kunde. Von Solothurn und Freiburg hegte er eine Zeit lang das Beste, indem er mit dem Schullehrer Melchior Dürr und mit dem Organisten Hans Kotther in Verkehr trat. In Konstanz, der Stadt des Bischofes, mehrte sich rasch und kräftig das evangelische Leben, indem es Zwingli gelang, an den Predigern Johannes Wanner und Johannes Zwick gleichgesinnte, entschlossene Freunde zu gewinnen. Freudig verfolgt Urban Rhegius von Lindau aus das Wort Zwingli's und nennt ihn die „Zierde der wiederauflebenden Theologie." In Basel war es Oekolampadius, der sich am 10. Dezember 1522 an Zwingli wendet und um seine Freundschaft bittet, indem er unter Anderem sagt: „Wer sollte Den nicht lieben, welcher das Werk Christi mit solchem Eifer treibt? der seine Schafe mit solcher Treue weidet? der den Wölfen so furchtbar ist, der als eine Mauer des Hauses Israels dasteht, der uns jene alten Verehrer und Pfleger der Religion in Wort und Leben darstellt."

War bisher Zwingli nur höchst vorsichtig aufgetreten, indem er alle Einrichtungen der alten Kirche noch bestehen ließ, so erklärt er jetzt in seinen 67 Thesen die Unvereinbarkeit der römischen Mißbräuche mit der ewigen Wahrheit und dem Worte Gottes. Diese Thesen oder Artikel, deren Auslegung später folgte, sind eines der herrlichsten und merkwürdigsten Denkmäler der Reformation und von ewig bleibendem Werthe. Bestimmt, klar und scharf legte Zwingli in denselben das Programm über den ganzen Umfang, die Tragweite und die Ziele der Reformation nieder. An die Spitze seiner Thesen stellte Zwingli das Evangelium, dessen Summe ist, daß Jesus Christus als der wahre Sohn Gottes, unser ewiges Heil

und das Haupt der Gläubigen sei (1—7). Daraus folgt, daß, im Gegensatz mit dem römischen Begriff der Kirche, die aus dem Klerus besteht, der wahre Begriff der Kirche in die Gemeinschaft der Heiligen, d. h. aller Glieder der Gemeinde als des Leibes Chr'sti, der Kinder Gottes, gesetzt wird. Diese sind also an das Haupt und seine Herrschaft gebunden, nicht an die geistlichen Satzungen (8—13). Im Glauben allein ist daher das Heil und Christus der einige Hohepriester, der einzige Mittler zwischen Gott und Menschen. Daher fällt der ganze Bau der römischen Kirche mit seinen Heilsanstalten dahin: Pabstthum und Messe, Fürbitte der Heiligen, Mönchsorden und Priestergelübde, Fasten, Feiertage und Wallfahrten. Die Ehe, als von Gott erlaubt, ist recht. Auch der Bann ist Sache der Gemeinde uud keines Einzelnen (14—33). Daß das ganze römische Kirchenregiment seinen Grund in der Lehre Christi habe. wird in Abrede gestellt, wol aber die weltliche Obrigkeit (34—43). Vom wahren Gottesdienste und von der Vergebung der Sünden, die nicht durch Beichte, Kasteiungen und Ablaß, sondern allein durch das Leiden Christi erlangt wird (44—60). Die Verkündigung des Wortes Gottes gibt allein die rechte Priesterweihe: daher soll jede Irrung abgethan und allein das Kreuz Christi aufgerichtet werden (61—67). Sieben Jahre und sechs Monate hatte Zwingli auf der Kanzel nur das Neue Testament abgehandelt. „Weil das gemeine Volk in achthalb Jahren des neuen Testamentes nun wohl berichtet war, bedünkte ihn gut zu sein, daß nun Einer unter den Prädikanten das Alte Testament auch an die Hand nähme, und das that er selber.“ So begann denn Zwingli Sonntags den 8. Juli 1526 in der Morgenpredigt die Auslegung des ersten Buches Moses und fuhr 34 Wochen damit fort, „wiewol er dazwischen am Freitag den Fremden, die in die Stadt kamen, zu Liebe andere Dinge predigte.“ Leo Jud und Kaspar Megander schrieben Zwingli's lateinische Erklärungen des ersten und zweiten Buches Moses nieder und gaben sie im Jahre 1527 im Drucke heraus. So unvollkommen das Nachschreiben dieser Erklärungen auch ausfiel, so wird man doch in Erstaunen gesetzt, in diesen Aufzeichnungen einen ungewöhnlichen Gedankenreichthum über die Schöpfung, die Weltordnung, die Bestimmung des Menschen, das Reich Gottes zu begegnen. Besonders überwältigt die große Meisterschaft, womit Zwingli in die Thatsachen der biblischen Geschichte und in die Anstalten des Erlösungswerkes einzuführen versteht, wie er das Einzelne in einen großen Zusammenhang bringt, mit welcher Menschenkenntniß er die historischen Vorgänge beleuchtet und dadurch Herz und Gedanken fesselt.

Zwei Jahre später versuchte auch Luther, in Predigten das erste Buch

Moses zu erklären, welche Auslegung ebenfalls von Freunden nachgeschrieben wurde. Seine Auslegung steht aber weit hinter der von Zwingli zurück, indem Zwingli's Auslegung durch wissenschaftlichen Gehalt, Kürze und Präzision überaus im Vortheile ist, während in Luther's Auslegung merkwürdig viele Wiederholungen der gleichen Gedanken und sehr häufig mit den gleichen Worten vorkommen, ebenso manche gar sonderbare Erklärungen, willkürliche Hineintragungen und mystische Phantasien. Während Luther's Auslegung nur noch den Werth einer mittelalterlichen Kuriosität hat, ist dagegen Zwingli's Auslegung auch für unsere Zeit von bleibendem Werthe durch treffende Fülle der Gedanken. Die Geisteskraft und die Seele, welche Zwingli in diese seine Schrifterklärungen legte, müssen die Gemüther mächtig ergriffen, angezogen und erfüllt haben.

Mit 1527 drang Zwingli auf Abschaffung des lateinischen, dem Volke gänzlich unverständlichen Chorgesanges der Mönche und vieler dazu gemietheter Dirnen. Er schreibt darüber an Konrad Sam, Prediger zu Ulm: „Wir müssen uns mit Händen und Füßen anstrengen, daß Alles abgethan werde, was die Hoffnung der Päbstler nähren kann. Das muß ohne Unterlaß betrieben werden, damit täglich etwas von ihrem Reiche falle, bis keine Spur mehr da ist. Leicht erneuert ein König den Krieg, dessen Heer aus der Flucht sich wieder gesammelt hat: wenn aber dieses zusammengehauen ist, so verliert Jener alle Hoffnung. So auch der römische Pabst. So lange die Bilder in den Tempeln stehen und verehrt werden, die Messe in Kraft ist, Dirnen und nichtsnutzige Mönche singen und sich beständig wieder rekrutiren, gibt er Nichts von seiner Hoffnung ab: sie fällt aber dahin, wenn dieses Alles fortgeschafft ist. Daher darf nicht so gezaudert werden." Ein Gemeindegesang bestand vor der Reformation nicht. Die Hussiten freilich wollten deutschen Kirchengesang einführen, wurden aber durch das Konzilium von Konstanz gewarnt. Allmählig wurde jedoch der Gesang deutscher Psalmen und Lieder mit dem Gottesdienste verbunden. Stein am Rheine und Winterthur führten schon mit diesem Jahre den deutschen Psalmengesang ein. Zwingli bezeugte darüber große Freude, daß an die Stelle des „Brüllens und Murmelns des bisherigen lateinischen Chorgesanges der wahre Gesang, der Gott gefällig sei, treten werde." Später folgte auch Zürich nach, welches für die jetzt mit dem 9. Dezember abgebrochene, weil bei abgeschafftem Chorgesange, überflüssig gewordene Orgel im Großmünster eine Prachtorgel anschaffte und mit ihr den vierstimmigen Kirchengesang begleitete. Das erste reformirte Gesangbüchlein von Johannes Zwick, Prediger zu Kon-

stanz, enthält eine große Anzahl Lieder von Zwingli, Leo Jud und den beiden Reformatoren von Konstanz. Mit dem 6. Januar 1528 begann das berühmte zwanzigtägige Bernergespräch, um weiter über die Einigkeit des wahren christlichen Glaubens und rechtschaffenen Gottesdienstes zu sprechen. Mit großer Zuversicht hofften die Berner auf die Ankunft Zwingli's. „Alle Frommen," schreibt Berthold Haller an Zwingli, „leben der zuversichtlichen Hoffnung, du werdest nicht ausbleiben. Dir ist bekannt, wie viel an Bern gelegen ist; und welche Schande das uns, und welchen Schaden dem Evangelio brächte, wenn wir der Aufgabe nicht gewachsen wären. Wolan denn, komm! wir hängen zwischen Thür und Angel und halten den Wolf an den Ohren, aber wir wissen nicht, mit ihm fertig zu werden. Wir sind der Aufgabe nicht gewachsen. Wir müssen darum dich haben. Zeige uns Weise und Wege an, den Handel zu führen, ja richte dich darnach, ihn selbst zu führen." Zwingli soll die Präsidenten für die Disputation auswählen, und die in Bern fehlenden Bücher mitbringen. Er sagte zu. Am Neujahrstage trafen aus Süddeutschland viele große Gelehrte in Bern ein, die auf der Stube der Chorherren gastfreundlichst bewirthet wurden. Einige Tage später erschienen auch aus der Stadt und Landschaft Zürich über hundert Geistliche und Gelehrte aller Stände. In Bern angelangt, nahm Zwingli seine Wohnung weder beim reichen und vornehmen Claudius Mai, der sich Zwingli als Gast auserbeten, noch im „prächtigen und fast fürstlichen Hause" des Probstes Niklaus von Wattenwyl, wo er eben so willkommen gewesen wäre, sondern im bescheidenen Bürgerhause seines Verwandten, des Schneidermeisters Bernhard Tremp, dessen Haus, da er zur Zeit Spitalmeister war, leer stand. Hier kehrte auch der Bürgermeister Röust ein, keine bessere und edlere Gesellschaft wünschend, als die des Reformators. In der Barfüßerkirche wurde auf Zwingli's Anweisung die Disputation abgehalten. Um aber während der Dauer der Disputation der Gelehrten auch die Gemeinde zu erbauen, wurde von den hervorragendsten Reformatoren neun Male gepredigt. Von Zwingli zwei Male. Das erste Mal den 19. Januar, nach dem Schlusse der Verhandlungen über das heilige Abendmahl, wobei er in großer Faßlichkeit und übersichtlicher Kürze zeigte, daß Christus im heiligen Abendmahle nicht mündlich, sondern geistlich genossen werde. Ueberaus herrlich aber ist die Erklärung des ersten Artikels von Gott, wo er in populärer und durch Bilder anschaulicher Darstellung dem Volke den Begriff von Gott entwickelt, welchen er in der Schrift von der wahren und falschen Religion philosophisch ausgeführt hatte. Von besonderem Interesse ist seine Be-

handlung der Frage über die Schöpfung, die er in unsterblicher Schönheit beantwortet, als hätte er dem jetzigen modernen, materialistischen Standpunkte zu begegnen. Während Zwingli diese Predigt begann, stand ein Priester am Altar und rüstete sich, die Messe zu halten. Allein das Wort Zwingli's ergriff Diesen dergestalt, daß er die Messe verschob bis nach der Predigt, und als Jener weiter die Abendmahlslehre darlegte, wurde der Meßpriester so überwältigt, daß er am Schlusse der Predigt seines Meßgewandes sich unwillig entledigte, es auf den Altar warf und sprach, so daß es alle Umstehenden hörten: „Steht es nun so mit der Messe, so will ich weder heute noch jemals Messe halten."

Das zwanzigtägige Gespräch endigte mit dem Siege des Evangeliums über den alten Glauben. Bern schloß sich sofort dem evangelisch reformirten Städtebündniß an, Zwingli kehrte mit hohem Glanze nach Zürich zurück, und die Wetten der Katholischen, Zwingli solle nicht lebendig wieder nach Zürich kommen, waren nutzlos gethan worden; denn am 1. Februar gegen Nacht langte er mit dem Ehrengeleite von Bern glücklich in seiner Stadt an, wo eine städtische Bewirthung auf dem Rathhause auf sie wartete. Der Segen, den diese Disputation gebracht hatte, war unberechenbar und das Vertrauen, welches Bern in Zwingli setzte, that sich auf das Höchste in dem Umstande kund, daß Bern sofort ein Gesuch an Zwingli nach Zürich sandte, einige Gelehrte zur Gründung einer Bildungsschule evangelisch-reformirter Geistlichen an Bern abzugeben. Am gleichen Tage, dem 12. Februar 1528, da Bern dieses Gesuch an Zürich stellte, schrieb auch Haller an Zwingli: „Wolan denn, theuerster Zwingli, halte dich wie immer; denn wir bedürfen deines Beistandes noch viel mehr, damit Gott Das, was er durch dich bei uns angefangen, auch gleicherweise vollende." Einige Monate später war auch im Gebiete Bern's der Kriegsdienst um Sold bei fremden Fürsten und Herren gänzlich verboten.

Am 21. April, zehn Tage nach Ostern, saß die erste große Zürcher-Synode, welcher am 19. Mai eine zweite folgte! Im Oktober wendet sich der Rath von Bern wieder an Zwingli, ihn flehentlichst bittend, Bern in dieser Stunde kantonaler Noth mit seinem Rathe beizustehen, damit das Werk der Evangelisation nicht zu Schaden komme. Zwei Monate später sendet auch der Rath von Basel Abgeordnete nach Zürich und bittet um Zwingli's Beistand. Auch von Glarus und aus dem Thurgau wenden sich die Stände an ihn. Ueberall soll er rathen und helfen, da die Waldstätte allmählig von allen Seiten mit evangelisch-reformirten Städten und Kantonen umgeben worden waren und deshalb feindselige Anschläge machten.

St. Gallen, Bern, Basel, Schaffhausen und Rhätien entschieden sich für die neue Lehre. Die gemeinen Herrschaften und Unterthanenlande setzten ihr ganzes Vertrauen auf Zürich, insbesondere die großen Landvogteien Thurgau, Toggenburg, Rheinthal und das Freiamt. In allen diesen Gebieten wurde Zwingli von Behörden und Privaten in kleinen und großen Dingen um Rath und Hülfe angesprochen und von seinem Einflusse stets die glückliche Entscheidung erwartet. Allein je weiter sich der Kreis seiner Wirksamkeit ausdehnte, desto treuer und eifriger arbeitete er an Dem, was sein geliebtes Zürich im evangelischen Glauben und Leben fördern konnte, was natürlich seine Feinde immer mehr reizte, bis mit 1529 der erste Kappelerkrieg nicht mehr zu verhüten war, wozu übrigens schon 1527 der Zunder gelegt worden war durch Thomas Murner's „Kirchendieb- und Ketzerkalender," durch den Zürich und Bern auf das Heftigste empört worden waren. Der auf dem ersten Bogen obenan stehende Holzschnitt trägt auf einer geöffneten Rolle die Inschrift: Du sollst nicht stehlen. Wieder steht Christus in der Mitte des Bildes, aber jetzt zeigt er einem Haufen Reformirter, von denen ein Jeder ein Kirchengeräthe mit sich schleppt, einen Galgen, an dem Zwingli zappelt; die auf hohem Leuchter stehende Kerze ist zerbrochen und erloschen. Moses mit den Gesetzestafeln hebt drohend den Finger gegen die Herannahenden. Von zwölf Monatstabellen war in diesem Kalender keine Spur zu sehen; das Blatt soll nur eine Racheschrift sein. Daher werden in 27 runden Schildchen die Diebs- und Ketzerzeichen aufgeführt und erklärt. Wie ein Kalender Tage der Heiligen hat, so gibt Murner jedem Ketzer ein Datum mit kurzer Karakteristik, jedoch mit wenig Nachdenken und Witz, sondern in wüster und roher Geschmacklosigkeit drauf los schimpfend. Die drei angesehensten Reformatoren der Schweiz bezeichnet er so: „Ulrich Zwingli ein Kirchendieb, ein stolzer Figenfresser in der heil. Schrift, ein Giger des heiligen Evangeliums und ein Lautenschläger des Alten und Neuen Testamentes, und Magister Artium in Theologia. Oekolampadius, den Etliche Niklaus Bader nennen, Etliche Leck uns im Bad, Etliche Husschin, ein Doktor der Transsubstantiation der Disputation zu Baden, ein Schänder Mariä, ein Beckenbrotbacher und Lügner der Christenheit. Berchtholdus Haller, ein auserwählter Stillschweiger seines Glaubens: obgleich seine Herrschaft es ihm gebot, ließ er sich dennoch das Maul nicht aufbrechen, denn seine Meinung war, mit den Stimmen und nicht mit den Redenden zu Baden disputiren."

Der Kalender that seine Wirkung. Von Zeit zu Zeit gab es Versöhnungsversuche. Doch mit 1529 war der erste Kappelerkrieg nicht mehr

zu verhüten. Mit 1530 tritt die große St. Gallensynode zusammen, welche unter Zwingli's Vorsitz die segensreichsten Beschlüsse faßte. Ende des Jahres sendet Toggenburg eine Kommission nach Zürich und bittet Zwingli, auch ihm zu einer Synode zu verhelfen, was er mit Freuden zu bewerkstelligen suchte. Im Frühjahr fand dann die Synode zu Lichtensteig statt, wobei Zwingli wieder als Vorsitzer fungirte. Bullinger fügt hinzu: „Und ward Zwingli da als in seinem Vaterlande lieb und werth gehalten." Weil die Bedingungen des ersten Landfriedens bei Kappel durch die beiden Partheien ungleich ausgelegt wurden, so folgten nur zu bald neue Unruhen, die im zweiten Kappelerkriege ihre höchste Höhe erreichten. Am 16. November, fünf Wochen nach Zwingli's Tode, wurde auf der Wiese zu Teinikon am Fuße der Baarburg, im Zugergebiet, während beide Partheien einander gegenüber zu Pferde saßen, der von den Katholischen vorgeschriebene und für die Besiegten furchtbar demüthigende Frieden unterzeichnet. Der Vertrag umfaßte acht Artikel. Die Schlacht war wol verloren gegangen, aber nicht Zwingli's Werk, das vielmehr in der von ihm gestifteten evangelisch-reformirten Kirche seit 350 Jahren im schönsten Segen fortbesteht. War das erste Schmerzgefühl über das vielfache Mißgeschick überstanden, war man in der glücklichen Lage, unbefangen das bisher erstrebte Resultat der unternommenen Glaubens- und Sittenverbesserung in's Auge fassen und unbefangen mit Zwingli's Leben und Wirken überlegen zu können, so konnte und durfte man unglaublich Vieles aufzählen, das Zürich zur ewigen Ehre und zum unsterblichen Segen gereichte. Das Verbot gegen das Reislaufen blieb in Kraft, ebenso die eingeführten Sittengesetze. Besonders aber war die von Zwingli durchgeführte Glaubens- und Sittenverbesserung der Zürcherischen Kirche so überaus innig mit dem öffentlichen und häuslichen Leben verbunden, die freie Predigt des Wortes Gottes war allem Volke eine so liebe und ehrenvolle, durch heiße, innere und äußere Kämpfe gewonnene Errungenschaft, daß an ein Preisgeben derselben, an ein Zurückkehren zum alten Glauben nicht mehr zu denken war. Mit dem unerschütterlichen Glauben und Vertrauen war Zwingli in Kampf und Tod gegangen, daß, wenn er selbst auch zum Opfer für die vaterländische Sache fallen werde, Gott dennoch das nach seinem Rath und Willen angefangene Werk fortsetzen und erhalten werde. Dieses Vertrauen des großen Kämpfers für Recht und Wahrheit konnte Gott nicht beschämen. Das empfand selbst das ganze Volk der Schweiz. In heldenmüthiger Ausdauer und seltener Einigkeit war das Volk der Stadt und Landschaft Zürich mit seinem evangelisch-reformirten Bekennt-

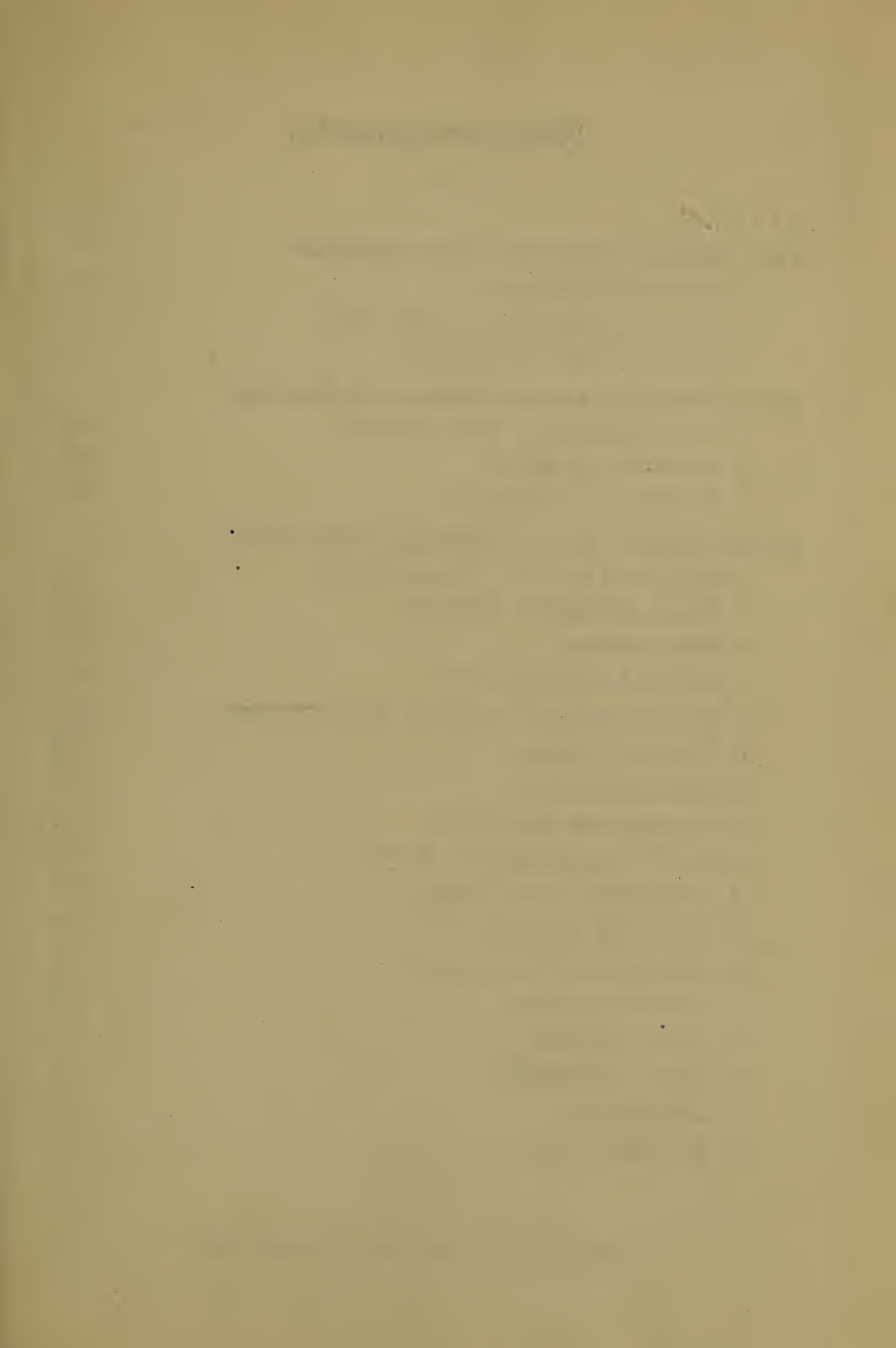
nisse lange allein gestanden, doch nur zu seiner künftigen Wohlfahrt. Es hatte sich befestigt und gestählt. Es zierte sein neues Bekenntniß mit einem fruchtbaren, neuen Leben: so daß die Theilnahme und Bewunderung der größten Gelehrten aller Stände in der Schweiz und im Auslande auf Zürich gerichtet war. Es war jetzt unter dem ganzen Volke zunächst nur Ein Bedürfniß: die durch Zwingli's Tod entstandene Lücke durch einen seiner Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter ausfüllen zu lassen. Man verlangte allgemein, daß die Kirche auch fernerhin im Geiste Zwingli's geleitet werde. Wer hätte hiezu besser dienen können als eben jener Mann, der bisher bei jeder Gelegenheit Zwingli's Stellvertreter zu sein pflegte. Aber der bescheidene Leo Jud wagte nicht ein Steuer zu ergreifen, welches bisher von so gewaltiger Hand geführt worden war, und suchte Denjenigen für Zürich zu gewinnen, welcher im In- und Auslande als der Zwingli zunächst stehende Reformator anerkannt war, und von dem man wußte, daß er Zwingli's Werk in gleicher Gesinnung und Kraft fortzuführen im Stande wäre. Heinrich Bullinger, den Zwingli selbst schon, im Fall er umkomme, zum Nachfolger bezeichnet hatte, wurde einstimmig erwählt. Die Wahl fiel glücklich aus. Sofort ergriff der neue Nachfolger die erste feierliche Gelegenheit, um den Namen seines großen Vorgängers nach Verdienen zu verherrlichen. Am Karlstage, dem 28. Januar 1532, der zu Ehren des von Zwingli gestifteten Karolinums, einer höheren Bildungsschule für Jünglinge, festlich begangen wurde, zeigte Bullinger in einer lateinischen Rede auf das Herrlichste, wie sehr Zwingli's edle Gesinnung nebst dessen umfassender Bildung ihn beseelte. Zum Schluß legte er noch folgendes Zeugniß von Zwingli ab, zu dem sich Zürich und die ganze evangelisch-reformirte Kirche mit Freuden für alle Zukunft bekannt hat: „Was kann der Aufgabe eines Propheten Gottes näher kommen als das Beispiel Huldreich Zwingli's, unseres herrlichen Lehrers? Denn in diesem Manne findest du auf einmal und vollkommen, was du von einem wahren Propheten Gottes verlangst. Unser Zwingli hat dem ganzen Inbegriff der Prophetenbildung ein solches Genüge gethan, daß du bei ihm Nichts vermissest, und selbst wenn du den gewöhnlichen Umgang betrachtest, nichts als Anmuth und Anstand findest. Schwerlich hat die Welt einen edleren und rechtschaffeneren Mann gesehen, wenn du den Karakter betrachtest, oder einen gelehrteren, weiseren und klügeren, wenn du die Leitung der großen Geschäfte erwägst. Sein Vortrag aber war edel, rein, klar, völlig kunstlos und ungeschminkt; Alles lag offen vor eines Jeden Augen und Nichts war niedrig; Alles lebte, war kräftig gedrungen und bemächtigte sich mit lie-

denswürdiger Gewalt der Herzen der Zuhörer. In Betreff der heiligen Schrift hatte er ein unbefangenes, scharfes, gewissenhaftes und unvergleichliches Urtheil. Er besaß eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in Ergründung der heiligen Geheimnisse; eine bewunderungswürdige Einfachheit und Leichtigkeit der Darstellung; eine bewunderungswürdige Trefflichkeit und Klarheit im Uebersetzen aus fremden Sprachen. Wir führen dafür blos seine Arbeiten über Jesaias und Jeremias als Zeugnisse an, die eher Kunstwerke als Schriften sind, und aus denen wir schließen können, wie groß er in Erklärung der heil. Schrift gewesen. Und wer arbeitete je in Widerlegung der Irrthümer mit mehr Glück, Umsicht und Gelehrsamkeit? Wenn Andere den Ruhm der Wiederherstellung des Evangeliums Andern beimessen, so gebührt Solches in der That unserem Zwingli: denn durch diesen Mann stellte Gott den Ruhm seiner Kirche wieder her, denn er setzte die zurückgedrängten Hauptpunkte des Testamentes und des ewigen Bundes in's rechte Licht und erneuerte sie. Nachdem die Anrufung und Verehrung des Herrn sich verdunkelt hatte, gab er der Allmacht und Güte Gottes, ja seinem einigen Wesen wieder den früheren Glanz. Er schaffte nach dem Vorbilde der frommen Könige Ezechias und Josias alle Bilder ab: damit Gott allein überall im Geiste durch Glauben und Liebe regiere. Ferner reinigte er die durch die häßlichsten Irrthümer völlig entstellten Sakramente der Kirche und übergab sie dem Volke Gottes wieder in lauterster Gestalt, nämlich die Taufe und das Abendmahl. Wie Zwingli das Abendmahl wieder herstellte, so hob er auch unzählige Mißbräuche, namentlich die Messe, auf und befreite die ganze Welt von dem offenbaren Götzendienste. Und wer hat vor ihm und nach ihm von der Vergebung der Sünden und von der Schlüsselgewalt klarer und wahrer gesprochen? Wer hat das Reich des Antichrists gewaltiger erschüttert? Wer jeden Irrthum und Aberglauben gelehrter und gründlicher aufgedeckt und umgestürzt? denn des römischen Pabstes ganzes Reich liegt durch dieses Mannes Arbeit, Frömmigkeit, Thatkraft und Gelehrsamkeit darnieder und ist von Grund aus zerstört. Dieses Alles kommt ihm ganz eigenthümlich zu, und zwar so eigenthümlich, daß er die größten Männer Europas und von beiden Partheien, die theils aus Neid und Eifersucht, und andere gelehrte Männer, die theils aus Habsucht und Unredlichkeit, (ohnehin böse Menschen), sich ihm Alle scharf widersetzten, ohne Mühe besiegte, und seine Sache von Tag zu Tag klarer und fester der Welt vor Augen stellte. Und selbst die Horde der Wiedertäufer

mußte ihm als Sieger den Preis zugestehen. Für dieses Alles haben wir die reichsten schriftlichen Zeugnisse, in denen man die ausgezeichnetste Gelehrsamkeit und Geisteshoheit findet. Denn Niemand gebietet mächtiger über seine Geisteskräfte als dieser große Mann und Wohlthäter des In- und Auslandes. Niemand schleudert das Geschoß so scharf auf den Feind, oder schießt das aufgefangene geschickter wieder zurück. Denn er ist darin über das gewöhnliche Maß bewunderungswürdig. Wer aber gewinnt mit mehr Anmuth? Wer bewegt tiefer? Wessen Lob ist edler? Wessen Ueberredungskraft wirksamer? Wessen Ermahnung feuriger? Alles an diesem Manne ist groß! Mit ganzer Wahrheit und vollem Rechte verehren wir unsern Zwingli im Gefühle schuldigster Dankbarkeit! Ja ihn, der durch viele Eigenschaften ausgezeichnet und durch reine Geisteshoheit verehrungswürdig geworden ist; der nach den größten Bemühungen für frommen Glauben und Leben in der Wiederherstellung der Freiheit und in der Erneuerung der edeln und heiligen Studien wahrhaft Erstaunliches, Unsterbliches, Göttliches geleistet hat. Aber klein ist alles bisher Gesagte, wenn wir es mit Dem vergleichen, was wir noch zu sagen haben. Denn in diesem Manne war eine feurige Liebe zur Gerechtigkeit, ein glühender Eifer für Billigkeit, ein unendliches Verlangen nach der kirchlichen und bürgerlichen Wohlfahrt seines Vaterlandes; dagegen ein unbezwinglicher Haß gegen die Lasterhaften und die Laster. Denn Niemand kann sich vorstellen, mit welcher Kraft er die träge Ueppigkeit, die mit Blut befleckten Miethsgelder und die verderbliche Oligarchie bekämpft: und wieder mit welcher Beflissenheit er sich bemühte, die Mäßigkeit, die Rechtschaffenheit und gottesfürchtige Verwaltung der Väter wieder herzustellen: um dieser Dinge willen erlitt der gottselige Mann endlich einen schönen Tod. Denn er wurde von Denen erschlagen, für welche er sich sein ganzes Leben lang bemüht, damit er sie von den Miethgeldern, dem Krieg, der Ueppigkeit, und allen schlechten Gewohnheiten ab und auf den Weg der Gerechtigkeit zurückführe."

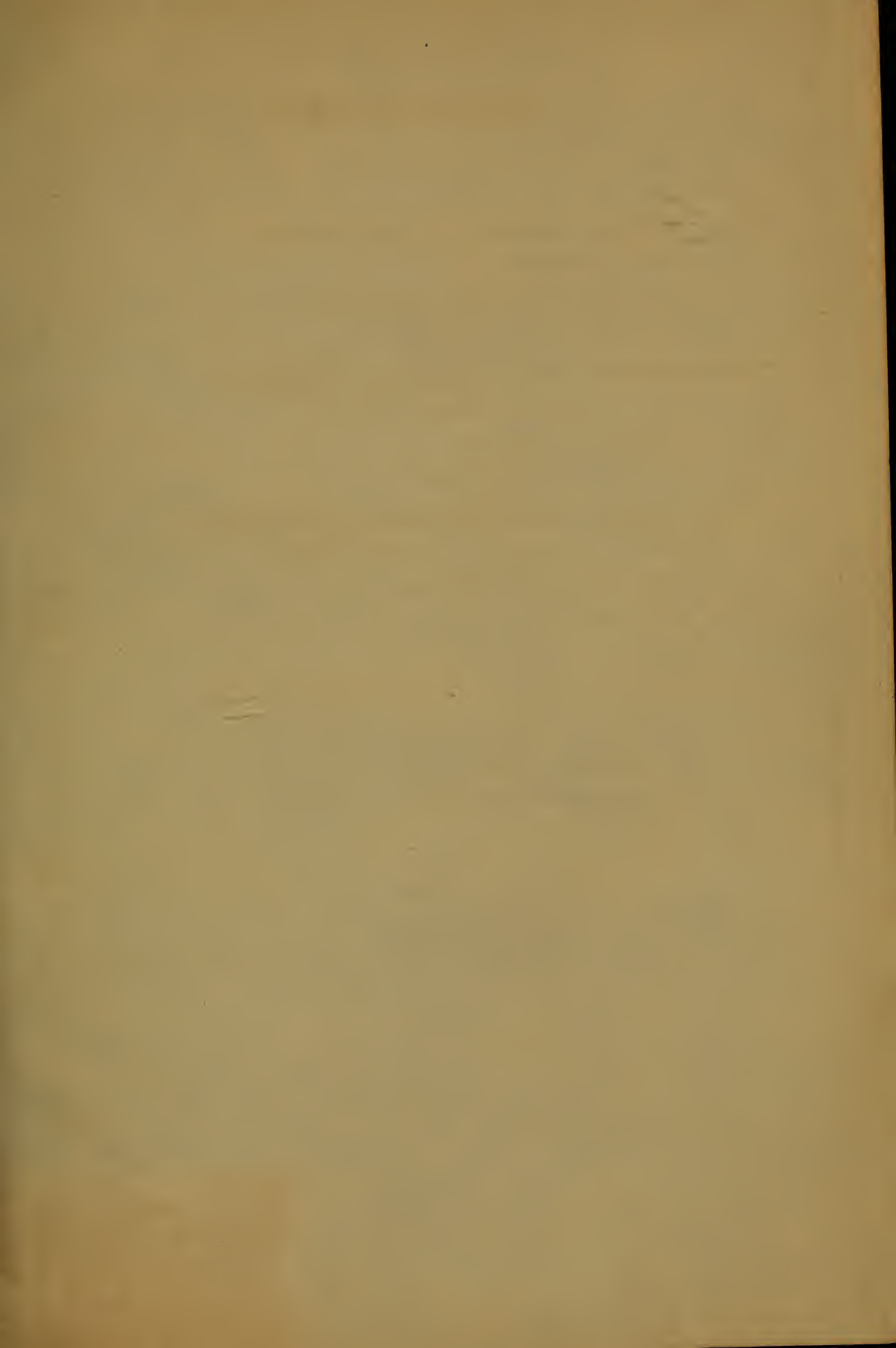
„Wir geh'n durch Nacht zur Sonne,
Wir geh'n durch Schmerz zur Wonne,
Wir geh'n durch Tod zum Leben ein!"

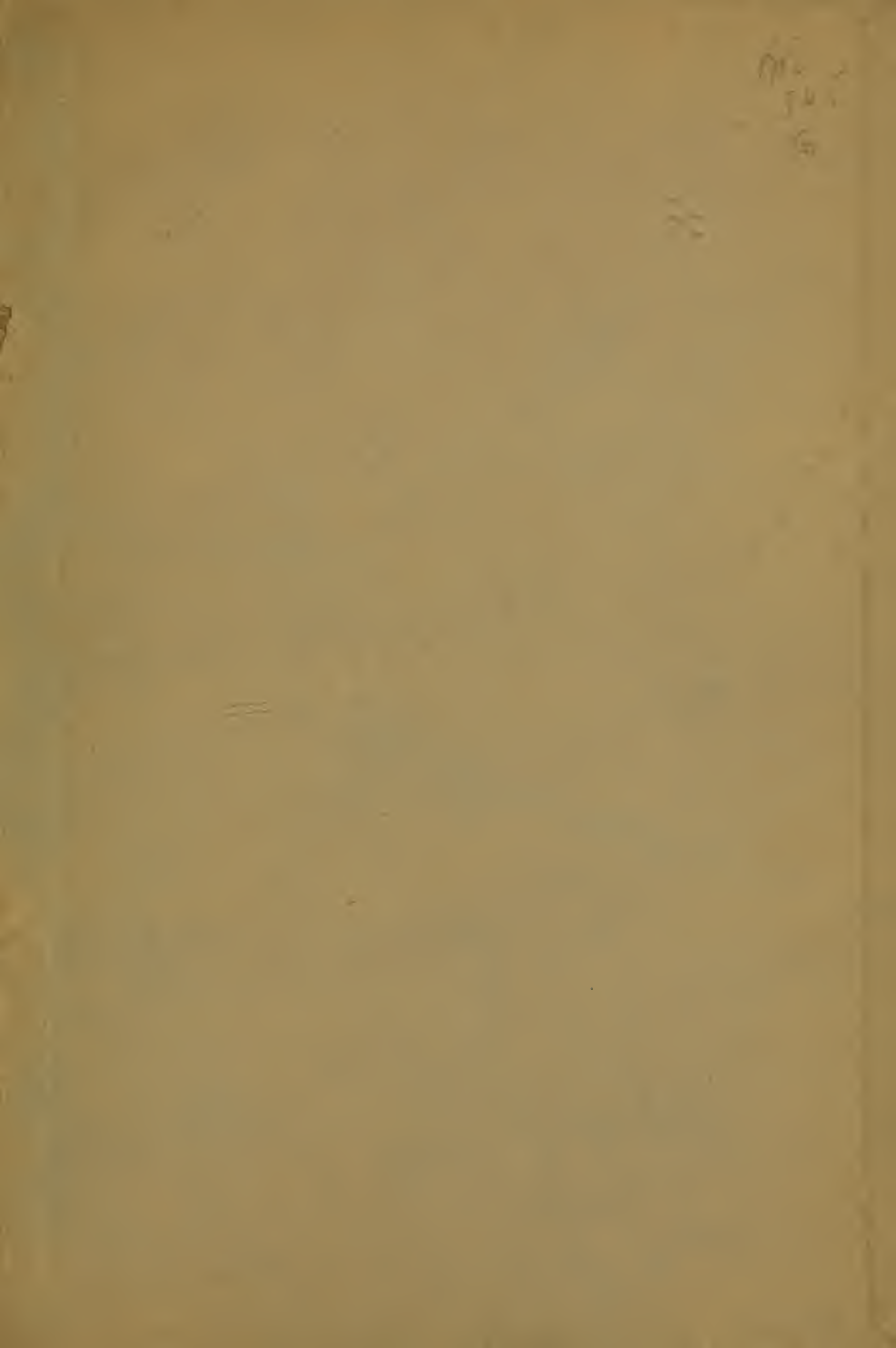
Ende.



Inhaltsverzeichniß.

Gedruckt bei H. H. Zahn & Co., Milwaukee, Wis.






LIBRARY OF CONGRESS
0 014 024 839 3